Josef Dietzgens Sämtliche Schriften

in drei Bänden

Herausgegeben von Eugen Dietzgen

Dritter Band

Stuttgart 1920
Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

Josef Dietzgens Sämtliche Schriften

Herausgegeben
von
Eugen Dietzgen

Dritter Band

Stuttgart 1920
Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

Josef Dietzgen

Erkenntnis und Wahrheit

Des Arbeiterphilosophen universelle Denkweise und naturmonistische Anschauung über Lebenskunst, Ökonomie, Philosophie, Religion und Sozialismus

Briefe und Kleinere Schriften

Zu seinem zwanzigsten Todestage
gesammelt und bevorwortet
von Eugen Dietzgen

Stuttgart 1920
Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

Druck von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H. in Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis.

Vierter Teil.

Fünfter Teil.

Begleitwort des Herausgebers.

Josef Dietzgen lebt heute, zwanzig Jahre nach seinem Tode, in mehr Köpfen und Herzen als je zuvor, die ihm dankbar sind für das Licht, welches er ihnen über die Welt und deren Zusammenhang gebracht. Als einer von diesen suche ich meine Erkenntlichkeit durch die Herausgabe der vorliegenden Sammlung von teils vergriffenen, teils noch unveröffentlichten Schriften meines Vaters über Lebenskunst, Ökonomie, Philosophie, Religion und Sozialismus zu bezeugen.

Besonders lebhaft ist das Interesse für seine universell-dialektische Denkweise und naturmonistische Weltanschauung in dem vorgeschrittensten Lande der Neuen Welt und in dem rückständigsten Großstaate Europas: in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und in Rußland. Aber auch in seiner Heimat Deutschland ist seit einigen Jahren der Kreis von verständnisvollen Anhängern in stetem Wachsen begriffen. Langsam dämmert unter den engeren Marxisten allenthalben immer mehr und mehr die Einsicht, daß in den Schriften Josef Dietzgens ein Neuland zu finden ist, das sonstwo, sowohl in der marxistischen als auch in der bürgerlichen Literatur fehlt. Zwar enthalten namentlich die Werke von Marx und Engels viele Vorarbeiten und Andeutungen in derselben Richtung, jedoch zu einer erkenntniskritischen*) Begründung und Vertiefung der philosophischen Basis ihrer materialistischen Geschichtsauffassung und ihrer Werttheorie und daher zur Erweiterung ihrer Gesellschaftslehre in eine erkenntniskritisch

*) Darunter verstehe ich die für Josef Dietzgen charakteristische Erforschung der Bewegungsgesetze des Denkens in ihrem einheitlich natürlichen und erfahrungsmäßig kontrollierbaren Universalzusammenhang, welchen — notabene — Josef Dietzgen alsdann erst zum Ausgangspunkt seiner monistischen Denklehre macht.

konsequente, naturmonistische Weltanschauung sind Marx und Engels nicht in dem Maße gekommen wie Josef Dietzgen. Diese vorläufig bloß unmaßgebliche Behauptung des Herausgebers wird voraussichtlich bald von einer berufeneren Feder als der seinigen überzeugend nachgewiesen werden.*) Hier geschieht der Hinweis als Anregung zum aufmerksamen Studium von Josef Dietzgens Schriften, welche ja weniger Bedeutung hätten, wenn dieselbe fundamentale und universelle Belehrung schon aus Marx und Engels oder aus den Arbeiten anderer, wie zum Beispiel des uns nahestehenden hervorragenden Methodologen und Naturforschers Ernst Mach, zu schöpfen wäre.

Die vorliegende Sammlung soll die Fruchtbarkeit der erkenntniskritisch begründeten Methode und Weltanschauung Josef Dietzgens durch praktische und theoretische Anwendung auf mannigfache Gebiete dartun.

Da sind zunächst ausgewählte Privatbriefe, die zur Einführung Josef Dietzgens an die Spitze gestellt wurden. Hier haben wir eine Anwendung auf das aktuelle Leben. In diesen Briefen zeigt sich Josef Dietzgen nicht nur in Hemdsärmeln, sondern in naturalibus, splitternackt, ohne die leiseste Geste für die „Galerie" und frei von jeder eitlen Pose. Diese Korrespondenz ist ein menschliches Dokument von seltenem Wahrheitswert, aber vielleicht gerade deshalb geeignet, für seichte „Übermenschen" ein Objekt gedankenloser Kritik zu werden.

So wie Josef Dietzgen hier schreibt, so sprach und so handelte er auch. Einmal weil der Empfänger diesen Ernst kannte, aber noch mehr, weil die amerikanischen Verhältnisse stets dieselbe Sprache führten, machten die Briefe einen außerordentlich tiefen Eindruck auf ihn. Zu Hause hatte der Sohn den Vater wohl auch geliebt und geehrt als besten Freund und Ratgeber, aber, angesteckt von der — gegenüber aller väterlichen Erziehung übermächtigen — Umgebung auf der Straße und in der Schule und Kirche, ihn trotzdem für einen weltfremden Sonderling gehalten. Da mutete ihn sonderbar an die demokratische Hochachtung des Vaters vor den Arbeitern und Bauern, mit denen er im Verkehr genau so respektierlich umging wie mit den Honoratioren des Nestes. Dann legte der Vater so wenig Gewicht auf Äußerlichkeiten, besaß keine goldene Uhrkette, keinen Stock

*) Ist inzwischen geschehen durch die Schrift Ernst Untermanns: „Die logischen Mängel des engeren Marxismus. Georg Plechanow et alii gegen Josef Dietzgen. Auch ein Beitrag zur Geschichte des Materialismus" (Verlag der Dietzgenschen Philosophie 1910).

mit silbernem Knauf, keinen Zylinder und ähnlichen Schnickschnack, mit dem der Kleinbürger so gern sich schmückt. Auch genierte der Vater sich nicht, in blauen Arbeitshosen, ohne Rock und mit Gartengerät auf der Schulter, vor den Augen der Mitbürger durch die Straßen des Städtchens zu seinem Gemüseacker zu marschieren, oder gar sein freiliegendes Gärtchen vor dem Hause, an der lebhaften Bahnhofstraße, mit Latrinenjauche eigenhändig zu düngen. Das alles war doch nicht „fein und standesgemäß“, sondern bäurisch-proletarisch derb und gewöhnlich. Und das bei einem körperlich auffallend schönen Riesen, der zugleich so ungemein sinnig über Wissenschaft und Kunst zu sprechen wußte, so ganz anders, wie sonst die geistigen Kapazitäten des Städtchens zu reden verstanden, welche Eugen zu hören Gelegenheit hatte. Kein Wunder also, daß Eugen den Vater für einen Sonderling hielt. Indes, die „Hochschule des Lebens“ in Amerika ließ das in der kleinbürgerlichen Enge aufgewachsene Muttersöhnchen zu einer gerechteren Würdigung des Vaters kommen. Die täglich erfahrene Übereinstimmung der väterlichen Lehren mit dem wirklichen Leben in der New Yorker Metropole überzeugten ihn nachdrücklichst, daß der Alte der Weltkundige und er selbst, der Sohn, mitsamt seinen Lehrern und Krähwinklern die Weltfremden waren. Aber dann dauerte es doch noch Jahre nach des Vaters Tode, bis der Junge ausfand, wie wahr der Alte gesprochen, wenn er zum Beispiel schrieb von „seinen heiligsten Gedanken, von seiner neuen und hohen Weltanschauung“ (Brief vom 9. März 1883), oder „wie das, was er über die Denkkunst zu sagen habe, gewissermaßen seine eigenste Arbeit und Entdeckung sei, während er die ökonomische Einsicht fix und fertig von Marx erhalten habe“. (Brief vom 7. November 1883.)

Der Sohn, wiewohl er im Hauptberuf Kaufmann blieb, spürte diesen Winken nach. Hatte er doch den hohen praktischen und theoretischen Wert der universellen Denklehre für sich erprobt und dazu gefunden, wie unbekannt diese, selbst auf den Höhen der Wissenschaft, geblieben war. Und so kam es, daß ihm von Jahr zu Jahr die Überzeugung wuchs, daß Josef Dietzgens Erkenntnislehre und Weltanschauung bezeichnet werden müssen als die vorgeschrittenste und in ihrer logischen Konsequenz bis heran noch von keinem anderen Denker erreichte Errungenschaft der Philosophie, welche verdient, weiter ausgebaut und zum Gemeingut des arbeitenden Volkes gemacht zu werden, dieses sozialen Hauptträgers der Entwicklung. Wohl kannte er die Abneigung des Vaters gegen alles Bramarbasieren in ernsten Dingen, auch wußte er, wie gründlich Josef Dietzgen sich in

der philosophischen Literatur umgesehen, daß dieser die philosophischen Größen des 16., 17., 18. und 19. Jahrhunderts in ihrem englischen, französischen und deutschen Originaltext durchstudiert und außerdem die griechischen und lateinischen Klassiker der Philosophie aus Übersetzungen kennen gelernt hatte. Aber dennoch, der letzte Zweifel an der Originalität Josef Dietzgens mußte geräumt werden durch die Feststellung, daß er nicht etwa nur wiederentdeckte, was seine Vorgänger oder Zeitgenossen schon erarbeitet oder gar bereits zu einer besseren Aufhellung gebracht hatten. Sonst konnte man sich ja die besondere Bemühung um die Propagierung seiner Schriften sparen. Inzwischen traten nun eine Reihe von ernsten und wohlunterrichteten Männern und Frauen in der Alten und Neuen Welt auf, die selbständig zu der gleichen Überzeugung gekommen waren, daß Josef Dietzgen die Philosophie um ein belangreiches Stück gefördert hat, welches namentlich von grundlegender Bedeutung für den proletarischen Befreiungskampf ist. Erst solche Hilfsgenossenschaft gab dem Herausgeber dieser Sammlung den obigen Bekennermut und läßt ihn den Vorwurf der Eigenbrödelei, des anmaßenden Dilettantismus oder bestenfalls des hyperpietätvollen Sohnes nicht fürchten. . . .

Wenn Josef Dietzgen aus seiner reichen Belesenheit wenig zitiert, so erklärt sich dies teils dadurch, daß ihm zum Verfassen voluminöser Bücher die Muße abging, dann aber noch mehr durch das Bestreben, die Früchte seiner erkenntniskritischen Forschung in bündigster Form dem geistesregen Arbeiter zugänglich zu machen, der gewöhnlich weder Zeit noch Geld für dickleibige Bücher übrig hat. Daher wählt Josef Dietzgen auch, nach naturwissenschaftlicher Manier, zur Begründung seiner Thesen solche Beispiele, die für jeden als gewisse und sichere Sinneserfahrungen kontrollierbar sind, so daß er — wie er selbst einmal erwähnt — des gelehrten Beiwerks (von bloßen Deutungen der Sinneserfahrungen durch andere) wohl entbehren zu können glaubt. Er erwartet vom Leser, daß dieser das lapidarisch Gebotene allseitig und vorurteilslos mit eigenen Erfahrungen verknüpft und durchdenkt. Allerdings ist solche Geistesanstrengung auf einem ungeübten Gebiet nicht jedermanns Sache, und so dürfte gerade der populäre, leichtflüssige Stil Josef Dietzgens manchen zur Flüchtigkeit verleitet und ihm die tiefere Einsicht verschlossen haben. Nach der Eigenart der Arbeiterklasse aber mußte sich Josef Dietzgen schon deshalb richten, weil sie die einzige Klasse ist, deren Lebensinteressen mit den revolutionären Konsequenzen seiner Erkenntnislehre und Weltanschauung vollständig harmonieren. Der gemäß seiner sozialen

Stellung dualistisch befangene Bürgerliche, ebenso wie der von der bourgeoisen Zunftphilosophie noch angesteckte akademische Marxist werden keine geringe Zahl von Vorurteilen zu überwinden haben, ehe sie zum vollen Verständnis Josef Dietzgens durchdringen.

Daß Josef Dietzgen nicht so unbescheiden und töricht ist zu glauben, das letzte Wort in Sachen der Erkenntniswissenschaft gesprochen, sondern vielmehr als Teilarbeiter nur einen besonderen elementaren Beitrag zum allgemeinen großen Wissenschaftsgebiet herbeigeschafft zu haben, erhellt schon von selbst aus seiner Lehre von der abhängigen Stellung des Individuums gegenüber Gesellschaft und Natur. Aber auch seine ausdrücklichen Erklärungen persönlicher Art lassen einen solchen Verdacht nicht zu. So sagt er zum Beispiel im achtzehnten seiner „Logischen Briefe“ (siehe Band II, Seite 77):

> „Nun darfst Du nicht glauben, daß ich eitel meine persönliche Wenigkeit als den wahren Prätendenten aufstellen wollte. Dazu bin ich meiner autodidaktischen Mängel mir zu wohl bewußt. Weil ich jedoch von Jugend auf mich um das hohe Objekt in ernstlichster und vorurteilsfreister Weise bemüht habe, finde ich in meiner Brust auch eine gewisse Bürgschaft für mein Talent zur Sache. Andererseits aber kenne ich meinen Mangel an Gelehrsamkeit, welch letztere erfordert ist, um die wissenschaftlich so viel umworbene Natur des Menschengeistes in einer Form und mit einem Nachdruck darstellen zu können, wie es der hohen Aufgabe gebührt. Da ich dennoch mit wiederholten Versuchen an die Öffentlichkeit trete, diene mir zur Entschuldigung, daß bisher noch der Messias nicht erschien, der nach mir kommen wird (nämlich der in Individuen sich offenbarende stets fortschreitende Geist der Menschheit. D. H.) und dessen Johannes der Täufer und Vorläufer ich sein möchte.“

Da ich schon zu viel bei dem ersten Teil dieser Sammlung mich aufgehalten habe, werde ich bei den übrigen um so kürzer mich fassen dürfen.

Der Artikel über die Sklavenfrage bezeugt, wie weit Josef Dietzgen schon 1861 in seiner universell-monistischen Denkweise vorgeschritten war, und der Brief an Marx in 1867 gibt bereits detaillierteren Aufschluß.

Im nächsten Artikel demonstriert die Besprechung des Marxschen „Kapital“ eklatant die Fruchtbarkeit der Denkweise Josef Dietzgens als Hilfsmittel der Erkenntnis, denn ohne sie hätte er es schwerlich fertig gebracht, schon 1868 als einer der ersten auf dem Kontinent, wenn nicht als der erste, in das Verständnis dieses tiefen Werkes so kurz nach dessen Erscheinen und so umfassend einzudringen. Der folgende Brief an v. Sybel erhärtet diese Tatsache.

In dem Rest der feuilletonistisch gehaltenen Journalartikel wird die Methode Dietzgens aufgezeigt, wie sie einige Kardinalpunkte auf den Gebieten der Philosophie, der Religion und des Sozialismus aufklärt. Charakteristisch für den originellen Standpunkt des Autors ist in den „Briefen über Sozialismus an eine Jugendfreundin" auch der Umstand, daß die Belehrungen da abbrechen, wo andere Marxisten zu beginnen pflegen. Der Hinweis auf die Arbeit dieser hat ihm alsdann wahrscheinlich genügt.

Wiesbaden, Februar 1908.

Eugen Dietzgen.

Erkenntnis und Wahrheit

Erster Teil.

Aus Josef Dietzgens Privatbriefen an seinen Sohn in Amerika.

Josef Dietzgen kannte die Vereinigten Staaten von Nordamerika aus eigener Anschauung. Am 6. Juni 1849 hatte ihn die Reaktion wegen seiner Beteiligung an der 1848er Bewegung nach Amerika getrieben, wo er bis Herbst 1851 als Gerbergeselle, Schildermaler, Schulmeister und „Tramp" (mittelloser Wegfahrer) die Vereinigten Staaten vom Hudson bis zum Mississippi und vom Michigansee bis zum Mexikanischen Golf bereiste. Für seine damalige Stimmung sind folgende Verse bezeichnend, die J. D. im April 1850 schrieb, als er auf einem Ohioboote von Cincinnati nach Memphis fuhr:

Hurra Morgenluft!
Gleich Freiheitsduft
Schwellt mir dein Hauch die Brust.
Der Sonne Glanz,
Der Wellen Tanz
Heb'n hoch und höh'r die Lust.
Von Freude ist das Herz so voll,
Von Schönheit rings die Welt;
Was singend in mir überschwoll,
Steigt hoch ins blaue Zelt.

Das Stromtal lacht
In wilder Pracht,
Ein Spiegel zieht die Flut.
Und dort die Höh'n,
So morgenschön,
Deckt goldne Sonnenglut!
Dazu ein Volk die Ufer baut,
Das glücklich ist und frei!
Amerika, dein Himmel blaut,
Amerika, juchhei!

Zum zweitenmal suchte J. D. die Vereinigten Staaten im Jahre 1859 auf und blieb dort, hauptsächlich im Osten und Süden, bis 1861. Es geschah mithin auf Grund seiner eigenen, persönlichen Erfahrungen, daß J. D. die Schritte seines Sohnes nach Amerika lenkte.

Lieber Eugen! Siegburg, 27. Mai 1880.

Komme soeben von Düsseldorf*) hierher zurück und finde den inliegenden Brief, den ich mich beeile Dir zu schicken. Hoffentlich

---

*) Nach einem gemeinsamen Besuch der Gewerbeausstellung zu Düsseldorf hatten Vater und Sohn voneinander Abschied genommen: der Vater, um

sind bei Ankunft dieses die Gemütsmucken so ziemlich überwunden und die Seele wieder frisch. Ohne alles Weh kann so etwas nicht hergehen, Gefühle hat und muß der Mensch haben, aber sie müssen dem Verstande unterworfen werden. Wenn Dir also, lieber Eugen, für den Augenblick die Fremde nicht blitzt und schimmert und wenig Anregung bieten will, wenn Dir die fremden Menschen nicht gefallen wollen und nur immer an die Lieben und Bekannten traurig erinnern, die Du zurückgelassen, dann vertreibe Dir und kannst Du Dir die Traurigkeit recht schnell mit dem Gedanken vertreiben, daß es eben nur Stimmung, vorübergehende Stimmung ist; daß das, was Dir monatelang ein guter Plan geschienen hat, nicht durch eine momentane Gemütsfarbe schlecht werden kann.

Schiffe Dich nur getrost auf meine Verantwortung ein. Wenn Du Dir Land und Leute angesehen und dann zurückverlangst, werde ich jederzeit alles tun, was möglich ist, um Deine Wünsche zu befriedigen. Wenn mich aber meine Hoffnung nicht trügt, wirst Du Quartiermacher für uns alle sein. Sieh her! Der Gedanke, daß Du eine Mission hast, muß Dir Mut machen. Und es ist eine ernste Mission. Was hilft uns alle Schönheit des Vaterlandes, wenn es das tägliche Brot nicht geben will. Mit diesem Gedanken mußt und kannst Du der Fremde, den fremden Menschen, dem fremden Sonnenschein, den fremden Häusern, Zimmern und Eckchen, worin Du Dich kauern mußt, Poesie, Romantik abgewinnen. Ich habe immer viel davon gehabt, und Du hast auch davon, ich weiß es, hast von mir davon geerbt. Poesie und Romantik verklären das Leben unendlich, verklären den Genuß wie die Entbehrung. Nimm sie zur Hilfe, lieber Eugen, und leb wohl und schreibe oft und ausführlich. Wir erwarten alle sehnlichst noch einen Brief vor Deiner Abreise.

Viele Grüße und Küsse von uns allen. Dein Papa.

* * *

Siegburg, 23. Juni 1880.

... Du mußt auch wissen, daß die Leute in den großen Städten und im bewegten Leben ihren Nebenmenschen nicht so sanguinisch entgegenkommen wie die Dorfbewohner. Diese lieben und verehren

---

nach Siegburg zurückzukehren, und der Sohn, der eben mit dem Reifezeugnis für die Prima das Siegburger Progymnasium absolviert hatte, um auf des Vaters Rat über Rotterdam in die Neue Welt zur „Hochschule des Lebens" zu reisen. D. H.

den Fremden, und jene vermuten einen Gauner, bis man sich selbst ehrsam gemacht hat. Du weißt ja schon, wie zweifelhaft ich in allem bin, was noch nicht Faktum geworden; und besonders K.*) ist eine kühle, skeptische Natur; dennoch, wenn Ihr Euch näher kennen lernt, wirst Du ihn lieben. Daß Du Dich einsam fühlst, ist ja ganz natürlich, und mit dem Lernen, darüber kannst Du noch nicht urteilen. Was Du vor allem zu lernen hast, ist englische Konversation, und dazu bist Du doch wohl an der rechten Stelle. Einen Rat, den ich nicht oft genug wiederholen kann, den Dir aber auch die Verhältnisse jeden Tag predigen: nur möglichst wenig Prätension! Davon bringen alle Grünen zu viel nach Amerika.

... Man muß auch zu genießen verstehen, dann ist das Genuß, was sonst Widerwärtigkeit. Du müßtest nur wissen, wie elende dreijährige Handlangerdienste die Lehrlinge hier in Deutschland leisten müssen, um Dich als Amerikaner glücklich zu fühlen. Ich bin der Meinung, daß Du dort Deine Lehre in der Hälfte der Zeit absolvierst. Und wenn Du im Geschäfte nur untätig aus und ein gingst, lernst Du mehr als auf der besten Universität, denn das Leben, die Erfahrung ist ein sehr eindringlicher Professor.

Über diese Dinge jetzt zu schreiben, hat keine rechte Art, weil die Zeit, bis Du den Brief erhältst, wahrscheinlich schon die Lage ganz geändert hat. Jetzt lebst Du so rasch und erlebst so viel, wie Du wohl nie mehr erleben wirst.

Siegburg, 4. Juli 1880.

... Daß Du Dich einsam fühlst in diesem interessierten großstädtischen Getriebe, ist sehr natürlich. Ich hoffe aber sehr, daß sich dies auch in kurzer Zeit bessern wird; und bis zur Ankunft dieses, denke ich, wirst Du schon hin und wieder Bekanntschaft machen, die Dein Gemütsleben stärkt und die Trennung von Deinen Lieben in der Heimat erleichtert. Gerade solche Trennung und entferntes Voneinanderleben läßt den gemütvollen Menschen den Wert eines innigen Familienlebens empfinden; es soll uns alle in dem Vorhaben bestärken, dasselbe zu pflegen und recht fest zusammen zu streben. Aber zu diesem Zweck will durchaus die ökonomische Frage — diesmal die Familienökonomie — befriedigend gelöst sein. Mit

*) Albrecht Komp, ein Jugendfreund J. D.s. In seiner Fabrik fand Eugen die erste Anstellung. Derselbe Komp war es, der im Jahre 1857 den New Yorker Kommunistenklub gründete, an welchem u. a. auch F. A. Sorge sich lebhaft beteiligte. D. H.

diesem Gedanken, daß Du mir helfen willst dazu, werden wir hoffentlich unseren Zweck und unsere Wiedervereinigung erreichen. . . .

Du mußt Dir etwas angelegen sein lassen, K. für Dich einzunehmen. Darfst nicht verlangen, daß er entgegenkommen oder sich irgend bequemen soll; nur immer denken: die Reihe ist an mir. Wenn man will, kann man viel, und das Wollen ist in Deinem und unserem Interesse. Also nähere Dich wiederholt und unablässig; und scheint es Dir, als würdest Du abgewiesen, glaube nicht daran. Aus seinen Briefen hast Du ja ersehen, daß er mir gewogen, und bin ich überzeugt, wenn für irgend einen, tut er auch etwas für Dich, um meinetwillen. Diesen Glauben mußt Du haben, daran nicht kleinmütig werden, dann wirst Du auch reüssieren. Du darfst die Charaktere der Menschen nicht ändern wollen, sondern nur suchen, Deinen eigenen geschmeidig dem notwendigen Bedürfnis zu akkommodieren. . . .

Dein ganzes Lernen kann zunächst in nichts bestehen wie im Umgang, besonders mit Englisch redenden Menschen. Pflege speziell den Verkehr mit K.s Kindern und den Damen im Hause.

Der kleine Josef*) läßt noch besonders herzlich grüßen und küssen; er weint jedesmal, wenn ein Brief von Dir ankommt. Auch mit Ohm Philipp**) korrespondiere. Sein Geschäft in Arkansas scheint sich glücklich zu entwickeln. Lieber Eugen, Du bist nicht allein! Wir sind bei Dir, und bin ich fest überzeugt, wenn Du ein Jahr drüben bist und der Verhältnisse etwas mächtig und reifer, wirst Du den getanen Schritt nicht bereuen. In den Vereinigten Staaten gibt es so viele Gelegenheit, mit einem kleinen Kapital eine Existenz zu gründen, die Dich und uns alle ernährt, während hier fast überall Unerschwingliches erfordert ist.***) Und auch wenn Du zurückkehrst, wird der Amerikanismus sein Gutes haben. Man lernt dort wenigstens gewöhnlich den deutschen Humbug der Vornehm-

*) Der Bruder Eugens, damals 10 Jahre alt.

**) Der zweitjüngste Bruder J. D.s, ein Zeitungsherausgeber.

***) Hier und an den weiteren ähnlichen Stellen dieser Korrespondenz ist zu beachten, daß J. D. die Vereinigten Staaten vor Einsetzen der großkapitalistischen Periode kennen lernte, als sie tatsächlich das Eldorado des Kleinbürgertums waren. Dies hat sich inzwischen sehr verändert, so daß der Unterschied zwischen der Union und Deutschland von Jahr zu Jahr geringer wird. Auch heute noch sind zu Zeiten wirtschaftlichen Aufschwungs die Chancen zum Fortkommen drüben bessere als in Europa, dafür aber um so verzweifelter und schlechter während einer Periode wirtschaftlichen Niedergangs. D. H.

tuerei verachten und sein Glück nicht im Dekorum, sondern in sich selbst suchen. Wenn wir hier nur über das lächerliche Dekorum weg wären, dann könnten wir alle hier und überall leicht und glücklich leben.

Meine Überzeugung ist und bleibt: wenn Du nur kurze Zeit Dich im amerikanischen Geschäft umgesehen, wirst Du Deine Kenntnisse und Lebensstellung nicht mit einem hiesigen Gymnasiallehrer vertauschen wollen.

Nur frischen Mut! Dein Papa.

Besuche einmal meinen Freund Sorge*) und sage ihm, ich habe Dir aufgetragen, Dich nach seinem Befinden zu erkundigen.

Siegburg, 1. August 1880

... In Deinen verschiedenen Verbindungen halte nur immer den Spruch fest: „suaviter in modo, fortiter in re.“

Dieser Sommer scheint auch ein ungewöhnlich heißer in New York zu sein. Man liest davon in den Zeitungen. In der warmen Zeit mußt Du nur im Essen und Trinken, in der Bewegung und in allem recht mäßig und gemessen sein. Kommt nun der Herbst, wirst Du drüben auch das schönste Klima der Welt kennen lernen.

Weil Du die antiamerikanischen Reden des Bodenseers so gläubig und antiamerikanisch aufgenommen, glaubte ich schließen zu müssen, daß Deine Stimmung antiamerikanisch geworden. Ich habe vor einigen Jahren eine Reisebeschreibung über die Vereinigten Staaten gelesen, in der alles, was ich selber dort erfahren und das mein Wohlgefallen erregt hatte, ganz wahrheitsgetreu geschildert und doch im abfälligsten Sinne beurteilt wurde. Die Sache hat mich damals königlich amüsiert, und erzähle ich es nur, um zu sagen und zu zeigen, wie natürlich es ist, daß alle Objekte subjektiv angeschaut werden. So ist es auch mit dem Kaufmannsstand: hüben wie drüben. Übrigens solche Leute wie Deine Reisegefährten, die großartig auftreten und nichts hinter sich haben, da ist Europa voll von, und ich bin überzeugt, daß der insoweit ehrenhaftere Charakter des Amerikaners, der die Bläherei nicht kennt, aber auch nichts davon ahnt, daß irgend eine Arbeit oder ein Erwerb unehrenhafter sein

*) F. A. Sorge in Hoboken, damals Nestor der amerikanischen Sozialdemokratie, der durch seinen Briefwechsel mit Marx, Engels und anderen (Dietz, Stuttgart 1906) und durch seine Beiträge für den Leipziger „Volksstaat“ seit 1870 und später für die „Neue Zeit“ auch in Europa bekannt geworden ist. D. H.

könnte wie die gedankenlose Wichtigtuerei, bei näherer Bekanntschaft Dir besser zusagt.*)

Lieber Eugen! Siegburg, 10. August 1880.

Diese Zeilen schicke ich Dir durch Ohm Philipp. Die Welt ist überall schön, und wenn Du Dich ein wenig heimisch in Amerika gemacht, wird es Dir sicherlich dort gefallen. Wenn Du nur so viel vom Lande und im Umgange gelernt hast, um einen kleinen Countrystore (Dorfladen) zu führen, dann sind wir alle geborgen, dann bist Du Bürger zweier Welten; geht es hier, dann kommst Du zurück, und geht es hier nicht, ziehen wir zusammen nach dem Westen, dann geht alles. Also Deine Aufgabe ist gar nicht groß; nur sorgen, daß Du lernst, in irgend einer Weise Dein Brot verdienen, dann habe ich die Kraft, Dir das weitere Verdienen leicht zu machen, und da ich Dich nun bis dahin unterstütze, so ist ja gar keine Ursache zum Zagen. Von ein paar Wochen der Einsamkeit im Menschenmeer vor New York mußt Du Dich nicht unterkriegen lassen. Mit Mut und Sparsamkeit haben wir beide zusammen alle Mittel, um die Verhältnisse zu bändigen. Leiste Dir etwas mehr Zerstreuung, benutze die Abende, um Bekannte aus der hiesigen Gegend, deren es genug dort gibt, aufzusuchen. Bitte K., Dir wöchentlich ein- oder zweimal einen viertel Tag Urlaub zu geben, und besuche die Leute und spekuliere nach allen Seiten. Nimm Anteil an allem und an allen, an der Welt und nicht nur an Siegburg oder an irgend einem anderen Krähwinkel.

Prosit mein Lieb! Nächstens mehr. Dein alter Papa.

---

*) Gewiß hausen jetzt im Westend aller amerikanischen Städte viele Toren, welche ihr mäßiges Einkommen auf „Repräsentation" vergeuden, aber daß die Amerikaner die Arbeit jeder Art hochschätzen, bleibt auch heute noch ihr berechtigter Ruhmestitel. So schreibt aus Amerika sehr zutreffend Dr. W. M. Schultz im Februarheft 1908 der „Preußischen Jahrbücher" in einem Artikel über „Amerikanische und deutsche Hauswirtschaft": „Wir Europäer unterscheiden zwischen schicklicher, standesgemäßer Arbeit und „niederer" Arbeit. Der Amerikaner kennt für alle Tätigkeit nur ein Wort — work. Der Handwerker wie der Advokat geht to work (in die Arbeit). Keine Arbeit ist „unwürdig". Da kommt es vor, daß der Hausherr beim Aufwaschen der Teller hilft, Einkäufe besorgt, Holz und Kohlen zuträgt, das Baby auf die Straße bringt usw. Auch in Amerika fällt der Frau der Löwenanteil der Hausarbeit zu, aber der Mann kennt wenigstens die Hausarbeit der Frau und hat Respekt vor ihr. Der deutsche Mann verachtet die Küchenarbeit, weil er keinen Dunst von ihr hat." D. H.

Lieber Eugen! Siegburg, 29. August 1880.

Soeben empfange Deinen ersten englisch geschriebenen Brief. Freue mich über Deine Fortschritte. K. meint, Du lerntest mehr nach deutscher Studentenart aus dem Buch, statt aus dem Leben. Solltest suchen, beide Wege zu finden. Indes, das wird auch wohl von selbst kommen, sobald Deine Umgebung anfängt, Dir gewohnter zu werden. Habe vergangenen Mittwoch 100 Dollar für Dich per Wechsel in einem eingeschriebenen Brief an K. gesandt und ihn um Entschuldigung gebeten, wenn ein Wörtchen gefallen sein sollte, das er krumm genommen; es war gerade und gut gemeint. Ich glaube, daß Du bei K. die besten Aussichten hast und er mehr für Dein Weiterkommen wirken kann wie irgend ein anderer. Was dazu erfordert ist, werde ich aufbringen in der zuversichtlichen Erwartung, daß Du auch mir und Deinen Geschwistern eine Stütze sein wirst, wenn die Möglichkeit vorhanden ist. Die bestellten Bücher werde ich durch Ohm Cornel*) besorgen. Nächstens auch einige „Reichsbürger".**) In Edenkoben, Rheinbayern, erscheint wöchentlich ein „Französisches Journal für Deutsche" zur Erlernung der Sprache unter dem Titel „L'Interprète", Quartalpreis für Amerika 50 Cents. Will mit Ohm Cornel sprechen, daß er für ein Quartal für Dich abonniert und man es Dir zuschickt.

Mir dünkt, daß Du ein gewisses Gefühl der Unsicherheit wenigstens bislang gehabt hast, nicht sowohl in betreff Deiner Zukunft, als darüber, wohin Du morgen oder übermorgen Deinen Kopf niederlegen sollst für den hoffentlich nie eintretenden Fall, daß Du mit meinem Freunde K. in Differenzen geraten könntest. Dieses Angstgefühl ist sehr natürlich und wäre es schade, wenn Du so leichtsinnig wärest, es nicht zu haben. Aber — Du hättest es Dir sparen können und mußt das für die Zukunft tun, indem Du Sorge trägst, mehr eigene Rechnung zu führen. Du mußtest nach acht Tagen schon mit K. abmachen, wieviel Du für Kost und Logis zu zahlen hattest, und genau wissen, wie lange Deine Kasse reichte. K. hat mir Abrechnung geschickt, woraus ich sehe, daß Dein Geld verbraucht war, ehe Du neues haben konntest.

Du hast wöchentlich 4½ Dollar zu zahlen, was Du weiter ausgibst, weißt Du selbst, mußt Du pünklich notieren und mich recht frühzeitig über Deinen Bedarf avisieren. Zur Beruhigung: im

*) Der jüngste Bruder J. D.s, ein Buchhändler. D. H.

**) Der Titel einer sozialdemokratischen Zeitung unter dem „Sozialistengesetz". D. H.

Notfalle kannst Du per Telegraph Geld fordern, und ich kann auf demselben Wege Dich von einem Bankier in Köln an einen Bankier in New York für so und so viel anweisen.

Ich bin heute abend eilig und deshalb bin ich kurz. Es ist hier alles beim alten, auch meine Sorgen sind noch die alten. Der Schritt, den wir beide getan, war in Anbetracht unserer Verhältnisse notwendig. Wenn Du Dir das zu Herzen nimmst, kannst Du sehr leicht sentimentale Gedanken — wäre ich da oder dort, hätte ich dies oder das ergriffen — aus dem Sinn schlagen. Die Welt ist überall schön und poetisch, und die Erwerbsverhältnisse sind in Amerika weit schöner wie hier; sie aber bilden die Grundlage alles Hohen und Schönen. Ich schreibe Dir nächstens mehr von unserer ökonomischen Lage, sie ist nicht schlecht, aber auch nicht gut, solange unser Schiffchen auf dem Lande sitzt. Es muß los gemacht werden. Vielleicht gelingt es durch Bahlmann, aber das fatale Vielleicht!

Viele herzliche Grüße von und durch Deinen Dich innig liebenden Papa.

Siegburg, 5. September 1880.

. . . Wenn Haug*) von K. gekannt wäre, dann hätte er ihn wahrscheinlich beschäftigt. Mir dünkt, daß er auch bei Euch eine ausgezeichnete Kraft wäre. Er ist in der Maschinerie sehr erfinderisch und versteht mit Hammer und Feile zu arbeiten. Einen solchen Freund hätte ich Dir in der Nähe gewünscht. Aber Du mußt nicht so leicht verzweifeln, einen angenehmen Umgang zu finden. In New York gibt es sicher noch viele, sehr viele intelligente und interessante Kameraden. Wenn Umgang nicht zu Deiner Ermutigung Bedürfnis wäre, dann würde ich gerne hören, daß Du Mangel daran hast. Solcher Mangel hilft aus den gewohnten in neue Bahnen. Es geht mit den Menschen wie mit den Speisen — nur das Gewohnte mundet. Aber Du bist viel zu jung, um Dich Deinen Knabengewohnheiten zu überlassen. So ein bißchen Drang müssen einem die Umstände antun. „Das Talent bildet sich in der Stille, der Charakter nur im Strom der Welt." . . .

Unser Vermögen fließt mir seit einigen Jahren durch die Finger wie Butter in heißem Wetter. Unsere kleinen Mittel müssen wir zu erhalten suchen, möglichst. In den Vereinigten Staaten ist Aussicht,

*) Ein im Jahre 1880 aus Siegburg nach Amerika ausgewanderter junger Freund J. D.s. D. H.

viel Aussicht dazu. Hier nicht. Dort genügt eine Kleinigkeit für den Beginn, und das Begonnene gedeiht, wenigstens durchschnittlich. Hier gehen nicht nur durchschnittlich die kleinen Unternehmungen unter, sondern zu 90 Prozent. Noch ist unser Vermögen so viel, daß, wenn wir uns als Proletarier betrachten, es leicht wird, uns eine ganz erträgliche Proletarierexistenz zu schaffen. Wenn wir uns aber zur begüterten Klasse zählen und danach wirtschaften wollen, geraten wir in eine Lage, aus der es keine Rettung gibt. Meine Kinder sind für diese Erkenntnis zu kurzsichtig, darum habe ich die Pflicht, entsprechend zu handeln. Du sollst mir helfen, lieber Eugen, und wenn Du die Vereinigten Staaten kennen gelernt hast, wirst Du sagen, daß Du kannst. New York ist noch nicht Amerika, New York ist halb europäisch. Im Inland ist das Fortkommen viel leichter, aber allerdings auch viel kleinlicher, bäurischer. Aber in New York ist der Platz für Dich. Dort kannst Du mehr sehen und hören, das heißt lernen, als in einem Landstädtchen. Aber auch, was Ohm Philipp vorgeschlagen, wäre nicht gänzlich verfehlt. Wenn Du dort in ein paar Monaten die Schriftsetzerei erlerntest, könnten wir uns ganz leicht irgendwo ein Zeitungsunternehmen erwerben. Kurz, Mannigfaltiges sehen und lernen laß nur Deine Aufgabe sein; dann wirst Du nach 2 bis 3 Jahren selber sagen, daß Du besser daran bist wie ein deutscher Gymnasiallehrer. Das sind ja doch meist arme, höchst einseitige, geknechtete Menschen, die über ihre erbärmliche Gelehrsamkeit kaum hinaussehen.

Siegburg, 26. September 1880.

... Sehe mit Vergnügen, daß Du Dich daran gemacht, praktisch anzugreifen. Daß Dir die Handarbeit für den Anfang schwer wird und Energie kostet, kann ich mir lebhaft denken. Nur Mut und Ausdauer! Wenn Du die rechte Einsicht hast, wie wertvoll es für das Leben der Zukunft ist, nicht nur mit dem Kopf, sondern auch mit Hand und Arm in die Räder der Volkswirtschaft eingreifen zu können, wie solche mannigfaltige Übung für die verschiedensten Lebenslagen geschickt macht, eine wie große Unabhängigkeit daraus resultiert, dann muß Dir das die Pein versüßen. Du hast ein gutes Beispiel an Haug. Wenn der nur im Polytechnikum und nicht auch in der Werkstätte gebildet wäre, würde es ihm nicht so leicht werden, von Siegburg nach Philadelphia überzusiedeln. Du sollst gewiß nicht das Taglöhnern lernen, sondern nur die Fähigkeit, ein halbes Handtage-

werk zu leisten; das macht geschickt, hundert Dinge anzugreifen, denen der beste Federfuchser wie ein Tölpel gegenübersteht. . . .

Siegburg, 3. Oktober 1880.

. . . Laß Dir nur ja recht angelegen sein, K. in jeder Beziehung zu befriedigen und ihn und seine Angehörigen möglichst für Dich einzunehmen. In solchen Verhältnissen mußt Du etwaige Widerwärtigkeiten und Antipathien durch ernsten Willen zu überwinden suchen mit dem Gedanken, daß alles Unangenehme wenigstens ebensoviel subjektiv als objektiv ist. Man kann ja so wenig die Verhältnisse als die Menschen nach Wunsch ändern, sondern muß sie nehmen, wie sie eben sind, und aus allem das Beste zu machen streben. . . .

Schreibe gelegentlich doch einmal einen netten englischen Brief an Birkenbeuel*) und desgleichen an Livingston.**) Sage ihnen, daß Du das zufolge meiner Veranlassung tust, um Deine Fortschritte zu dokumentieren. Du würdest Dich freuen, wenn Du in nächster Zeit so weiter kämst, wie Du bis jetzt begonnen, jedoch auch hofftest, that they would patronize you (daß sie Dich patronisieren würden. D. H.), im Falle Du veranlaßt wärest, später einmal ihre Freundschaft in Anspruch zu nehmen. Auch Freund Sorge und jede andere Gelegenheit mußt Du benützen, um Dich über Deine etwaigen Aussichten für die Zukunft zu unterhalten und alle Vorschläge entgegennehmen, in Erwägung ziehen und mir darüber berichten! Immer in der Gegenwart an alle Möglichkeiten der Zukunft denken, aber doch die Gegenwart und dreimal die Gegenwart warm halten. . . .

Offenheit und Zutraulichkeit im Verkehr mit K. glaube ich Dir nicht genug empfehlen zu können. Niemals verschlossene Zurückhaltung, die führt zu nichts Gutem; lieber Bruch. . . .

---

*) Anton Birkenbeuel war ein rheinländischer Landsmann und Freund J. D.s, der in Peru, Illinois, lebte, wo ihn J. D. 1850 kennen lernte; damals war J. D. Schulmeister im benachbarten Flecken Mendota, Illinois, und so arm, daß er ins Bett kriechen mußte, als seine einzige Hose riß und der Näherin bedurfte. D. H.

**) Julius Livingston war auch ein Mitglied des von Komp 1857 gegründeten New Yorker Kommunistenklubs. Seine Bekanntschaft hatte J. D. 1859 in Montgomery, Alabama, gemacht. Der Bruder desselben, Max Livingston, war der Schwiegersohn Weydemeyers, eines intimen Freundes von Marx. (Siehe Briefwechsel zwischen Marx und Weydemeyer in der „Neuen Zeit", 1906 bis 1907, 2. Band.) D. H.

Lieber Eugen! Siegburg, 16. Oktober 1880.

Du hast uns mit Deinem Brief vom 30. September recht erfreut. Er bezeugt uns, daß Du an Mut und Hoffnung gewonnen hast. Also en avant!

Dein Gedanke, eventuell auch Anstreicher und Dekorateur werden zu können, hat mich froh gemacht. Der Reichtum aller Länder entwickelt sich stark und der Amerikas doppelt schnell; das sichert dem dekorativen Bedürfnis eine steigende Zukunft. Die Kunst soll dem Menschen dienen, mithin praktische Verwendung finden. Wenn Du Dich auf solchem gleichsam handwerkmäßigen Wege zum Künstler ausbilden kannst, das wäre ein rechter Weg. Seinerzeit*) habe ich diesen Gedanken schon in Deiner Gegenwart gegen den Maler Bredow geäußert, der auch zustimmte. Aber nur ja nicht voreilig! Der kaufmännische Weg, auf dem Du gegenwärtig wandelst, gehört mit dazu und würde auch dazu später unberechenbare Vorteile gewähren. Ebenso der Umgang mit der Färberei in K.s Fabrik.

Versäume nichts, wo es etwas zu lernen gibt. Auch den mechanischen, maschinellen Teil betrachte nicht als außerhalb der Sphäre. In der modernen Industrie hängt alles mit den Maschinen zusammen. Schade, daß Haug nicht in New York blieb! Der hätte Dir sehr leicht etwas Anleitung im Maschinenzeichnen geben können. Denke nicht, ich mute Dir zuviel zu. Nur ein paar Handtäste, eben wissen, wie man eine Sache angreift, ist oft von großem Wert. Über das Dekorationsfach und über Deine Zukunft unterhalte Dich einmal recht eingehend mit Sorge, mit dem Motto: „Prüfet alles und wählet das Beste.“ Ich will Dir einige Zeilen für ihn beilegen. Doch K. gegenüber nur immer recht taktvoll, so daß er nie denken darf, Du zögest den Rat anderer dem seinigen vor. Die Kunst, mit Menschen umzugehen, lasse Dir ja angelegen sein. Du erinnerst Dich vielleicht meiner Erzählung aus dem Gefängnis,**) wo ich mit Glück versuchte, einen sonst sehr brutalen Aufseher mir geneigt zu machen, und wie leicht es gelungen war. Es existiert ein historisch berühmtes Werk „Über den Umgang mit Menschen“ von Knigge, das dürftest

---

*) 1879 hatte J. D. seinem Sohne E. die königliche Freude bereitet, ihn für die sechs Wochen der Herbstschulferien als Volontär zum russischen Dekorationsmaler Bredow nach Köln zu schicken, wo dieser die Bühnenausstattung für den dortigen Zirkus Carré malte.

**) Anspielung auf eine (dreimonatige) Untersuchungshaft, in die J. D. wegen seiner (nachher im Druck erschienenen) Rede über „Die Zukunft der Sozialdemokratie“ abgeführt worden war. D. H.

Du Dir in irgend einer Bibliothek geben lassen. Obgleich es veraltet ist, wirst Du es doch mit Vergnügen lesen.

Ich lese gegenwärtig eine „Schule der Pädagogik" von Dittes, ein ziemlich neues Werk, das auch für Dich sehr bildend sein würde. Wenn Du danach verlangst, kaufe und sende ich es Dir. An der Pädagogik ist Lehrer und Schüler gleich beteiligt. Sie hängt mit allen Wissenschaften zusammen, weil alle Erziehungsmittel sind. Besonders dienen ihr Psychologie und Logik: das Werk gibt davon einen populären Abriß. Der Verfasser verrät sich als einen sehr gebildeten und freisinnigen Menschen — natürlich auch als Leisetreter, denn sonst würde er bei den Schulmännern, die sämtlich vom Staate abhängen, nicht reüssieren können. Über solche Dinge möchte ich mich zuweilen mit Dir unterhalten, um so auch in dieser Beziehung meinen väterlichen Einfluß durch die weite Entfernung nicht ganz brach zu sehen. Einen wesentlichen Teil von mir, den Du wohl ahnen wirst, aber wovon Du doch nichts Eigentliches wissen kannst, da wir ihn nie besprochen, weil Du zu jung dazu, möchte ich Dir doch offenbaren. Dadurch werden wir uns noch besser verstehen lernen. Nämlich kurz: mich verfolgt seit früher Jugend ein logisches Problem, „die letzten Fragen alles Wissens" Das sitzt mir wie ein Stein im Kopf. Wenn im Laufe meiner vergangenen Jahre die Not herantrat, konnte ich es auf ein paar Jahre verlieren; aber nach hergestellter Ordnung der Dinge kam es immer wieder, und immer verstärkter und klarer, so daß mir erst in den letzten Jahren die Überzeugung gewachsen ist, es sei meine Lebensaufgabe, sowohl innerer Seelenfriede wie die sittliche Pflicht fordern Hingabe und Arbeit für dasselbe. Hätte ich das schon in Petersburg so erfaßt wie heute, dann wären wir wohl noch dort. Daher kommt es auch, daß ich immer danach strebe, einen Associé zu finden, der mir helfen soll, die ökonomische Bürde zu tragen. Daher kommen Dänemark und Solingen*) und meine Unfähigkeit, das Detailgeschäft hier ohne Hilfe zu betreiben. Mein Sinnen geht überall dahin, den Kopf leer zu halten, damit ich dem Problem nachhängen kann. Seit den letzten Jahren bin ich gar übel daran, es steht mit mir auf und geht mit mir schlafen, und die leiblichen Sorgen gestatten mir doch keine Ruhe, um viel daran zu tun.**) Das sei für jetzt genug. Von

*) Siehe Anmerkung Seite XIV, Band I.

**) Am 6. August 1882 schrieb J. D. an seinen Bruder Philipp: „Seit Jahr und Tag stecke ich wieder tief in philosophischen Studien. Aller geschäftliche und freundschaftliche Verkehr muß darunter leiden. Morgens um 4 Uhr

der Sache selbst kann ich Dir noch nicht viel sagen, bis Du reifer geworden. J. H. v. Kirchmann, der Herausgeber der „Philosophischen Bibliothek“, nennt es erste Vorbedingung zur Philosophie — „ein an Erfahrungen und Schicksalen reiches eigenes Leben, was vieles gesehen, jede Lust und jeden Schmerz gekostet, das Rechte und das Unrechte selbst getan und erlitten hat“.

Nun möchte ich Dir noch warm empfehlen, unter allen Umständen wahre Bildung, nicht die mit Gänsefüßchen, nicht die „Bildung“, hochzuhalten und besonders in Amerika nicht zu vergessen, daß man schachern soll für das Leben, aber nicht leben für den Schacher. Auch im Urteil gegen und über Deine Umgebung nie hart, sondern stets human zu sein. Um liebenswürdig zu handeln, muß man liebenswürdig denken; Tugenden und Fehler stecken immer ineinander; auch der Bösewicht ist ein guter Kerl, und der Gerechte sündigt des Tages siebenmal.

Nun leb heiter und mutig! Gruß und Kuß von

Deinem Papa.

Siegburg, 15. November 1880.

... An dem Charakter des X. habe ich nur ein Teil auszusetzen: es haftet ihm das sehr allgemeine Gebrechen unserer Zeit an, er liebt die windige Vornehmtuerei, liebt mehr, als Bildung und Kultur, ihre Flitter; die notwendige Konsequenz davon ist Mangel an Wahrhaftigkeit. Du darfst die Sache nicht so derb nehmen, wie ich sie ausdrücke, wenigstens wird sie von der Welt nicht so derb genommen, aber mir ist sie noch viel mehr zuwider, als ich ausdrücken kann, weil alle Heuchelei, Lug und Trug und Seichtigkeit der Köpfe und der Herzen damit zusammenhängt. ...

Schells und auch wir haben uns gefreut, daß Du die Michels aufgefunden. Damit ist doch Deinem Herzensbedürfnis in etwas Rechnung getragen. Es hat mir immer gerade so gegangen wie auch Dir, hatte stets das unabweisliche Bedürfnis intimen Umgangs, aber die unsozialen Zustände unserer sozialen Welt lassen es nicht

---

bin ich schon mit Bleistift und Papier im Bett am Arbeiten, stehe um 8 auf, sehe eine Stunde in der Gerberei nach, arbeite vielleicht auch ein paar Stunden kräftig mit oder Hacke im Garten und dann geht es wieder an die Studien bis abends zum Bier. Um 9 bis 10 liege im Bett und schlafe. Bücher verschaffen mir einige Studenten in Bonn aus der Universitätsbibliothek; persönlichen Verkehr habe ich gar keinen. Im Wirtshaus höre ich nur zu, was andere sagen, und gehe nach kurzem Genuß wieder heim.“

zur Befriedigung kommen. Die Sorge für die Existenz dominiert alles, reißt Familie, Freundschaft, Ehe, alles entzwei: der Eigennutz herrscht, der schnödeste Materialismus unterdrückt das Ideale. Wir sind genötigt, das letztere in der Resignation zu suchen. Das ist vielleicht in Amerika noch mehr der Fall wie hier; aber, was dort offenbar ist, liegt hier unter der Decke; hier lebt wohl das Ideale, aber nur in der Phrase, und da ist denn die harte Wahrheit doch besser als die sanfte Heuchelei.

Livingston schrieb auch dieser Tage, daß er wahrscheinlich bald die Gelegenheit habe, Dich in New York zu besuchen; er werde die Gelegenheit nicht versäumen. Trecker*) von Eischeid bei Neunkirchen, dessen Du Dich vielleicht noch erinnerst, wohnt im Staate Iowa, hat jüngst sein Gut dort verkauft und will im Frühjahr weiter wandern, far west (nach dem fernen Westen), nach Dakota an den Sioux River (Fluß). Schreibt, wenn ich 2000 Dollar dorthin brächte, könnte ich mir eine schöne Farm kaufen mit Haus, Vieh und Gerätschaft, wo Existenz gesichert sei. Das ist eine Aussicht, die mir Mut macht, wenn ich sehe, wie mir in den letzten Jahren unser Vermögen so stark durch die Finger geronnen ist. Man muß dort zwar sehr primitiv leben, aber das könnte mir Vergnügen machen, so außerhalb des aufreibenden Getriebes unserer Welt ihrer Entwicklung aus der Ferne zuzusehen. . . .

Siegburg, 23. November 1880.

. . . Gretchen**) nimmt Frau Zaun, die Pauline in Neuß hat kennen lernen, als Dienstmädchen mit nach Petersburg. Wenn sich nun meine Verhältnisse in der nächsten Zeit nicht bessern, daß ich eine dauernde Zukunft voraussehe, dann mag auch Pauline nach Petersburg gehen, dort finden beide Unterkunft. Mit Anna und Josef käme ich hinüber, und wir vier wollten zusammen ackern oder Store oder Boardinghouse halten. Strebe nur, lieber Eugen, Dich darauf vorzubereiten. Nicht zu hoch hinaus! Nimm das Beste, was die Gelegenheit gibt, aber sei nur nicht kindisch kleinmütig, wenn Dir das Schicksal einen geringeren Posten anweist. Was ist hoch oder

---

*) Ein geistesreger Bauer und ehemaliger Kunde von J. D.; Trecker war einer der Revolutionäre, die im Jahre 1848, zusammen mit Karl Schurz, das Siegburger Zeughaus zu stürmen suchten. D. H.

**) Gretchen, die älteste Tochter, war in Petersburg, Rußland, verheiratet; Pauline war die zweite Tochter; die dritte war die sieche Adelgunde die vierte hieß Anna, und Josef war der Benjamin der Familie. D. H.

niedrig? Der ist ein eitler Rechner, der darauf zählt, ein Glückskind zu sein.

Kannst Du in allernächster Zeit von K. keine Stelle haben, die Dir das Notdürftigste einbringt, dann sei klug und vorsichtig, aber schreibe sofort, oder wenn die Sache dringlich ist — was Du aber möglichst verhüten mußt — so telegraphiere: „Papiere an die und die Adresse", und ich lasse Dir sofort per Kabel 100 Dollar anweisen. Damit gehst Du über Chicago zu Birkenbeuel nach Peru. Dort bist Du sicher, lohnende Stellung zu bekommen. Und wenn Du dort auch ein halbes Jahr darauf warten müßtest, was ich nicht glaube, dem ich aber im schlimmsten Falle mit Vertrauen zusehen würde. Unterwegs rufst Du bei Thiele*) in Chicago an und versuchst, was der tun kann. Auch Apotheker kannst Du noch werden. Die gehabte Vorschule in New York ist dabei nicht verloren und unsere Verhältnisse sind immer noch gut genug, solchen Plan auszuführen; aber er muß dann auch mit Energie und Konsequenz ausgeführt werden. Bist Du Apotheker, dann komme ich und bringe das nötige Geld zur Anlage des Geschäftes, und wir wirken zusammen. Also handle selbständig, nach eigenem Ermessen, aber ruhig, vorsichtig, mit möglichst großer Sparsamkeit. Die Reise mußt Du per Emigrantenzug**) machen und jeden Cent dreimal umlegen vor der Ausgabe, auch in Chicago ein billiges Quartier aufsuchen.

Du hast sicher noch zuviel des verkehrten europäischen Spleens im Kopf. Eugen! Eugen! sei klug! Ich helfe gern, doch hilf Du auch. Verschiedenen Arbeiten einen verschiedenen Rang beilegen und nicht das für das Höchste halten, was just der Zweck erfordert — ohne weitere Rücksicht — das ist ein heilloser europäischer Spleen, der noch von der alten Gewohnheit herrührt, das Volk in Herren und Knechte einzuteilen. Ich merke, Du bist unwillig und räsonierst in Dir über Dinge, die doch gar natürlich sind und nicht anders sein können. Daß K. seinen Sohn protegiert und ihm mehr glaubt wie Dir, auch dessen Fehler leichter übersieht wie die Deinigen, ist gar zu natürlich. Du läßt Dich zuviel von Deinen Sympathien und Antipathien mitnehmen. Dem muß man widerstehen. Wenn K.s Sohn auch mürrisch und launisch ist, laß ihn sein; es ist nicht Deine Aufgabe, ihn zu ändern, sondern zu ertragen und das möglich Beste daraus zu machen.

*) Eines mit J. D. befreundeten Elementarlehrers Sohn aus der engeren Heimat, der in Chicago selbständiger Apotheker geworden war. D. H.

**) Etwa zweimal die Woche verkehrt zwischen Ost und West ein sogenannter „Emigrantenzug", der um ca. 25—30 % billiger als der gewöhnliche Zug ist. D. H.

Du scheinst auch überempfindlich zu sein. Denke doch, daß die Leute uns nichts schuldig sind und es immerhin für den Anfang angenehmer für Dich ist, unter Bekannten als unter Wildfremden zu sein. Ist K. einsilbig und verschlossen, nun, das ist eben seine Weise; die legt er ja nicht an, Dich zu verletzen, und kannst nicht verlangen, daß er sie um Deinetwillen ablegt. Ich weiß, die Amerikaner sind übermäßig von sich eingenommen und sehen auf Europa und speziell auf die Deutschen übermütig herab. Das kränkt anfangs, aber Du mußt überwinden und das Heilmittel in Dir, nicht an anderen suchen. Stolz und selbstbewußt, das ist recht und dabei doch zart sein. Dir selber nichts vergeben und anderen alles.

Das kleine mobile Vermögen, das ich noch besitze, sind Blutstropfen, die wohl müssen zu Rat gehalten werden. Wenn Du von K. aufbrichst, darf es nicht im Trotz geschehen; nicht Dich überwerfen mit K., kein unartiges Wort: suaviter in modo et fortiter in re! Wenn Du so handelst, bin ich bei Dir bis zum letzten Cent. Aber nur nicht rappelig! Versuch es noch ernstlicher mit dem jungen K. als bisher. Nimm Dir vor, durch ein hartes Wort Dich nicht aus dem Konzept bringen zu lassen. Ist er unartig, die Unartigkeit fällt auf ihn zurück — sei Du deshalb doppelt artiger. Zeige Dich immer unabhängig, dabei nie beleidigt; Du mußt Deinen Stolz demütigen um der Sache willen, und ihn doch behalten und ihn gebrauchen, wenn Du die Macht hast; aber nie etwas wollen, was man nicht kann. Das Recht ist nur ein Begriff, aber das Faktum die Wahrheit — also immer nach dem Faktischen handeln, nie nach Gefühlen und Reizbarkeiten. Sprich Dich mit K. aus. Sage ihm alles, was Du auf dem Herzen hast, mit Abwälzung alles Kleinlichen. Strebe unabhängig und selbständig nach Deinem Zweck, welcher vorerst nur dahin geht, eine Stellung zu haben, worin Du 6 oder 8 Dollar wöchentlich verdienst; kannst Du das nicht bei K. erreichen, dann gebe Dir wohl den Anschein der Geduld, aber strebe ungeduldig danach, anderweitig Dein Heil zu versuchen und benachrichtige mich zur rechten Zeit, daß ich Dir Geld schicke. Auch Anstreichen und Dekorieren, wenn es sich haben läßt, nimm es, bis wir näher und besser überlegt haben; Zeit will gewonnen sein, auch für mich, ich weiß auch noch nicht, was wird.

Siegburg, 29. November 1880.

. . . Du mußt einmal in Deinen Briefen etwas mehr Deine Gefühle aussprechen, speziell darüber, ob Du noch Sehnsucht hast nach

dem Studentenleben, ob Du glaubst, daß Du in einer deutschen Beamtenkarriere Dich glücklicher fühlen würdest wie in dem amerikanischen Geschäftsleben. Du sollst mir die Zukunft nicht so ganz allein überlassen, sondern etwas mitwirken, und starke Neigungen und Gefühle gehören auch in die Rechnung.

Siegburg, 5. Dezember 1880.

... Du meinst, ich könnte hier leichter Muße finden wie auf einer westlichen Farm. Nun, Muße finde ich überall, wenn nur die Sorge um das Notwendigste gebannt ist. Hier habe ich wohl zuweilen auch noch Mut, aber er sinkt doch gar zu oft. Kürzlich war ich noch begeistert für die Stierleder, finde aber, daß die Gerbung längere Zeit in Anspruch nimmt, als ich erwartete, und dann reicht auch das Kapital nicht. Auch wollen wir doch möglichst zusammenhalten. Oder willst Du lieber zurückkehren? Aber, was dann hier machen? Und das Militärleben, und der kleine Josef?

Die Roßledergerberei aber, die wir da mit Brüning*) in Louisville projektieren, kann uns leicht allen helfen. Die körperliche Arbeit wirst Du liebgewinnen, wenn Du Dich nur einmal etwas näher damit vertraut gemacht. Ich kann auch helfen und helfe noch mit Lust, wenn ich nur weiß, daß die Mühen Erfolg haben. Hier ist wenig damit zu machen, während drüben noch alle Arbeit so ungemein fruchtbar ist. Das kommt in Amerika von dem reichen Boden her. Die Bauern gedeihen, liefern den Gewerben reiche und billige Lebensmittel und Materialien, der Arbeiter kann mitzehren und ist dadurch ein Konsum vorhanden, den man in Deutschland gar nicht kennt. Auch ist das Gerben sicher zehnmal interessanter wie die Fabrikation bei K., und erst wenn wir ökonomisch gedeihen, können wir an höhere Dinge, an Lebensgenuß, Kunst und Wissenschaft denken. Ohne das ist alles elend und eitel.

Die Bemerkung, die Du in Deinem Briefe machst, daß es Dir eventuell Freude bereiten würde, auch den Gerbprozeß kennen zu lernen, flößt mir — Du glaubst es nicht — einen wie großen Mut

*) Ein Parteigenosse J. D.s, der, in Deutschland wegen Majestätsbeleidigung denunziert und zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt, seine blühende Gerberei im Stich ließ und zunächst nach Dänemark und später nach den Vereinigten Staaten flüchtete. In Dänemark hatte J. D. ihm zu einer rentablen Gerberei zu helfen versucht, jedoch das Unternehmen scheiterte mit beträchtlichem Verlust für J. D. D. H.

ein. Wenn ich die Unterstützung von zwei Söhnen habe, die ohne Vorurteil auf den Zweck des Lebens losgehen, dann können wir namentlich in Amerika den Teufel bannen.

* * *

Lieber Herr Haug! Siegburg, 3. Februar 1881.

Ich belästige Sie mit dieser Auseinandersetzung nur in der Absicht, Sie zu bitten, diesen Brief an Eugen gelangen zu lassen, und schreibe ich also für ihn und Sie gleichzeitig.

Noch etwas zu seinem Trost in betreff der Kosten. Geld, das hier von ihm an eine akademische Karriere gelegt würde, wäre für mich und die anderen Kinder so ziemlich verloren, denn wenn er da schließlich zur Stellung käme, hätte er sein Gehalt für sich selbst allein zu brauchen. Wenn er aber in den Vereinigten Staaten nur so viel lernt, daß er fähig ist, einen Land-Store zu betreiben, bleibt uns der Trost, daß wir das nötige Kapital zubringen können, um damit uns alle zu ernähren. Ich habe den guten Glauben an die leichte Fruchtbarkeit des dortigen Geschäftes, daß man im Westen mit 1500 Dollar fast unfehlbar derart ankommen kann. Eugens Sinn steht sehr auf die Rückkehr hierher. Das mag er auch tun, wenn er sich nur vorher so viel eingelebt hat, um den Lebensmut zu gewinnen, den die dortigen Verhältnisse fast jedem schenken, der sich mit ihnen vertraut gemacht.

Vor wenigen Tagen hat sich meine Tochter Gretchen mit N. aus St. Petersburg vermählt und ist dorthin gezogen. Sie kommt in glänzende Verhältnisse, wenigstens derart, daß, wenn es mir in den nächsten zwei Jahren nicht ökonomisch besser geht wie letzthin, ich auch meine zweite Tochter Pauline hinschicken kann. Die dritte, Adelgunde, bringe ich dann in eine Pflegeanstalt und komme mit den zwei Jüngsten, Anna und Josef, nach dem Westen. Eugen muß Quartier machen, eine weitere Aufgabe hat er nicht.

Es kann auch sehr leicht sein, daß die Geschicke in eine andere Bahn geraten — auch hier gibt es noch Aussichten — aber notwendig ist es, daß man sich auf den schlimmsten Fall vorbereitet, das Bessere ist dann ja leicht zu tragen. Nur Mut soll der Junge haben und einsehen, daß drüben der Himmel ebenso schön blaut und es dort ebenso und noch mehr fröhliche Herzen gibt als hier. Der Mensch ist doch keine Schnecke, die an ein Haus festgewachsen. Es gibt kein ärmeres Tier als das, das nur auf einem beschränkten

Terrain sich bewegen kann. Der Mensch mit seinem sogenannten unsterblichen Geist ist ein Universalgenie.

Frisch auf, mein lieber Haug! „Noch ist Polen nicht verloren!"

Wenn Sie vielleicht in Ihrer Umgebung eine Bekanntschaft haben, wo Sie so einen empfehlenswerten jungen Mann als Lehrling verdingen können — ich weiß, Lehrlinge, die wenig Ansprüche machen, sind leicht anzubringen — dann bitte ich Sie, Eugen in Ihre Nähe zu ziehen. Ich glaube wohl, daß ihm ein Wechsel jetzt gut tun würde. Natürlich, wenn sich unterdessen bei K. der Wind etwas gebessert hat, ist es gut, wenn er bleibt, solange es etwas Allgemeinnützliches für ihn zu lernen gibt.

Übrigens nichts Neues: das Militär hat die alten bunten und die Pastoren die alten schwarzen Röcke.

Ich grüße recht herzlich J. Dietzgen.

Lieber Albrecht!*) Siegburg, 5. Februar 1881.

Den Tadel, den Du über Eugen aussprichst, finde ich größtenteils gerechtfertigt. Er hat den Kopf voll Kleie.

Aber meinen Tadel kann ich auch Dir nicht ersparen. Wie Du die Verhältnisse schilderst, wie sie auch Eugen berichtet und wie ich es mir auch von vornherein vorgestellt, hast Du in Deinem Geschäfte die reichlichste Gelegenheit, eine solche junge Kraft mit Leichtigkeit zu beschäftigen. Das war mein Wunsch und das hattest Du mir versprochen, wenigstens nahm ich so Dein Wort: „Schicke Eugen, ich werde eine Stelle für ihn offen halten".

Daß der Junge auf solche Arbeit etwas hochmütig herabsah und damals noch die Federfuchserei für nobler hielt, wie das die Dir bekannte hiesige Landessitte mit sich bringt, das wußte ich, und ihn davon zu kurieren, war mit ein Motiv, ihn nach Amerika zu schicken.

Nun tust Du, als hätte es Dir an der nötigen Gewalt gefehlt. Doch Du verkennst da Deine Gewalt und die Lage. Eugen hat Dir bei Ankunft seine Kasse eingehändigt, und ich habe nicht ihm, sondern Dir hundert Dollar geschickt. Da warst Du also doch wohl „Prinzipal"!

Schon bei der ersten Rechnung dachte ich: der Albrecht hat gut Riemen schneiden aus dem Leder anderer — und Leder ist bei mir gegenwärtig so sehr spärlich. Indessen tröstete mich Deine Ver-

*) Albrecht Komp in New York.

sicherung, wenn ich Dir noch fünfzig oder hundert Dollar schicke, werdest Du den jungen Mann damit so weit bringen, daß er alsdann den größten Teil seiner Bedürfnisse selbst bestreiten könne. Da dies nun, lieber Albrecht, nicht gelungen ist, glaube ich Dich bitten zu dürfen, Deine Rechnung um 27 Dollar zu kürzen. Mir wird ohnehin die Affäre leidvoll teuer. Für das, was ich bis jetzt schon angelegt, hätte Eugen hier es bis zur Universität gebracht, ja, es hätte so viel noch nicht bedurft. Natürlich bist Du dafür nicht verantwortlich. Es ist ein Unglück. Aber an Deinem Freunde, wenn er im Unglück ist, sollst Du auch nicht verdienen, sondern zufrieden sein, wenn ich Dich schadlos halte. Dafür, denke ich, sollen dann die 158 Dollar ausreichen. Du mußt auch denken, wir können von hier nicht mit Dollars zahlen, sondern müssen dazu deutsche Groschen aufbringen, und die sind viel teurer wie Euer Geld drüben.

Du darfst nicht übelnehmen, wenn ich ohne jeden Groll und jede Bitterkeit sage: an dem schlechten Erfolg hast Du die Hauptschuld. Der Junge ist ein Lollbeck (Grünschnabel, D. H.), aber Du erfahrener Mann mußtest den Zweck besser zu erreichen wissen.

Auch Du hast — und ich will für mich keine Ausnahme machen — wir haben alle Kleie im Kopf. Du hast mich für „wohlhabend" gehalten; der Sohn soll Volontär spielen und nicht taglöhnern. Das ist der Fehler, nicht das Griechisch und Latein. Ich bin so wenig wohlhabend, daß, wenn es mir nicht gelingt, in den ersten Jahren meine Häuser schicklich zu verkaufen, ich nach einer Jugenderinnerung greifen und auf den Bankrott spekulieren muß. Es ist nicht so sehr mein Wunsch und Verlangen nach dem Eldorado, als die Notwendigkeit, welche treibt. Du glaubst nicht, in welcher Krisis wir hier stecken. Ich versuche dies und versuche das und — — —

Lieber Eugen! Zur Einsicht dessen, was ich an K. geschrieben, obige Abschrift. Gestern den Katalog Deiner jetzigen Prinzipale K. & E. erhalten. Daraus ersehe Deine Adresse. Wo Sorge wohnt, weiß ich immer noch nicht.

Du bist in Deiner neuen Stellung viel besser dran, als wenn Du zu Ohm Philipp nach Arkansas gegangen wärst. Bemühe Dich nur Deinen Prinzipalen gegenüber und bei Deinen Mitgehilfen alle etwaigen Antipathien zu überwinden. Lasse Dir angelegen sein, nicht nur durch Leistungen, sondern auch durch artige Worte Dich festzusetzen in Deiner Stellung. Wenn letzteres zu guten Leistungen hinzu-

kommt, ist es ungemein wirksam. New York ist ein sehr schöner und angenehmer Platz für Dich. Wenn Du Dich da halten kannst, das tue nur, und auch die Branche*) ist ja schön getroffen. Wenn Du nach höherem Lohn strebst, so tue das nur, insofern alle anderen Verhältnisse zusagen, mit der größten Delikatesse. Wenn Du die deutsche Demut mit der amerikanischen Independenz in geschickter Weise zu verbinden weißt, das macht den Kapitalkerl!

Ein ordentliches Salär ist eine schöne Sache, jedoch rate ich, lasse Dir noch mehr angelegen sein, in das Geschäft, das Du da gefunden, nun auch richtig hineinzukommen: vom Verkäufer im Innern auch zum Verkäufer nach außen zu gelangen, Waren, Kundschaft und Buchführung kennen zu lernen. Aber Eile mit Weile! Dann wirst und mußt Du so weit kommen, daß Du Lust hast und Vertrauen, in derselben Branche für eigene Rechnung anzufangen. Ein kleines Kapital wird dafür ausreichen, und das bringe ich Dir und Hilfe dazu.

Also, mit frischem Mut vorwärts!

Gruß und Kuß Dein Papa.

Deinen Briefen fehlt zu sehr das beschreibende Element. Wie bringst Du Deine Abende und die Sonntage zu? Was liest Du? Siehst Du Bücher, Zeitungen? Viel Zeit bleibt Dir wohl nicht dazu, aber mit der schönen, englischen Literatur mußt Du Dich doch bekannt machen. Das fördert zugleich ungemein in der Sprache. Wäre es nicht bald ratsam, wenn Du in einer amerikanischen Familie als Privatboarder unterzukommen suchtest? Du mußt natürlich selbst zusehen. Ich kann ja nichts Ernstliches raten und tun, sondern will Dich nur stimulieren, daß Du doch nicht nachlässest, bis Du Dich im Umgang mit dem amerikanischen Element vollständig heimisch findest. Etwas Umgang mit gut erzogenen Damen ist ein vorzügliches Mittel.

Siegburg, 30. März 1881.

. . . Mit dem Gedanken, daß der erste Verkäufer nicht mehr versteht und tut wie Du und doch ein vierfaches Salär erhält, darfst Du Dir Deine Stellung nicht verleiden lassen. Wie mancher Sekondeleutnant ist ein ebenso tüchtiger und noch viel kapabler Militär wie der General, und muß doch seine Zeit abwarten. Wenn auch noch

*) Zeichnenutensilien und mathematische, geodätische, astronomische usw. Instrumente. D. H.

etwas Geld draufgeht, laß Dich nicht kümmern, der sichere Gang ist der vorzüglichere. Du solltest der Prinzipalität in Bescheidenheit die Vorstellung machen, daß Du Dir gerne gerade bei ihr eine Zukunft erarbeiten möchtest, daß sie Dir aber wenigstens genug zahlen möchte für Dein notdürftiges Auskommen, denn es sei Dir peinlich, jetzt noch um Geld nach Hause zu schreiben, und Deine Kasse sei zur Neige. Wenn Du es dann bis zu 15 Dollar wöchentlich gebracht hast und findest die Vorrückung zu langsam, so wirst Du leichter bei irgend einem Konkurrenten der Firma ankommen. Das längere Fungieren aber scheint mir erste Bedingung. Bist Du einmal außer Stellung, so ist es zehnfach schwerer ankommen. Wenn Du mir nächstens meldest, daß Du ein etwas erhöhtes Salär beziehst und bleibst, bin ich ganz beruhigt über Deine und unser aller Zukunft.

Es scheint Ohm Philipp etwas daran gelegen, Dich als Gehilfen zu bekommen. Gerade für den Fall tust Du klug, wenn Du auch den etwas hinhältst. Wenn Du ihm aber zusagst, mußt Du Dir wenigstens freie Reise dorthin bedingen. Laß ihn möglichst das Risiko tragen, und er wird dann um so geneigter sein, je mehr er sieht, daß Du auf eigenen Füßen zu stehen weißt. Du wirst meinen dialektischen Rat schon im voraus kennen: einfältig und klug zugleich zu sein, sowohl dem Onkel, wie den Prinzipalen, wie jedem gegenüber. Du solltest — so ist meine Meinung — die Leute glauben machen, Du tätest nur ihren Willen und ihr Interesse; in der Tat aber nur das tun, was für Dich selbst zweckmäßig.

Wenn Du zu Ohm Philipp reisen solltest, so unterlaß nicht, über Pittsburg zu gehen und bei Mina Werner*) vorzusprechen. Es wäre das zunächst eine Artigkeit, die aber leicht reiche Früchte tragen könnte. Sie ist in der Lage, eventuell viel tun zu können, indem sie mit einer großen Anzahl der angesehensten deutschen Kaufleute in Pittsburg verkehrt; ist Bibliothekarin eines Lesevereins, wo diese Herren verkehren, und ihre Schwägerin, bei der sie wohnt, führt ein Boardinghaus, wo diese selben Herren und andere ihren Mittagstisch nehmen. Dazu kommt, daß überhaupt Damen überall die wirksamsten Vermittler sind. Wenn Du also zunächst auch bestimmt nach Little Rock wolltest, würde ich doch den kleinen Umweg machen, um für eine eventuelle Zukunft die Sache vorzubereiten. Zudem glaube auch, daß die Reise über Pittsburg und von dort

*) Die Jugendfreundin J. D.s, an welche dieser den Artikel über „Goethes Lieb und Untreu" und die „Briefe über Sozialismus" (4. und 5. Teil) gerichtet hat. D. H.

per Schiff den Ohio hinab bis zum Mississippi und bis Memphis die billigste und schönste Reise sein würde. Auch ist Mina Werner mir nicht nur sehr verbunden für alte Dienstleistungen, sondern auch sehr zugetan und sicher zu Opfern bereit, die ich sonst von niemanden erwarten könnte. Ich kenne sie dafür....

Siegburg, 25. April 1881.

... Das Schwerste ist jetzt überwunden, lieber Eugen! Nach drei Monaten trägst Du nochmals auf Erhöhung an, und schon nach zwei, wenn Du fühlst, daß Du an Fähigkeiten und Leistungen Fortschritte machst, würde ich die Prinzipale in bescheidenster Weise bitten, Dein ernstes Streben mit ein paar Dollars wöchentlich zu encouragieren. Aber es so machen wie diesmal, mußt Du künftig vermeiden. Ich merke schon, Du hast von mir geerbt; mir wird es auch schwer, den Stolz zu beugen und mit guten Worten und Bitten das zu erbetteln, was ich für mein Recht halte. Aber der richtige, der erfolgreiche Weg ist es nicht, wenn man — so wie Du getan — und ich habe es auch schon mehr so gemacht — dem guten Freunde die Pistole auf die Brust setzt. Nimm Dir ernstlich vor, solche delikate Fragen nächstens weniger ernst und dringlich, sondern mit lächelnder Lippe und jüdischer Zähigkeit zum Austrag zu bringen.

Das Geschäft ist ja, ich sehe es aus dem Katalog, ein wundervoll schönes. New York ist Weltstadt, auch das Klima viel gesünder wie im Westen. Wenn Du es beim Hause zum Reisenden bringst, ist, dünkt mir, die eigene Etablierung sehr leicht. Wenn man dann nur ein kleines Lager der kurantesten Sachen hat, kann man ja das Fehlende, was man heute auf Reisen verkauft, in New York beikaufen und effektuieren, so nennen nämlich in Deutschland die Kaufleute die Ausführung der Orders. Buchführung, Korrespondenz, Komptoirarbeiten kannst Du noch immer und immer erlernen, aber die Agilité, die zum Reisenden erfordert ist, eignet man sich nur in der frühen Jugend an, und ist für Dich — mir dünkt — besonders förderlich und passend, weil Du wohl Anlagen hättest, Dir das Gegenteil anzugewöhnen. Für die Zukunft wirst Du nun wohl schwerlich zur Reise nach Arkansas kommen; denn ich glaube doch, daß Dir, einmal eingelebt, die großen Städte und die großen Geschäftshäuser eine bessere Zukunft bieten wie die Abenteuer im fernen Westen.

Freue mich, aus Deinen Briefen zu sehen, daß Du jetzt ziem-

lich heiterer Gemütsstimmung bist. Darüber solltest Du öfter mitteilsam sein. Ein heiteres Gemüt wünsche ich Dir sehr, weil es wertvoller ist wie ein hohes Salär, aber gewiß beeinflussen beide sich gegenseitig.

Die Auswanderung aus der Umgegend hier ist großartig und wächst. Die ökonomische Entwicklung oder das soziale Elend treibt alle Verhältnisse aus den Fugen. Deine Bemerkung, daß der Arbeitstag eigentlich legaliter auf acht Stunden festgesetzt sein sollte, lehrt mich, daß die Praxis des Lebens Dich den sozialistischen Anschauungen näher bringt. Es würde Dir sehr zuträglich sein, wenn Du Dich um das Verständnis von Marx' „Kapital" etwas bemühen wolltest. Die Sache ist nicht so schwer, wie sie auf den ersten Blick aussieht. Nur einen Rat möchte ich geben, der bei allen Büchern zu befolgen ist, die sich schwer verständlich ansehen: nämlich sie nicht methodisch von Anfang bis zu Ende zu lesen, sondern zunächst die leichtest verständlichen Stellen herauszusuchen und sich so mit der Denkweise des Autors vertraut zu machen, und dann, wenn das Interesse erweckt, wieder und wieder auf die Sache zurückzukommen und wiederholt studieren. Wenn Du die französische Ausgabe Dir verschaffen kannst, ist sie für Dich der deutschen vorzuziehen, indem der Autor sich Mühe gegeben, sein Thema den philosophisch weniger geschulten Franzosen mundgerecht zu machen. Mir wenigstens kommt es so vor, als sei der französische Text klarer wie der deutsche.

Habe mich in den letzten Tagen daran gemacht, populäre Briefe über Logik zu schreiben, die ich an Dich richten will, und ich denke, sie sollten Aufnahme in der New Yorker Volkszeitung finden oder in einem anderen Journal, worüber Du mit Douai*) Rat pflegen magst, wenn erst drei oder vier Stück in Deinen Händen sind. Der erste wartet nur noch auf Reinschrift, dann sende ich ihn, und Du sagst mir demnach, ob Sorge oder Douai die Sache gutheißen. . . .

Siegburg, 14. Juni 1881.

. . . Dein letzter Brief an Pauline hat uns allen Freude gemacht, denn er verrät, daß Du im ganzen doch in einer ziemlich behaglichen und heiteren Stimmung bist. Sorge durch vorsichtige Handlungsweise und durch Treue und Gefälligkeit gegen die, auf deren

*) Dr. Adolf Douai, damals Redakteur an der New Yorker Volkszeitung, ein ungewöhnlich vielseitig gebildeter Sozialist und ein hervorragender Erzieher, der sich namentlich um die Einführung des Fröbelschen Kindergartensystems in Amerika Verdienste erworben hat. D. H.

Umgang Du angewiesen bist, diese Stimmung Dir zu erhalten; sie ist die beste Mitgift des Lebens und mehr wert wie hunderttausend Taler.

Adieu, lieber Eugen! Mache auch einige Fragen und Ausstellungen zu meinen „logischen Briefen". Laß Sorge mittaten. Das gibt mir Anregung und Stoff. Wenn ich in der Form gegen positiv Schulmäßiges fehle, mag ich mich gern verbessert sehen; Eigentümlichkeiten aber, die in etwas fraglich sind, bitte mir zu belassen.

Lieber Eugen! Siegburg, 15. Juli 1881.

Es ist diesmal ziemlich lang geworden, daß ich nicht geschrieben habe. Da ich aber anders nicht weiß, als daß alles in bester Ordnung ist, darf ich schon etwas nachlässig sein. Zudem bin ich, wenn irgend Muße vorhanden, mit der „Logik" beschäftigt, und das Bewußtsein, daß ich da mit Dir verkehre, schwächt auch schon den Trieb zu anderweitiger Korrespondenz. Dich aber möchte ich doch anregen, deshalb nicht zu erlahmen und vor wie nach, wenigstens alle vierzehn Tage, ein Briefchen für uns zur Post zu geben. Wenn es auch nur ein paar Zeilen sind, welche Wohlbefinden und gute Laune melden, so kannst Du versichert sein, daß es immer sehr gute Wirkung auf unsere Gemüter übt.

Von Deinen Ferien zu hören und von der Anregung, welche Dir die Malerei macht und die Bekanntschaft mit dem französischen Maler hat mich erfreut. Möchte aber warnen, Dich nicht von der Phantasie zu dem Glauben verleiten zu lassen, daß eine künstlerische Beschäftigung, Malerei, Lithographie oder dergleichen, wenn sie handwerksmäßig oder für Geld betrieben werden, angenehmer für Dich sein würden wie Dein jetziges Metier. Im Gegenteil dünkt mir die Beschäftigung als Verkäufer gesünder, geisteserfrischender und aussichtsvoller als irgend ein Kunsthandwerk.

Was ich Dir sehr gönnen möchte, wäre ein wenig mehr freie Zeit. Meine Ansicht, soweit ich die Lage von hier beurteilen kann, ist, daß Du möglichst zäh an Deiner Stellung festhältst und sie strebsam zu verbessern suchst. Strebe aber möglichst mit Behaglichkeit. Ein beruhigtes, wenn auch frugales Unterkommen, welches Interesse für alles Schöne, Wahre und Gute übrig läßt, ist jeder auch noch so fruchtbaren Jagd nach Geld und Gut vorzuziehen. Ich hoffe wohl und freue mich, wenn das amerikanische Klima Dich soweit ansteckt, daß Du erwerbslustig und -fähig wirst, weil das Erwerben das

sine qua non von allem ist; aber ich hoffe, daß Du Dein besseres Sein darin nicht aufgehen läßt.

Ich fühle heute eine viel mutigere und freudigere Stimmung wie vor einem Jahre, und daran trägt die soweit gelungene Ausführung unseres vorjährigen Projekts, die Fortschritte, die Du gemacht, den wesentlichsten Anteil. Ich glaube nun nicht mehr daran denken zu müssen, mit Hinterlassung von Schulden die Heimat fliehen zu müssen. Wenn ich nach einigen Jahren ziehen müßte oder ziehen will, dann darf ich hoffen, bist Du so weit eingebürgert, daß wir mit einem kleinen Kapital ein Geschäft gründen, und solche Branche, wie Du jetzt kennen lernst, sagt mir sehr zu. Wenn Du es zum Reisenden brächtest, würde die Sache ja äußerst leicht. Da kommst Du in den Besitz der Kundschaft. Du bist an einem schönen, ergiebigen, wenn nicht am ergiebigsten Punkte der Welt. Suche ihn zu kultivieren. Der Same, der dabei aufgeht, soll mehr wert sein, wie ein größeres Salär — natürlich ohne die Kultur des letzteren zu versäumen.

Wir haben hier viel Hitze und eine schreckliche Dürre. Die Gemüse im Garten verdorren alle. Wenn nicht bald Regen kommt, gibt es nächstes Jahr noch größere Not.

Ich hatte Aussicht, im Landkreis Leipzig in den Reichstag gewählt zu werden, habe auch Annahme zugesagt, aber die Ausweisungen werden wohl die Sache hintertreiben. Schadet aber nicht viel, soweit ich ins Spiel komme. Mir ist um die Ehre wenig zu tun, denn zu leisten ist für mich dort sehr wenig.

Leb wohl, lieber Eugen! Schicke mir bald eine hübsche Landschaft von Dir, erhalte Deine Heiterkeit und laß mich recht oft davon hören. Drei „logische Briefe" habe versandt, der vierte wird bald folgen. Du könntest der Redaktion der Volkszeitung sagen, sie möchte die drei Nummern aufnehmen und mit einer Fußnote erklären, daß sie der Anfang einer größeren Arbeit seien, die vielleicht in ihrer ganzen Ausdehnung nicht zur Aufnahme geeignet sei, aus der sie aber je nach Ermessen weitere Bruchstücke bringen werde. Das Thema ist derartig, daß ungefähr jeder einzelne Brief wiederum ein lesbares Ganzes bildet. Interessiert sich auch Sorge dafür? Grüße ihn und Frau Sorge herzlichst, ebenso Douai, und sei auch Du von uns allen vielmals und herzlichst gegrüßt und geküßt.

Dein Papa.

Lieber Eugen! Siegburg, 3. August 1881.

Dein letzter Brief, der von Deinen Zerwürfnissen im Geschäft

berichtet, hat mich eine Zeitlang recht unruhig gemacht, bis ich jetzt durch das Ausbleiben böser Nachrichten die zuversichtliche Hoffnung schöpfe, daß die Gefahr überwunden ist.

Du mußt vor allem streben, Dich und Deine subjektiven Anwandlungen beherrschen zu lernen und Deiner Zukunft oder Vernunft — wie man's nennen will — die momentanen Gefühle zu opfern. Die Klugheit erfordert durchaus, sich der Kunst zu bemeistern, allen Persönlichkeiten, auf deren Umgang Du angewiesen bist, liebenswürdig zu erscheinen, ohne deshalb auf den eigenen Charakter und die eigenen Rechte zu verzichten. Dabei halte immer fest, daß ein Recht, wozu die Macht fehlt, Dich in Besitz zu setzen, nur ein ideales Recht ist, dem die „Wirklichkeit" fehlt, das man also nicht hat oder doch nur im Kopfe hat, aber erst durch zweckmäßige Handlung verwirklichen kann.

Du bist mir in Deinen Briefen etwas gar kurz; ich wünschte, Du ließest uns etwas mehr von Deinen Gefühlen sehen, von Deinem Fürchten und Hoffen. Deine Gedanken hängen wohl immer noch mehr und lieber an der Vergangenheit wie an der Zukunft? Das kommt aber daher, daß Du in der Heimat ganz und gar ein nur ideales Leben geführt hast. Du hast die Menschen und Verhältnisse hier nur von der schönen, gemütlichen Seite gesehen.

Ich würde bedauern, wenn es anders wäre, aber auch wenn Du den Revers zu spät sähest. Was in Amerika so offen zutage liegt: der abgöttische Tanz um das eigene Ich, das ist hier noch mehr verbrämt mit Sitten und Phrasen, mit Überbleibseln der Vergangenheit. Aber unter der Maske der Verwandtschaft, Freundschaft, der Lieb und Treu kommt doch auch hier immer nackter und nackter das wahre Gesicht des Eigennutzes zum Vorschein. Die Bande der Familie, der Freundschaft und Liebe werden täglich mehr zu losen Bändchen, zu Flitter an der Frage nach „barer Zahlung". Ich bin kein Pessimist. Die bösen Erfahrungen, die ich mit Geschwistern, Verwandten und Freunden gemacht, haben mir nie die Liebe rauben können, — aber nur darum nicht, weil ich weiß, daß es so kommen muß, daß die einzelnen Menschen keine Schuld tragen, sondern nur die bösen Verhältnisse, daß nur die kapitalistische Produktion das Gift bringt. Darum ist denn auch mein Haß nicht gegen die Eigennützigen gerichtet, sondern gegen den Eigennutz; darum erwarte ich keine Besserung von der Moralpredigt, sondern von der Entwicklung der ökonomischen Verhältnisse. Der handgreifliche, fortwährende Aufschwung der Produktion erlöst die Menschen von der Armut, von der Erbsünde und vom Teufel.

Sprich dies Thema einmal mit Sorge durch, der wird es Dir verständlich machen.

Was habe ich sonst Neues? S. wird in den nächsten Tagen seine zweite Frau heiraten und uns Besuch machen. Das Geschäft mit ihm verspricht noch immer viel. Ich lebe dadurch die meiste Zeit in guter Hoffnung, doch gibt es auch noch manchen Tag des Zweifels. Definitives kann ich erst sagen, wenn wir noch ein Jahr weiter sind. Die ersten Partien sind fertig, lassen auch einen sehr, sehr guten Gewinn übrig; auch ist S. mit der Qualität sehr zufrieden. Die Frage ist nur, wird er auch ein Quantum gebrauchen können, das für mich hinreicht. Anfangs habe ich ja sehr behutsam, das heißt wenig eingearbeitet, und so wird auch noch wenig fertig. Das geht soweit gut. Wird es auch gehen, wenn das Doppelte fertig wird? Abwarten!

Es sind Schulferien. Der kleine Josef ist nach Wahn zu seinem Vetter Fritz. Der Junge macht mir Freude, er ist ungemein regen Geistes, aber auch sehr, sehr flüchtig und will angehalten sein. Ich lerne sein Latein mit ihm, ohne das würde er nicht fortkommen.

Mir ist's recht, wenn die New Yorker Volkszeitung den Druck der „logischen Briefe" beginnen will. Dies eilt aber nicht. Die Sache behält ihren Wert. Wenn Dir auch manches noch dunkel bleibt, darf nicht genieren, Du lernst immerhin manches daraus. Wenigstens gibt es Anregung. Interessiert sich Douai auch für den Inhalt? Und Sorge? Letzterer hat mich gebeten, ihm bald noch einmal zu schreiben. Werde es tun. Sage ihm, daß mich jetzt die Logik stark in Anspruch nimmt; er solle mir selbst oder durch Dich seine Meinung sagen, ob er die Sache der Mühe wert hält. Habe ja keinen Menschen, welchem dergleichen verständlich ist, und der mich etwas animieren könnte. Wunder, daß man da den Mut behält, dergleichen zu verrichten!

Nun leb wohl, lieber Eugen! Beschreibe mal das Geschäft und seine Gehilfen und Prinzipale, welcher Nation, in welchem Alter. Wie viel Zeit und in welche Gegenden die Reisenden ausfliegen. Wie groß die Einnahmen. Ob auch mit kleinerem Kapital anzufangen.

Dreimal herzlichen Gruß und Kuß von Deinem

Papa.

Siegburg, 7. September 1881.

... Du machst in Deinem vorletzten Briefe bei Gelegenheit von Tante Adelgundes Tod die Bemerkung, daß mit solchen Verlusten

des Lebens Reiz stückweise verloren geht. Ich denke, daß man solchen Ernst mildern soll durch den Blick auf die Lebensreize, welche täglich neu erwachsen. So wahr wie das Salomonische: „Es gibt nichts Neues unter der Sonne“, so wahr ist auch das Entgegengesetzte: die Welt ist ewig jung und grün, jeder Tag ist ein nie dagewesener. . . .

Sei recht mutig und tapfer, nur nicht sentimental! Resignation ist überall erfordert, und überall stecken das Ideale und Reale untrennbar ineinander, und wenn man irgendwo und eine Zeitlang das eine über dem anderen vergessen will, folgt die Rache.

Siegburg, 17. September 1881.

. . . Was Dich für das Geschäft schätzenswert macht, sind besonders — denke ich — die guten Vorkenntnisse, welche Dich befähigen, leichter mit den mathematischen Instrumenten Dich bekannt zu machen; und ohne eingehende Bekanntschaft mit dem Gebrauch und Zweck der Dinge, kann man unmöglich ein guter Verkäufer werden. Ich erinnere mich aus meinem früheren Geschäfte in Winterscheid, daß die Reisenden kamen und Kaffee verkauften. Wenn ich dann fragte, wo der Kaffee herkommt, dann wußten sie nur, daß er in Amsterdam gekauft war und Cheribon, Java und Menado genannt wurde; aber wie die Holländer dazu gekommen, ob er privatim aufgekauft wurde an den Produktionsplätzen, oder ob es eine Aktiengesellschaft sei, welche die Auktionen in Holland veranstalte, oder ob die Sache Regierungsangelegenheit, davon wußten die Pomadenhengste nie etwas. Und ich habe mich damals schon sehr über solche Unwissenheit mokiert, da sich die Leute doch gerade diese und keine andere Sache zum Geschäft machten. Möchte Dir deshalb anraten, Dich eingehend nach dem Gebrauch, nach Herkommen, Geschichte und allem, was Du über Deine Geschäftsartikel erfahren kannst, angelegentlichst zu erkundigen. Nur wenn man etwas weiß, kann man auch etwas sprechen, das nicht fade und trivial ist. . . .

Siegburg, 22. September 1881.

. . . Dann habe ich Dir ein Ereignis mitzuteilen, welches uns gerade nicht nahe betrifft, uns alle aber aufs tiefste erschüttert hat. B. hat sich vor wenigen Tagen im Bette erschossen. Die böse ökonomische Sorge hat den armen Mann dazu getrieben. Du kannst Dir

das Leid seiner Familie kaum vorstellen. Er hatte das gewiß noch nicht nötig, so bös sind die Verhältnisse nicht, aber er ist kleinmütig geworden. Seine Lage hat viel Ähnlichkeit mit der unserigen, darum hat der Vorfall auch auf mich einen ungewöhnlich starken Eindruck gemacht; aber doch nur einen heilsamen. Er hat mir den Vorsatz gesteift, nicht kleinmütig zu sein, sondern mit Elastizität für uns zu wirken, daß wir über Wasser bleiben.

Frau B. und Kinder lebten zu sorglos, und so lag die Last der Zukunft zu ausschließlich auf des Mannes Schultern. So angenehm, wie unter guten Umständen das Leben in einem kleinen deutschen Landstädtchen ist, so heillos verpestet ist die Luft darin, wenn der „Kampf ums Dasein“ gefordert wird.

Du schreibst, daß Du gern an das ideale Leben zurückdenkst, das Du hier geführt. Es wäre schade, wenn es anders wäre, doch auch schade, wenn eine krankhafte Sehnsucht Dir den Reiz der Gegenwart verkümmerte und Dein Streben erschlaffte. Muß gestehen, ich habe in diesem Punkte so etwas Furcht und Sorge um Dich und freue mich deshalb ungemein, wenn ich aus Deinen Briefen zuweilen sehen kann, daß Dein Gemüt heiter und Deine Stimmung durchgehends energisch ist. Sentimentale Augenblicke hat jeder. Du mußt Dir einmal klar vorstellen, worin der Reiz des hiesigen Lebens denn eigentlich besteht. Von den Leuten nach Herkommen, Stand und Aufführung gekannt zu sein und dadurch Achtung, Vorzug, Teilnahme und Entgegenkommen zu genießen, das ist gleichsam eine Würze des Lebens, die einen Pulsschlag hineinbringt, der gewiß nicht zu verachten ist. Aber solche Ingredienzien sind auch nur wirksam, wenn der Stoff gut ist, dem sie beigemischt werden. Um diesen Stoff zu erhalten — erhalten im Sinne von konservieren und erwerben — bist Du hinausgegangen, und wenn Du nun auch von der Würze einstweilen viel entbehren mußt, so sollst Du doch nicht verkennen, daß man, wenn nur der Lebensstoff gegeben ist, sich das andere auch anderswo leicht verschaffen kann.

Siegburg, 19. Oktober 1881.

... Vor einer Woche war ich auf ein paar Tage in Leipzig und habe mich den Wählern präsentiert. Bei dieser Gelegenheit besuchte ich das Leipziger Museum, wo kostbare Schätze von Zeichnungen, Aquarellen, Kupferstichen usw. in Mappen aufgehäuft sind. Meine alte Liebhaberei für Aquarelle hat dort neue Nahrung gefunden. Ich

habe jetzt noch viel mehr Geschmack daran wie an der besten Öl=malerei. Eine wunderbare Kunst liegt in der Sache. Das Ölbild fällt wohl mehr ins Auge, aber das andere ist sinniger. Die Sachen von den besten Meistern waren angesammelt und in Mappen nach Ländern geordnet: Deutsche, Engländer, Franzosen, Spanier, Niederländer. Habe gestaunt über die nie gesehene Kraft der Wasserfarben....

Haug hat mir in den letzten Tagen durch seinen Freund Delitsch eine Fortsetzung des Kolonisationsprojektes zustellen lassen. H. will sich der Kolonie anschließen, und bin ich gespannt, wie sich die Sache in der Praxis gestalten wird. Korrespondierst Du nicht mehr mit H.? Wenn Du schreibst, grüße ihn von mir und sage ihm, daß ich mich für die geplante Kolonie lebhaft interessiere. Ich möchte dort Schulmeister werden, die Kinder im A B C und die Jünglinge in Philosophie und Ökonomie unterrichten....

Lieber Eugen! Siegburg, 25. November 1881.

Vivat der Stadtreisende! Soeben die briefliche Nachricht empfangen, daß sich Deine Andeutungen per Postkarte bestätigt haben.

Jetzt, lieber Junge, sind wir wieder alle auf dem Damm. Wenn man weiß zu erwerben, ist mehr wert als Vermögen. Auch unser Geschäft hier, die Fabrikation für Solingen läßt sich immer besser an, so daß ich nun, da ich Dich versorgt weiß, und durch Dich auch die besten Hoffnungen für Josef habe, daß Du ihn ins praktische Leben einführst, und da Gretchen ihren Gemahl mit einem Sohn beschenkt hat, jetzt fühle ich den vor einigen Jahren beinahe verlorenen Mut wieder lebendig. (Über die liederliche Satzkonstruktion bitte diesmal wegzusehen — sie ist Dir ja verständlich.)

Über den neuen Wirkungskreis, den Du errungen, freue ich mich noch mehr wie über die Gehaltsaufbesserung, doch ist auch letztere ganz erfreulich.

In den ersten Tagen nach der Reichstagswahl glaubte ich, infolge der eingelaufenen Nachrichten und Zeitungsangaben, ich sei gewählt. Aber mein Gegner hat tausend und einige Stimmen mehr. Im ganzen ist es gut so, sofern das Vergnügen mir doch zu teuer geworden wäre; auch bin ich für das Amt wirklich ungeeignet, weil ich zu wenig Anteil an den Details nehme und zu wenig Gelegenheit im Leben gehabt habe, mich im öffentlichen Auftreten zu üben.

Nach dem Erfolg, den Du bis jetzt gehabt hast, wirst Du den Besuch in die Heimat wohl noch ein Jahr verschieben. Was wird

das für eine Freude sein, wenn Du einmal heimkehrst und wir uns alle wiedersehen! Das Schönste aber, was ich mir denken kann, ist, wenn Du uns alle mitnehmen kannst, ohne daß wir beladen sind mit einer ängstlichen Sorge um die Zukunft. Aber auch jetzt bin ich schon froh. Das Glück haben nicht viele Familien, daß sie stets zusammenbleiben können.

Unser Gehilfe Knöfel ist nach der Heimat gewesen. Hat von dort geschrieben, ob er zurückkehren könne. Ich habe ihm dann einen annehmbaren Vorschlag gemacht. Er ist wiedergekommen, hat vier Tage gesoffen und zwei gearbeitet, und sich nun entschlossen, nach Amerika zu gehen. Wahrscheinlich wird er nach sechs oder acht Tagen von hier abreisen. Wenn er nach New York kommt, wird er Dich jedenfalls aufsuchen. Sein Geist ist stark, aber das Fleisch ist schwach. Ich glaube, daß er drüben seine paar hundert Mark verduselt und dann ein guter Arbeiter wird.

Letzthin habe ich den Juden Fröhlich aus Siegburg als Gehilfen gehabt. Da mußte ich tüchtig mithelfen, was für meine Gesundheit und Gemütsstimmung recht heilsam ist; bin aber deshalb heute abend etwas eilig mit der Korrespondenz. Wollte Dich jedoch nicht länger auf Nachricht warten lassen.

Ich küsse Dich herzlich und verbleibe in treuer Liebe

Dein Papa.

Siegburg, 22. Dezember 1881.

... Daß die Amerikaner angespannter arbeiten wie die Leute hier, habe ich wohl erfahren; aber was die Entschädigung durch Vergnügen anbelangt, dünkt mir doch, daß diese Sucht hier noch schlimmer ist. Die Bierbank und öde Gesellschaft ist wohl nirgends mehr gepflegt wie in unserem deutschen Philisterium. New York und die Großstädte machen eine Ausnahme, sonst im Innern des Landes ist nach meiner Erfahrung der Amerikaner ein sehr ernster Mann, der mehr die Einsamkeit liebt und pflegt wie irgend eine andere Nation.

Leider lebt in aller Welt die Volksmasse noch immer in einer geistigen Wüste. Mit der Tatsache, daß Du an Deiner inneren Ausbildung mehr arbeiten möchtest, als Dir die Stellung vergönnt, mußt Du Dich eben abfinden, so gut es angeht. Es ist das ein Weltleiden. Darum war bisher auch alle geistige Entwicklung hauptsächlich das Werk der bevorzugten Klassen, und findet die aristokratische Konstitution der Gesellschaft bisher auch ihre Berechtigung darin, daß die Masse arbeiten muß, damit die Wenigen

Muße haben zur Förderung der Kultur. Jetzt darf auch die Masse Muße fordern, weil eben die Kultur so weit gediehen ist, daß der nötige Proviant in einem Viertel der alten Zeit beschafft werden kann.

Doch diese Themata führen brieflich zu weit, wenigstens wird die Verständigung gar zu umständlich. Daher freue ich mich sehr, daß Du die aussichtsvolle Hoffnung aussprichst auf schließliche Vereinigung und familiäres Zusammenleben. . . .

Das Reisen im Staate New York muß Dir doch Vergnügen machen. Die Natur ist da ja wirklich besonders schön, namentlich zwischen Albany und Buffalo sind sehr schöne felsige Gebirgspartien. Aber auch die Gegend am Hudson hat mir gefallen. Empfehle Dir, Washington Irvings „Sketchbook" zu lesen, und wenn Du etwas Ernstes studieren willst, rate Dir sehr an, Dich mit der Literaturgeschichte aller Zeiten und Völker zu beschäftigen. Die englische Literatur, die Dir am leichtesten zugänglich, ist wohl die schönste von allen; aber natürlich hat jedes Volk seine besonderen reizvollen Eigentümlichkeiten. Mit Zeitungen und dergleichen rate ich Dir nicht, die schöne gute Zeit zu vertrödeln.

Gute Nacht, lieber Eugen! Behalte im Auge, daß ich sehr danach verlange, uns allen ein besseres und neues Heim zu gründen.

Profit Neujahr, lieber Eugen! Siegburg, 1. Januar 1882.

Es ist soeben morgens 5 Uhr, alles schläft noch. Habe mir den Ofen angemacht und bin nun daran, einen „logischen Brief" an Dich zu expedieren, dem ich noch einige Zeilen zur Begleitung mitgeben will. Lege auch einen Abschnitt aus der „Kölnischen Zeitung" bei, aus dem Du lernst, wie überfüllt alles und wie schwer hier das Fortkommen für die jungen Leute ist.

Du kannst Dir kaum denken, wie deprimierend das auf den Charakter der jungen Leute wirkt, so bis an die dreißig Jahre herumzulungern, äußerlich den hoffnungsvollen Mann spielen zu müssen, und inwendig einen Placken an den anderen setzen, um nur die Blöße decken zu können. So sind viele Siegburger Apotheker geworden und finden sich nicht besonders wohl dabei. Ohne die Fonds eine eigene Apotheke erwerben zu können, soll das Fach sehr schlechte Stellungen bieten. Der junge Apotheker B. denkt auch daran, über den Ozean zu gehen. Hatte auch täglich Gelegenheit, den jungen Apotheker G. zu sehen, bei Schells abends; er hat Stellung in Mettmann bei Düsseldorf und Umgang mit Ed. Schell. Der G. ist ein recht talent=

voller und geweckter junger Mann, und dennoch besteht sein ganzer Idealismus, seine ganze Strebsamkeit in etwas Gesang und Klavier. Sonst solltest Du die faden Witze hören, welche unsere Jugend amüsieren. Nicht etwa, weil die Jugend fade ist, sondern weil ihnen alles Höhere entweder durch die armseligen Zustände oder von Polizei wegen untersagt, oder von dem Miasmus erstickt wird, welchen Polizei und Klerisei und hohe Herrschaften ausdünsten.

Du darfst Dich recht glücklich fühlen — nicht der materiellen Vorteile wegen, die Du gerade genießest, sondern weil Du in einer Lage, in einem Lande und in einer Umgebung bist, wo sich die Segel mit Hoffnung blähen. Du fühlst Dich sicher von der Bewegung, mit der Du schreitest, erfrischt, erwärmt, elektrisiert.

„Homo sum"*) habe in den Weihnachtstagen gelesen und mich recht dabei amüsiert. Verstand dadurch auch um so viel besser die Philosophie Deines letzten Briefes. Es ist mir sehr lieb, wenn Du Dich derart über Deine inneren Gedanken öfters aussprichst. Dergleichen vermindert den Raum, der zwischen uns liegt.

Der Anachoret Paulus hat mir viel Vergnügen gemacht, aber auch die Episode zwischen Polykarp und Vater und Mutter.

Die freiwillige Armut und Abstinenz hat gewiß ihre gute Seite, nur mußt Du Dich erinnern, daß sie aus der heidnischen Völlerei hervorgegangen, und daß die Armut so einseitig ist wie die Völlerei, die Wahrheit oder Vernunft nun aber die Umfassung beider Extreme erfordert, nicht: entweder — oder, sondern: sowohl — als auch. Sowohl reich wie arm. Wir wollen unsere Begierden mäßigen, unsere Lebensart auf das einfachste reduzieren, ohne zu vergessen, daß solche Reduktion den Zweck hat, uns reicher zu machen, reicher sowohl an materiellen wie an geistigen Gütern. Beide Güterarten gehören durchaus zusammen und sind nur Formen oder Arten eines Guts, des Guten schlechthin.

Du siehst, wenn Du mich auf ein solches Thema bringst, bin ich unerschöpflich. Deshalb ist gut, daß Raum mangelt.

Nochmals: Prosit Neujahr!

Dein Dich innigst liebender Papa.

Du hast mich nicht wissen lassen, wie es in Eurem Aktzeichnenklub zugeht. Soviel ich weiß, ist bis jetzt der siebente „logische Brief" gedruckt. Besorge Dir doch, wenigstens für die Folge, jedesmal mehrere Exemplare. Zum Beispiel möchte ich Marx in London von diesem

*) Ein Roman des Ägyptologen Georg Ebers. D. H.

oder jenem Briefe Mitteilung machen und könnte Dir dann schreiben, diesen oder jenen zu senden.

Siegburg, 16. Januar 1882.

. . . Du mußt Dich gelegentlich einmal umsehen, ob Du kein Fach kennen lernst, was sich besonders für unseren kleinen Josef empfehlen würde und wozu ihm vielleicht jetzt schon die bestimmte Richtung gegeben werden könnte. In Düsseldorf entsteht soeben eine Fachschule für „Kunsthandwerk", wo also hauptsächlich Modellieren, Zeichnen, Malen, Technik usw. für Kunsttischler, Kunstschlosser, Xylographen usw. getrieben wird. Wenn er hier noch ein Jahr weiter ist, wäre das vielleicht das Richtige für ihn.

Der Kunstsinn liegt bei Euch drüben in Amerika noch sehr im argen; hat sich in den letzten Jahrzehnten jedoch sehr gehoben und wird voraussichtlich in den nächsten Jahrzehnten riesig steigen, weil nirgends der Reichtum so zunimmt wie dort. Und Reichtum muß und wird immer danach streben, seinen Genuß durch die Kunst zu erhöhen. Deshalb glaube ich, daß eine kunsthandwerkmäßige Ausbildung für eine amerikanische Zukunft zweckmäßig sein könnte. . . .

Ich wünschte besonders, daß der Eindruck, den „Homo sum" auf Dich gemacht, etwas haften bliebe, das heißt die Erkenntnis, daß eine gewisse Abstinenz zur Erreichung einer befriedigenden Seelenstimmung unumgänglich ist. Du sollst die Welt und das Vergnügen nicht meiden, aber auch die Einsamkeit nicht. Der Wechsel zwischen beiden gewährt den höchsten Genuß.

Apropos, französisch! Wenn Du mal Gelegenheit finden kannst, wie jetzt den englischen Kanadier, so einmal einen Franzosen als Stubengenossen zu engagieren, so versäume das nur ja nicht. Auf solche Art könntest Du in einigen Monaten etwas gewinnen, was lebenslänglich wohl tut. Wenn es auch nur die Anfänge zum Parlieren wären. Ist der Anfang gemacht, folgt der Fortschritt von selbst.

Nun, lieber Eugen, plag Dich, daß Du vorwärts kommst, damit mein höchster Wunsch in Erfüllung geht, daß ich vor dem Schluß meiner Tage noch einige Zeit mit meinen Kindern, vornehmlich mit den geistig angeregteren Söhnen zusammenleben kann. Die Schulung meines Geistes und dessen Disposition ist eine derartige, daß ich meinen Einfluß auf Zöglinge erst ausüben kann, wenn sie das Normalmaß der Bildung schon überschritten haben. . . .

Siegburg, 20. Februar 1882.

... In Deinem Briefe vom 29. Februar meldest Du uns den Antritt Deiner ersten größeren Reise nach dem Westen, die Du unterdes wohl schon hinter Dir hast. Ich male mir gern die gute Stimmung aus, in welche Du von all den neuen Eindrücken versetzt sein mußt. Möchte jetzt gern einmal von Dir hören, ob Du auch schon das erworben hast, was ich immer als mein bestes Akquisit von meiner ersten amerikanischen Tour betrachtet habe: das Gefühl, mit einem Lande und mit Verhältnissen bekannt geworden zu sein, wo man die hier allgemein so schwer drückenden Sorgen für das tägliche Brot auf die leichte Schulter nehmen kann. Wenn das ist, dann hast Du viel, unendlich viel, etwas gewonnen, was ein Vermögen wert ist. Du sagst in Deinem letzten Briefe: „Die Tour nach Buffalo macht mir viel Spaß, aber auch Sorge; doch jedenfalls — mag die Reise ausfallen, wie sie will — ich glaube mich jetzt schon durchschlagen zu können." Darf ich das letztere nun in dem erwähnten generellen Sinne verstehen, wie ich gern möchte? ...

Lieber Eugen! Siegburg, 3. April 1882.

Deine letzten Nachrichten haben mir nicht nur viel Sorge gemacht, sondern waren mir besonders unerfreulich, weil ich sehe, daß Du einen so großen Leichtsinn hast, wie ich nie vermutet habe. Die zwölf Dollar pro Woche, die Du errungen, waren nötig zur Existenz, und so das Notwendige aufs Spiel setzen, um ein übriges zu gewinnen, ist unverantwortlich. Doch ich erwarte, daß die Verhältnisse Deiner gegenwärtigen Lage eindringlicher reden, wie ich vermöchte. Ich wünsche nur, daß die Sache sich besser gestaltet, wie meine Liebe zu Dir mich fürchten läßt. Also fünfzig Dollar Schulden hast Du schon bei Sorge und zehrst wahrscheinlich auf Kredit! Das kann nur gut enden, wenn Du nicht manchen Tag nach einem neuen Unterkommen zu suchen brauchst. Denke und hoffe optimistisch, aber handle pessimistisch. Wenn Du etwas von meiner Kraft hättest, dann würdest Du sofort Deine Ausgaben auf das allernotwendigste einschränken, buchstäblich von Brot und Wasser leben und möglichst schnell in Arbeit treten, gleichviel ob man zwanzig oder nur drei Dollar dafür zahlt. Solche Handlungsweise würde von Verstand zeugen, aber große Ansprüche machen, die man nicht zu erringen und zu bestreiten weiß, ist eine törichte, eitle Kaprize. Weißt Du auch, daß ich froh wäre, wenn ich den Wert von zwölf Dollar wöchentlich nicht nur für mich, sondern für uns alle hier zu ver-

zehren hätte? Was Du von Soltmann*) erwartest, ist zwar sehr hübsch, wenn es sich realisiert, aber solange Du den Mann darüber nicht gesprochen, ist die Hoffnung zu sanguinisch, als daß ich gleich daran glauben könnte. Eugen, Eugen, lieber Eugen, schätze nur ja einen Vogel in der Hand höher wie hundert auf dem Dache!

Jetzt ad rem!

Wenn Du in Not kommen solltest und meiner Unterstützung bedarfst, so wende Dich an unseren Knöfel. Er schreibt mir, daß es ihm gut geht und er bei einem Verdienst von fünfzehn Dollar wöchentlich sich schon hundert Dollar erspart hat. Wenn Du ihm diese Zeilen zuschickst, wird er daraufhin Dir fünfzig Dollar für meine Rechnung überlassen. Ich bitte Dich aber, ernst zu sein und vor allem darauf bedacht, Deine Einnahmen und Ausgaben ins Gleichgewicht zu bringen. Solange Du mir nicht sagen kannst: „ich habe hundert Dollar für einen Notpfennig zurückgelegt", so lange schelte ich Dich leichtfertig.

In sehnsüchtiger Erwartung auf gute Nachricht grüßt und küßt Dich herzlichst Dein Papa.

Siegburg, 18. April 1882.

... In solchen Lebenslagen wie gegenwärtig mußt Du auf die gewohnheitsmäßige Befriedigung Deiner Lebensbedürfnisse verzichten können, nach Pittsburg und dem Westen per Emigrantenzug fahren und aus der Tasche von Wurst und Brot zehren. Ich habe das xmal wochenlang getan und bin dabei so heiter geblieben, als wenn ich an der Table d'hôte gespeist hätte. Im Gegenteil. Die Kraft der Entsagung ist ein wirksames Gegenmittel gegen die Bedrückung des Gemüts, welche die sorgenvolle, prekäre Lage notwendig mitbringt.

Verkaufe Deine „logischen Briefe" an die Volkszeitung und vermehre damit Deinen Barvorrat, wenn auch nur um eine Kleinigkeit. Das Kleine ist unter Umständen groß. Sei klug und ausdauernd! Gut Heil! ...

Lieber Eugen! Siegburg, 26. April 1882.

„Du bist der Fels, auf den ich meine Kirche baue und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwinden". Wir haben die Karte

---

*) Ein Konkurrent in derselben Branche, bei dem Eugen als Kompagnon anzukommen hoffte. D. H.

empfangen, worin Du Dein neues Engagement anzeigst. Es hat also gut gegangen; aber doch wünschte ich, daß Du so viel Freiheit über Dich selbst gewönnest, um einzusehen, daß man zeitweise seinen Gefühlen mehr Zwang antun muß.

... Dein stolzer, unabhängiger Sinn ist mir sehr lieb und wert, aber um ihn zu realisieren, um wahrhaft unabhängig zu werden, mußt Du auch das dialektische Gegenteil, den unterwürfigen Sinn üben und pflegen. Es ist das wohl ein Widerspruch, aber ein durchaus sinniger, wie das reale Leben ihn überall fordert.

Dafür, daß Du mich so fleißig über die Einzelheiten Deiner Krisis unterrichtet hast, bin ich Dir noch besonders dankbar. Es hat mich das wohl für einzelne Tage und Stunden recht besorgt gemacht, auch wohl eine schlaflose Nacht verschuldet, aber im ganzen sehe ich doch, daß die Situation nicht so schlimm ist, daß Deine Aussichten mannigfaltiger sind, wie ich sie mir anfangs vorstellte. Laß uns nur recht fest zusammenhalten, und wir werden alle Hindernisse überwinden. ...

Siegburg, 27. Mai 1882.

... Wie sieht es mit dem Druck der „logischen Briefe" aus? Ich habe den elften fertig und schreibe am zwölften. Schicke sie in Abschrift an die Volkszeitung und schreibe ihr, daß ich auf das übliche Honorar zugunsten des sogenannten „roten Kreuzes", zugunsten der russischen Revolutionäre und ihrer Familien verzichten wolle. Schreibe dabei, ich habe fünf Jahre in Rußland gelebt und das russische Volk liebgewonnen. Sie möchten ihm diese meine Anerkennung in einer Fußnote zu den Artikeln aussprechen. „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!"

Lieber Eugen! Siegburg, 14. Juni 1882.

Herrschaft über die Natur ist der Adel des Menschen. Ursprünglich Tier, wird er Mensch und Herr erst dadurch, daß er dem Naturwalten hinter die Schliche kommt. Der Zweck aller Kultur geht dahin, die natürliche Abhängigkeit zu besiegen und Herr zu werden. Nur innerhalb gewisser Schranken kann das gelingen. Auch wenn die Menschheit das Errungene in der Zukunft verzehnfacht und verhundertfacht, verbleibt sie in natürlicher Abhängigkeit. Die menschliche Herrschaft kann immer nur eine vernünftig beschränkte sein.

Was also die Aufgabe des ganzen Geschlechts, ist auch Deine

persönliche, individuelle Aufgabe: Du willst und sollst Herr Deines Geschicks werden. Obgleich Du Momente hast, wo Du Dich jetzt schon als solcher fühlst, wirst Du auch Momente haben, wo Du Deine Untertänigkeit empfindlich merkst. Also bist Du soviel Knecht wie Herr, jedes relativ, das heißt einer, der sich emporarbeiten will, der dies Streben als hoch und hehr erkennt, ohne zu verkennen, daß er nie einen absoluten Gipfel erreichen kann.

Wenn nun die Menschheit des geistigen Scharfsinns zum Kulturfortschritt bedarf, so kannst Du im Verkehr mit den Widerwärtigkeiten der List nicht entraten. Weder der Wunsch, frei, noch das empfindliche Gefühl, Knecht zu sein, kann Dich aus Stricken und Banden erlösen: es gehört die „kluge" Tat dazu.

Die Sklaverei (im wörtlichsten Sinne) nennt Hegel eine „List der Vernunft" und meint damit, sie sei notwendig gewesen, um die Menschen mit der Peitsche zur Arbeit anzuhalten, weil sie ursprünglich eben Tiere sind, die der Zuchtrute bedürfen. Und Aristoteles erklärt bekanntlich, daß erst, wenn die Weberschiffchen ohne Menschenhand und von selbst hin und her schnellten, an Abschaffung der Sklaverei zu denken sei. Jetzt erst, wo die Weberschiffchen angefangen haben, von selbst zu laufen, und die Ziegelsteine fast ohne Arbeit gebacken werden, heute also, wo der Reichtum überhandnehmen will und die tierische Plackerei immer mehr durch die Kultur beseitigt werden kann, ist die Forderung nach allgemeiner Freiheit berechtigt.

Ich halte diesen breiten Sermon, weil ich Dir eindringlich zureden möchte, in der jetzigen Periode Deines individuellen Lebens List, Klugheit und Verschlagenheit nicht gering zu achten. Nur dadurch kannst Du ein „freier Mann" werden, der seine Absicht jedem offen und ehrlich ins Gesicht sagen darf. Um eben die Geradheit zu erreichen, ist Dir einstweilen die Hinterlist eine sittliche Notwendigkeit. Ich fürchte immer, Dein Naturell möchte Dich verleiten, im Freiheitsdrange die Notwendigkeit der Beschränkung und Abstinenz zu übersehen. Dich von hier aus in Deinem Tun und Lassen detailliert bestimmen zu wollen, daran denke ich gewiß nicht; bin gern zufrieden, wenn Dir meine Intentionen als allgemeine Norm dienen und Du schließlich nach eigenem Ermessen handelst.

Um es kurz zu sagen: Ich möchte Dir empfehlen, Deine Angelegenheiten mit K., mit Sorge, mit Ohm Philipp, mit den Kollegen im Geschäfte, mit der Volkszeitung usw. recht diplomatisch zu verwalten und wohl zu bedenken, daß der sogenannte jesuitische Grundsatz: „der Zweck heiligt die Mittel" ein durchaus vernünftiger und

guter Grundsatz ist, der nur durch vertrackte Anwendung in Mißkredit gekommen. . . .*)

Siegburg, 29. Juni 1882.

. . . Die Versicherung, daß Du Dich für mein Steckenpferd interessierst, ist mir zwar recht erfreulich, jedoch kennst Du mich sofern doch auch als tolerant und selbstbewußt, daß ich weiß, daß es eben nur ein Steckenpferd ist und es solcher interessanten Pferdchen gar viele gibt, nach Goethes Spruch: „Eines schickt sich nicht für alle."

Daß selbst H. über die Bedeutung meines Artikels unklar war, hat mich nicht besonders gewundert; ich weiß recht wohl, wie allgemein verbreitet der enge Horizont ist, auch daß unter hundert Lesern der Volkszeitung keine fünf sind, welche Verständnis für die „logischen Briefe" haben. Aber wenn sich auch in ganz New York nur fünf Menschen dafür interessieren, so gelten mir diese fünf mehr wie die anderen fünftausend Leser. Auch von Dir erwarte ich weniger, daß Du das ganze Gebiet einheitlich erfassest, als daß es Dich anregt, nach einer systematischen Denkweise zu streben und Dich über das allgemeine Niveau zu erheben. . . .

Nun, leb wohl, lieber Eugen, schreibe öfter und umständlich über Dein inneres und äußeres Leben. Ein gutes Briefchen von Dir ist immer ein großer Lebensgenuß für mich. Die Tage werden einsam.

„Rechts klingt und links die Axt im grünen Wald;
Bald hört man nur den Herbstwind, welcher kalt
Durch kahle Forsten über Stoppeln säuselt."

In alter Liebe Dein Papa.

Siegburg, 23. August 1882.

. . . Ich gebe Dir sehr recht, daß Du niemand raten willst, herüber zu kommen. „Mag jeder das Risiko selbst tragen." Ich für mein Teil bin zwar eingenommen für das Land, aber nicht, weil ich die dortigen Verhältnisse so sympathisch finde, sondern weil mir die hiesigen schändlich versumpft und beengt vorkommen. Dort hat man der absoluten Gewalt der Natur, der eisernen Notwendigkeit in die Augen zu sehen und mit ihr zu kämpfen, hier sind es Schrullen und Vorurteile, feudale und chinesische Zöpfe und anerzogene Nichtswürdigkeiten, die den Geist versklaven. Doch daraus, daß so viele verfehlte Existenzen dort herumlaufen, sollst Du Dir kein Vorurteil

*) Siehe die bezüglichen Ausführungen im Schlußabschnitt des „Wesen der menschlichen Kopfarbeit", Band I, S. 76 bis 87. D. H.

wider das Land und seine Verhältnisse bilden. Was meinst Du wohl, wie viele unbefriedigte Leute es denn hier gibt? Den prekären Zuständen, wie sie dort herrschen und wie sie die Großindustrie mitbringt, gehen wir hier eiligen Schrittes entgegen. Amerika ist uns darin wohl sehr voraus. Dafür hat es aber auch durch den Reichtum seiner Natur und primitiven Kultur viel mehr Zwischenräume für den Mittelstand, dem wir angehören und in dem wir uns möglichst lange erhalten wollen. Mit der Zeit muß derselbe allerdings nolens volens hier wie dort ins Proletariat hinabsteigen. Aber unterdessen haben auch die untersten Volksklassen so viel gewonnen, daß die Sache weniger betrübt ist. Wir gehören deshalb praktisch zur Mittelklasse und theoretisch zum Proletariat. Soll ich mich hier tatenlos hinuntersinken lassen, wenn ich vorsehe, daß drüben die Kampfverhältnisse günstiger sind?

Ich möchte Dir gern meine Überzeugung übertragen, damit Du wo mit dem Leibe auch mit der Seele stehest. Das Staatsproletariat ist eine erbärmliche Sklaverei. Zwar ist das sicherste hier wohl der Staatsdienst, aber ich fürchte, Du siehst ihn mit zu idealen Augen. Wenn Du als Gymnasiallehrer hier Deinem Herrn und Meister so viel Opposition gezeigt hättest wie bei K. & E., dann wärst Du am Ende Deines Lateins, aber gründlicher am Ende wie dort, wenn Du auch vollkommen mit den New Yorker Herren zerfällst. Zudem ist es viel leichter, einen herrischen Privatmann mit einem schmeichelhaften Worte zu befriedigen, als ein herrisches System, das nur mit Deiner völligen Unterwerfung auf Lebensdauer zufrieden ist. Lieber Eugen, besieh Dir Dein Verhältnis genau, und dann wirst Du — nach meiner Ansicht der Sache von hier aus — jubeln, daß Du so weit vorgerückt bist. . . .

Den dreizehnten „logischen Brief" wirst Du erhalten haben. Wenn Du betreffs Aufklärung der Sache einige Fragen stellen wolltest oder scheinbare Widersprüche aufdecktest, wäre mir lieb. Was Du neulich sagtest in betreff des qualitativ und quantitativ beschränkten Leserkreises der New Yorker Volkszeitung, ist mir wohl bekannt. Der Prozentsatz derjenigen, welche Verständnis für diese Dinge haben, ist sehr klein, auch hier in „gebildeten Kreisen". Aber deshalb sind die Briefe doch nicht unwirksam, und mich entschädigt auch ein Verständnisvoller für hundert Teilnahmlose. Von Dir besonders freut es mich, wenn Du so viel Interesse daran nimmst, Dich in etwas mit dem Stand der Dinge dieses Themas bekannt zu machen und die Frage in etwa zu würdigen lernst.

Siegburg, 10. November 1882.

. . . Aus meinen geringen ökonomischen Mitteln siehst Du, daß meine Sorgen um die Zukunft begründet sind, besonders weil Deine Geschwister, teils infolge ihrer Jugend, teils infolge ihres Charakters und wohl noch mehr infolge ihrer Erziehung und meiner gutmütigen Nachgiebigkeit in allen ökonomischen Angelegenheiten keine Sorge um die Zukunft kennen. Da ich von Tag zu Tag unfähiger werde, die Sorgen zu tragen und den Bedarf zu erwerben, so muß ich mit allem Ernste darauf bedacht sein, daß die Kinder selbständig wirtschaften lernen. Wenn nun Anna in etwa in Verdienst ist, auch Josef nach zwei Jahren so weit, daß er mit anfaßt, dann kann alles wieder gut werden. Auf Dich habe ich nun meine Haupthoffnung gestellt, daß Du dazu nach Kräften hilfst.

Adieu, lieber Eugen! Sei wacker, munter und fleißig und denke recht oft an Deine Geschwister und an Deinen alten Papa.

Ich schreibe das in Gedanken an das letzte Wort meiner Mutter in Uckerath. Auf dem Sterbebett sagte sie zu mir: „Sei nur munter, Josef, sei nur munter!“

Siegburg, 25. November 1882.

. . . Richte Deine Aufmerksamkeit weit mehr auf den sicheren, steten Gang als auf großen Erfolg. Auch sitzt in dem vielen Hab und Gut gar nicht das Glück; eine bescheidene Existenz ist alles, wonach wir streben wollen. Im Hinblick auf den Reichtum, welchen die menschliche Entwicklung uns ganz von selbst in den Schoß wirft, dürfen wir dem Gang der Dinge mit der größten Genügsamkeit zusehen. Ich meine damit die Produktivkraft der Arbeit, welche sich durch die industriellen Fortschritte stetig mehrt; damit mehrt sich also auch das lebendige Vermögen des einzelnen, mittelst seiner Arbeit die Bedürfnisse zu befriedigen, wenn auch sein totes Vermögen, sein „Kapital“ sich nicht mehrt. Weil man aber durch die Abhängigkeit vom Kapitalisten sehr leicht aufs Trockene und ins Elend versetzt werden kann, darum ist es von allerhöchster Bedeutung, so viel Stock (Vorrat. D. H.) zu besitzen, um unter allen Umständen seine Arbeitskraft in Gang erhalten zu können. Deshalb ist es für uns jetzt so überaus wichtig, sorgsam zu wachen, daß unser kleiner Fonds erhalten bleibt. Ich freue mich ungemein auf Deine Herkunft im nächsten Sommer, damit wir uns gründlich verständigen. . . .

Daß Du die Siegburger dort freundlich empfängst, ist selbstverständlich, aber an solchen Umgang gerade viel Zeit verschwenden,

würde ich nicht. Du solltest Bekanntschaften pflegen und recht eifrig pflegen, woran Du entweder etwas lernst und Dich weiter bildest, oder die geschäftlichen Stellungen einnehmen, welche Chancen gewähren. . . .

Lieber Eugen! Siegburg, 20. Januar 1883.

Dein letzter Brief von Neujahr hat mir viel Trost gebracht. Die Entfernung zwischen uns hat die Liebe nicht beeinträchtigt, ich glaube sogar, daß sie im Gegenteil uns den Wert inniger Teilnahme noch lebhafter empfinden läßt. Auch freue ich mich königlich darüber, daß Du mit so viel Wärme von den „logischen Briefen" sprichst. Demnach sind die Jahre, seit Du von hier weg bist, mir für eine Einwirkung auf Dich nicht verloren gegangen, und verspreche ich mir von einem künftigen Zusammenleben recht viel Genuß.

Ich will nun gänzlich aufhören einzuarbeiten und alles mehr und mehr mobilisieren. Wenn Du nicht zweifelst, zweifle ich auch nicht, daß wir etwas finden, was uns ein Auskommen abwirft. Für so eine kleine Farm mit Bienenzucht und etwas Ledermacherei schwärme ich jetzt.

Siehst Du auch zuweilen Deinen alten Prinzipal K.? Sprich gelegentlich einmal vor und überbringe ihm einen Gruß von mir.

Lege den einundzwanzigsten „logischen Brief" bei. Nachdem ich sehe, daß Du Dich für die Sache interessierst, werde ich wahrscheinlich ein anständiges Bändchen zusammenschreiben. Ich lerne selbst dabei und werde fortwährend klarer.

Erkundige Dich doch einmal, was Sachverständige von einem Druck der Briefe drüben auf eigene Kosten im Selbstverlag des Verfassers halten. Warum soll man den Hauptverdienst irgend einem Buchhändler abgeben? Jede Arbeit ist ihres Lohnes wert. Bisher habe ich von meinen literarischen Arbeiten nie ein Honorar gesehen. Ich denke das auf diese Art besser zu machen. Wohl werde ich noch zwanzig oder mehr Briefe dazu schreiben; indes kann man die Fortsetzung dann in einem zweiten Bändchen erscheinen lassen. Ich hoffe nun, daß Du mir im Laufe des Sommers Gelegenheit gibst, die Sache persönlich zu besprechen; möchte aber, daß Du vorher dort Umfrage hältst. Ich bin schon so viel bekannt, daß ich glaube, leicht ein Tausend Exemplare absetzen zu können.

In Erwartung, bald wieder Gutes von Dir zu hören, übermittle ich Dir unser aller herzlichste Grüße und Küsse. Dein Papa.

Pauline treibt mich vom Tisch, weil sie das Essen auftragen will, darum vorzeitiger Schluß.

Siegburg, 9. März 1883.

... Eine besondere Freude macht es mir, daß ich es fertig gebracht, gemäß Deinen Auslassungen, Dich für meine heiligsten Gedanken, für meine neue und hohe Weltanschauung zu interessieren. Dadurch hat uns die Trennung und Entfernung nicht entfremdet, sondern im höchsten Grade genähert. Bleibe, lieber Eugen, der Wissenschaft anhänglich! Werde kein Bücherwurm, aber ein Liebhaber der Bücher zum Zweck ihrer praktischen Anwendung im Leben!

Ich bin gespannt auf Dein versprochenes „Progress and Poverty" (Fortschritt und Armut. D. H.) von Henry George. Auch wollte ich Dir mit Rücksicht auf Dein Berufsleben raten, die Geschichte der Mathematik und der physikalischen Erfindungen und Entdeckungen gelegentlich zu studieren. Das würde Dich besonders dazu qualifizieren, mit Deinen Kunden interessante Gespräche über Deine Verkaufsartikel anzubinden und zu führen.

Farewell! Gruß und Kuß Dein Papa.

Verbindlichsten Gruß an Sorges.

Siegburg, 15. März 1883.

... Der Familienzusammenhang ist mir wie Dir teuer und wert und möchte ich uns allen gewiß die Freude des Wiedersehens gönnen. Jedoch geht das materielle Gedeihen allen Gemütsbedürfnissen vor. Besser, wir sind in fünf Weltteile zerstreut, wenn es jedem gut geht, als im Elend vereinigt. Bedenke wohl und ernstlich, wie der Unbemittelte, besonders im alten Europa, ein elender Sklave ist. Du lebst an einer Stelle, wo der Pulsschlag der Welt recht fühlbar ist, und begreifst meine Vorsicht leicht; Deine Geschwister hier leben idyllisch, sanguinisch wie die Kinder der Welt vor dem Jüngsten Tage. Ich kann ihnen keine Angst anpredigen, weil ich realiter zu nachgiebig bin, und weil ihre Umgebung, die Siegburger Dorfgemütlichkeit, die wahre Not des Lebens zu sehr verhüllt.

„Progress and Poverty" ist ein ganz ausgezeichnetes Buch. Es wird viel Gutes wirken — in der Breite, in der Tiefe aber sind dem Angloamerikaner die Deutschen „über". Der Autor hält wohl seine Theorie für neu, ich glaube auch, daß er mit Hilfe seines günstigen kalifornischen Standpunktes, wo die ökonomischen Verhältnisse sehr frappant zutage liegen, ziemlich selbständig zu seinen Ansichten gekommen ist. In Marx' „Kapital" sind dieselben Ansichten gründlicher und logischer dargelegt. Dort sehr oft in einem Satze, wozu Henry George ein ganzes Kapitel aufwendet, allerdings in

sehr beredter und eindringlicher Weise. Folgedessen wird „Progress and Poverty“ auf ein viel größeres Publikum wirken und also scheinbar wirksamer sein. Das Werk ist in der englischen Literatur ein solches erster Klasse, in der Weltliteratur nur zweiter Klasse. Besonders tadle ich die Unterscheidung von Zins und Miete, von Kapitaleigentum und Landeigentum, das heißt ich tadle, daß beides unterschieden wird, ohne zugleich die Einheit beider Faktoren zu bemerken. George läßt den Reichtum in drei Teile gehen: Rente, Zinsen und Arbeitslohn, während er in der Tat sich teilt zwischen Kapital (worin Land inbegriffen) und Arbeit. Er meint, der Fortschritt der Produktion verringere die Kapitalzinsen und erhöhe die Landrente. Nur scheinbar! Die Kapitalzinsen verringern sich, wenn in Prozenten ausgedrückt, aber erhöhen sich stetig im ganzen, weil die Summe der zu verzinsenden Kapitalien stetig wächst. Trotzdem der Teil, den das Kapital pro hundert Dollar einsackt, immer kleiner wird, vergrößert sich das Einkommen der Kapitalistenklasse ebenso stetig wie das der Landeigentümer. Die Eigentümer, generaliter, haben den Profit der Zivilisation und die Arbeiter den Schaden.

Vielleicht schreibe ich nächstens einen Artikel für die New Yorker Volkszeitung über „Marx und Henry George“. Wenn man genau zusieht, versteht letzterer alles Kapital als „Land“: Ziegelsteine, Bretter, Maschinen, Garn, Wolle, Stoffe, alles kommt vom „Land“. Er rechnet das Kapital schließlich zum Land, während doch schon sprachgebräuchlich das Land zum Kapital gerechnet wird.

Gute Nacht, lieber Eugen! Lies das Buch wiederholt, es tut Dir gute Dienste. ——— Dein Papa.

(Eugen besucht den Vater und die Geschwister von Anfang April bis Ende Juli 1883.)

Lieber Eugen! Siegburg, 30. Juli 1883.

Obgleich Du Zweifel gehabt hast wegen Deines diebischen Abschieds, denke ich gern an Deinen letzten munteren Gruß zurück, den du in Mühldorf durchs Fenster schicktest.*) Allerdings hat alles

*) Um den Trennungsschmerz zu lindern, hatte Eugen mit Wissen des Vaters „französischen Abschied“ von den Geschwistern genommen. Die Gelegenheit bot sich bei einer Kirmes im benachbarten Mühldorf, als die Familie im Tanzsaale um einen Tisch saß. Noch einmal war unauffällig mit dem Weinglas ringsum angestoßen worden, und dann stahl sich E. fort. Nur des Vaters Auge gab ihm durchs Fenster noch einen letzten Gruß mit auf die Rückreise nach Amerika. D. H.

mehr wie eine Seite: es war so schön, und der förmliche Abschied hat auch seine schöne Seite. Unsere sentimentale Pauline kann letzteren schwer entbehren, während ich zur Beschwichtigung der Rührung den Humor liebe. Ebenso wie ich mich freute, als Du zum letzten Male den Hut mit heiterem Gesicht schwenktest, ebenso leid sollte es mir sein, wenn nicht auch nachher die Augen feucht geworden wären. Der hat nie die Heimat, ihre Süßigkeit nie recht gekannt, der sie nie hat verlassen müssen und in der Fremde ihren Wert hat höher schätzen lernen. Die Philosophie kann uns allerdings keine Träne sparen, wohl aber alle verklären durch den Sonnenschein der Poesie, durch das herbeigerufene Bewußtsein von den anderweitigen Freuden. Die Dialektik ist schätzbar: Leid und Freud' gehören zusammen, Gegensatz und Mannigfaltigkeit müssen sein, nichts langweiliger wie ewiges Einerlei. . . .

Da ich sehe, wie Deine Schwesterchen fleißig schreiben, glaube ich kurz sein zu dürfen. Adieu, lieber Eugen! Nur lustig und mutig und doch in verständigem Tempo an der Orgel des Lebens weitergedreht; bedenke, sie ist immerhin ein zartes Instrument!

Viele Grüße und Küsse Dein Papa.

Lieber Eugen! Siegburg, 11. August 1883.

Vorgestern kam Dein Brief vom 27. Juli an, der mich mit der Nachricht erfreute, daß Dein Prinzipal Dich liebenswürdig empfangen. Also ist bei Dir alles in Ordnung. Nicht so bei uns. Du hast es mit Deiner Anwesenheit hier überaus gut getroffen: gutes Wetter damals, hingegen hat es seit Deiner Abreise beständig geregnet. Dann aber, was noch mehr wert wie das Wetter draußen, war auch das Wetter in unseren Gemütern recht heiter, während es jetzt, bei mir wenigstens, sehr traurig aussieht. Die böse Affäre mit X.*) machte mir seit vierzehn Tagen den Kopf unausstehlich heiß. Ängstlicher und zerknirschter wie jetzt bin ich niemals gewesen. Zweitausend Taler habe ich ihm ausgehändigt, und davon ist die Hälfte in jedem Falle verloren. Ich habe ihn veranlaßt, die Zahlungen einzustellen und den Gläubigern zu erklären, wenn es nicht zum Konkurs kommen soll, sie sich sämtlich mit zwei Drittel ihrer Forderungen begnügen müssen. Die meisten größeren sind darauf eingegangen, mehrere kleinere sind noch widerspenstig. Wenn aus dem Geschäfte ohne X.

*) J. D.s Tochter Anna hatte sich inzwischen mit X. assoziiert zum Betriebe eines Weißwarengeschäfts. D. H.

etwas würde, das heißt, wenn es prosperierte, wäre der Schaden nicht so groß. Der Sinkende greift nach einem Strohhalm, und so greife ich seit Jahren nach Halmen und finde keinen Halt. Wie oft denke ich, wäre Eugen doch Deinen Wünschen, Anna in New York unterzubringen, etwas couragierter entgegengekommen; dann wären wir jetzt alle auf dem besten Wege dorthin. Du glaubst nicht, welche Sorge mir die Brust beklemmt. Was soll ich tun, daß die paar Groschen, die wir noch haben, erhalten bleiben? Ich will es noch etwas ansehen, aber dann, wenn die Sache nicht unerwartet gut sich gestaltet, muß ich mit Energie aufbrechen. Anna und Pauline sind doch nicht schwer in New York so unterzubringen, daß sie ihr Brot verdienen? Sie können ja arbeiten! Bleib ich und Josef. Wenn nicht in New York, kann ich doch im Innern mit Schulmeistern mein Leben machen.*)

Aber noch eine Idee habe ich, und würde es mir zu großem Troste gereichen, wenn Du schreiben wolltest: „Papa, komm und versuche Dich." Nämlich, Du solltest Dir ein geräumiges Zimmer mieten; da schlagen wir zwei Betten auf, eines für Dich, das andere für mich und Josef. Dann erlaubst Du mir, die Küche zu übernehmen; ich verstehe das excellenter, wie Du glauben willst, und bin sicher, daß Du mit mir als Küchenmeister zufrieden sein würdest. Für sieben Dollar die Woche könnten wir alle drei leben. Ein kleines Petroleumöfchen und etwas Geschirr genügt dazu. Bei einem solchen Arrangement, wenn ich sehe, daß unser Vermögensrest für den Notfall reserviert bliebe, käme neues Leben in meine Seele. Überleg Dir das, lieber Eugen, und geh ohne Vorurteil und mit Hintansetzung kleinlicher Bedenken auf diesen Plan ein; dann wirst Du sehen, wir sind bald beisammen, und wenn nicht, hast Du mir doch den Trost gespendet, daß ich dergleichen tun kann, wenn alle Seile brechen. Oder soll ich zu Ohm Philipp gehen und mit dem ein Störechen entrieren? Oder zum Freund Trecker nach Sioux Falls, Dakota?

Der X. muß sich eine Stelle suchen und in der Zeit von drei Monaten unser Haus verlassen. Der Lump hat mir eine falsche Bilanz vorgelegt. Einige Tage nachher sehe ich, daß er Zahlungen macht an Leute, die nicht unter den Gläubigern aufgeführt sind. Er hat mich nur gebraucht, um seine Schulden zu bezahlen. Ist eine solche Eselei begreiflich? Fremde Kaufleute, die ihn weiter nichts angehen, zahlt er, und denjenigen, mit dem er ein Geschäft treiben

---

*) Eine von Deutschamerikanern aus dem Englischen ("to make his living") übernommene Redensart für: seine Existenz haben. D. H.

will, läßt er bluten. Ist solche Hohlköpfigkeit glaubhaft? Ich weiß nicht, wie es ist, daß ich gar nicht an die Dummheit der Menschen glaube. Mein Optimismus richtet mich zugrunde.

Adieu, lieber Eugen, leb wohl! Dein Papa.

Lieber Eugen! Siegburg, 1. September 1883.

Der neue pekuniäre Verlust macht mich unendlich kleinmütig. Bis vor zehn Jahren konnte ich denken: „Du bist ein Glückskind.“ Seit aber die Geschichte mit Y. in 1873 mich aus dem Sattel gehoben, bin ich ein Unglücksvogel. Und ich fühle auch gar zu gut, daß alle Unternehmung mit mir zu Ende ist. Ich kann nicht mehr für mich selbst, geschweige noch für die Kinder das Brot verdienen. In Vorahnung dessen hab ich Dich vor drei Jahren persuadiert, nach Amerika zu gehen, weil ich den dortigen Boden für den günstigsten halte. Jetzt ist die Zeit gekommen, wo Du beistehen mußt. Zunächst wirst Du dafür sorgen, daß unsere Anna dort unterkommt. Sie ist ein recht couragiertes Mädchen, die in jedem Haushalte gute Dienste tun kann. Es muß sein, lieber Eugen! Das Unglück ist noch so groß nicht, wenn wir herzhaft anfassen. Wenn Du gleich zustimmend und resolut antwortest, kann sie schon im nächsten Monat kommen, und wir, Pauline, Josef und ich, kommen bis zum Frühjahr nach. Da ich nicht mehr arbeiten kann, müssen nun die Kinder es lernen. Es ist manchmal besser so, als wenn sie in dem Gedanken aufwachsen: wir haben Vermögen. Was heute noch Vermögen ist, ist über ein oder zwei Jahrzehnten keines mehr. Das bringt die Konzentration der Kapitalien unvermeidlich. Die kleine selbständige Existenz wird gegenüber den riesig wachsenden Dimensionen der Produktion alle Tage unmöglicher.

Daß Du hier so einen Magnet gefunden, der Dich außer Hause zog, soll Dir nur ja keine weiteren Gedanken machen. Nicht nur gehört die Lieb' zum Leben, sondern leben heißt lieben. Solche zarten Empfindungen, wie sie nur der Jugend eigen, sind die schönsten, duftigsten Blüten, die es gibt, und kann ich mich nur für Dich freuen, wenn Du ihren Duft in zarter, verständiger Weise genießest. Bitte jedoch, Dich immer zu erinnern, daß auch sie ein historisches Moment haben, nicht nur vergänglich, sondern flüchtig sind. Falle nicht in den Fehler, in den die Liebhaber so gern verfallen: etwas Zeitliches für das Ewige zu halten. Beide hängen zwar innig zusammen, aber wollen doch in einem klaren Bewußtsein getrennt, der Teil und das Ganze separat gehalten sein. Daß ein

Naturkind Dir besser zusagt wie eine großstädtische Kokette, I can only approve of (das kann ich nur billigen. D. H.).

Auch noch ein logisches Kapitelchen. Du schreibst: „Your maxim that all girls are natural won't do in this instance.“*)

Ich meine doch, die Maxime — recht verstanden und angewendet — müsse auch hier passen, und will sie mit einigen Worten erläutern, weil solche aus dem Leben gegriffene Fälle besser wie alles andere geeignet sind, meine Philosophie würdigen zu lernen.

Wenn ich also sage, daß alle Mädchen natürlich sind, soll damit der Unterschied zwischen natürlich und unnatürlich, zwischen naiv und affektiert, nicht verwischt werden, sondern nur gesagt sein, was so vielfach vergessen wird, daß auch die Naivsten und Bescheidensten doch noch „etwas aus sich machen wollen“, und daß auch die Affektiertesten in etwas natürlich sind; daß demnach beide Arten different und doch auch von ein und derselben Art sind. Meine Logik bezweckt nur, das extravagante Unterscheiden zu rektifizieren; sie will aufzeigen, daß alle Unterschiede ausnahmslos in eine Einheit zusammenfließen. Es ist das zugleich die Logik der Toleranz. Du solltest nicht die Naive als die absolut bessere und die Kokette als die absolut schlechte ansehen, sondern erkennen, daß der Vorzug der einen vor der anderen nur eine Subjektivität ist, etwas, das vom persönlichen Eindruck und Geschmack, von Maß, Ort, Zeit und Umständen abhängt. Du sollst erkennen, daß die Lust an der Koketterie ebenso berechtigt ist wie die Lust am Naiven. Wie nicht nur der Sonnenschein, sondern auch der Regen malerisch ist, so darf auch und wird auch, was Dir diesmal an dieser Persönlichkeit unter diesen Umständen mißfällt, anderswo und an einer anderen Person Dir und anderen gefallen. „Am Baum der Menschheit drängt sich Blüt' an Blüte.“ Alles, was da ist, ist wahr und schön und gut, ohne daß deshalb der Unterschied zwischen wahr und falsch, schön und häßlich usw. wegfällt; das Unterscheiden soll nur durch diese Philosophie räsonabel werden.

Nach einiger Zeit werde ich auch meine „logischen Briefe“ fortsetzen. Die Artikel über „Progress and Poverty“ für die „Neue Zeit“ sind beendigt und werden wohl nächstens erscheinen. Grüße Sorge und sage ihm, wenn er diese Artikel gesehen, hoffe ich, daß er zufrieden sei. Habe da Henry George derb genug angefaßt der

*) Deine Maxime, daß alle Mädchen Naturkinder sind, stimmt nicht in diesem Falle. D. H.

Sache nach, der Form nach würde ich derber gewesen sein, wenn nicht das Sozialistengesetz hinderte.

Um zu meinen Sorgen zurückzukehren, so würdest Du mich sehr durch den Rat ermutigen, hier mit aller Entschiedenheit an den Aufbruch zu denken, indem Du erklärst, mit ganzer Kraft für unser Unterkommen mitwirken zu wollen. Wenn Dich das auch anfänglich etwas schwere Opfer kostet, wirst Du einstweilen im moralischen Gefühl und später hoffentlich am Erfolg Entschädigung finden. Die ganze Aufgabe besteht nur darin, die Arbeitskräfte Deiner Geschwister in Tätigkeit zu setzen. Dann haben wir darin Vermögen, und ich kann dem Ende meiner Tage mit Ruhe entgegensehen. Viele Jahre, das fühle ich am Nachlassen der Kräfte, kann ich nicht mehr unter Euch sein.

In Liebe und Sorge Dein Papa.

Siegburg, 19. September 1883.

. . . Ich denke, wir nehmen uns drüben eine Wohnung, die möglichst weit hinaus liegt, wenigstens so, daß wir ohne jede Rücksicht auf sogenannte Repräsentation, gänzlich ohne „Luxus" leben können. Was den Mädchen hier weh tut, wird ihnen dort leicht werden. Durch solchen Verzug wächst in den Menschen ein neuer Mensch: in den Parvenüs ein häßlicher, in uns — denke ich — ein schönerer. . . .

Der von Dir ausgesprochene Wunsch, ein Schäfchen im Trockenen zu haben, um alle zusammen nach Jahren wieder heimgehen zu können, liegt mir ebenso nahe wie Dir. Nur weil die ökonomischen, materiellen Güter die Basis aller höheren geistigen und idealen sind, habe ich immer Amerika im Auge gehabt.

Nun noch einige Worte, damit Du den Vorschlag nicht mißverstehst, Du solltest uns hier etwas unterstützen. Du könntest mit Recht sagen, so arm seien wir nicht; erst wenn wir alles verzehrt hätten, dürften wir Dich in Anspruch nehmen. Ich weiß sehr gut, daß Du nicht so sprichst und auch nicht so eigennützig denkst, aber aussprechen will ich mich doch darüber, warum solcher Gedanke nicht am Platze wäre.

Wenn ich weiter und weiter von dem noch vorhandenen zehren soll, dann erdrückt mich die Sorge, und wenn ich Anspruch auf Dich mache, so tue ich das nicht ohne Gegenleistung. Abgesehen von aller Vergangenheit, wo ich immer für Euch alle in liberalster Weise gesorgt habe, ist auch für die Zukunft das Vorhandene uns allen

gemeinsam; nicht ich oder dieser oder jener, der Bedürftigste hat den ersten Anspruch. Auch Du kannst Unglück haben und der Hilfe bedürfen, und deshalb wünsche ich, daß Du etwas hergibst, als eine Reserve für Dich mit, es als einen Beitrag für die Familiensolidarität betrachtest.

In Ermangelung eines sozialen Staates wollen wir wenigstens unter uns Kommunisten sein in beschränktem Maße, für den Notfall, und nicht utopistisch. Du sollst — nach meiner Denkart — im allgemeinen, im großen ganzen egoistisch für Dich und Deine Zukunft sorgen, aber nebenbei auch der allgemeinen Menschenliebe Rechnung tragen. Die faktischen Weltverhältnisse beruhen noch auf dem Egoismus gar ausschließlich, und über das Faktische darf sich auch kein Idealist hinwegsetzen, sonst ist er Utopist. . . .

Siegburg, 27. Oktober 1883.

. . . Eine zu große Nachgiebigkeit im täglichen und stündlichen Leben, und andererseits der Trieb, diesen Mangel durch plötzlichen Radikalismus zu sühnen, ist ein Charakterfehler von mir, oder wenn Du willst, meine unverschuldete, angeborene Eigenschaft. Du kannst und sollst mir jetzt mit einem kleinen Opfer den Kampf erleichtern und mein Schiffchen in einer geebneten Bahn aufrechterhalten.

Wahrscheinlich kommen wir vier im Monat April über den Ozean. Von der Heimat werden wir wohl alle die Blicke nie abwenden, doch darf unsere Anhänglichkeit nicht so weit gehen, uns hier dem ökonomischen Elend verfallen zu lassen. Für mich darfst Du nicht besorgt sein, ich bin in Amerika gut genug aufgehoben; habe von jung auf die Entsagung gepflegt. Zwar möchte ich meine alten Tage am liebsten in Uckerath verschleißen, und weil ich zwei hoffnungsvolle Söhne habe, darf ich auch den Wunsch noch nicht aufgeben.

Wenn Du nicht das felsenfeste Vertrauen hast, daß wir drüben in ein ganz bescheidenes, aber ruhiges, gesichertes Bett kommen, dann, lieber Eugen, bitte mir abzuraten, dann gehe ich hier auf ein Dorf und errichte mir ein Kolonialwarengeschäft; da bin ich ganz sicher, für meine bescheidenen Ansprüche ein Unterkommen zu finden. Arm und klein mag ich gern sitzen, aber Ruhe muß ich haben, ohne die würdest Du drüben wenig Freude an mir haben.

Vorigen Sonntag traf ich Bebel in Köln, der dort eine zahlreich besuchte Volksversammlung abhielt. Er machte mir im Verein mit

Genossen aus Kalk den Vorschlag, dort ein Kolonialwarengeschäft, einen Konsum für die arbeitende Klasse zu gründen. Es seien fünfhundert Parteigenossen dort, die mir von vornherein ihre Kundschaft und so die Gelegenheit brächten, in Schwung zu kommen. Ich weiß nicht, meine Kraft ist geschäftlich zu lahm geworden, und die Unterstützung, welche ich mir von den Mädchen versprechen darf, ist zu schwach. Die Kinder sind ja gut und brav, aber die nötige Sorge für ihre Zukunft, die Angst fürs Leben fehlt ihnen. . . .

Als ich jüngst den Justizrat Hagen in Bonn konsultierte, erfuhr ich von ihm, daß er ein alter Jugendfreund und Anhänger von Marx ist. Er wünschte, daß ich ihm meine Schrift „Das Wesen der Kopfarbeit" zusende, und als ich demnach einige Wochen später wieder zu ihm kam, hatte ich das Vergnügen, seine lebhafte Anerkennung zu finden. Er verriet viel Verständnis für den Gegenstand und behauptete, die Klarheit der Darstellung habe ihn in ein besonderes Erstaunen gesetzt; das sei vorher von keinem geleistet und ihm unbegreiflich, wie das Werkchen so unbekannt geblieben.

Daran sind der überfüllte Büchermarkt und die Zeitumstände schuld. Man muß eben eine Claque haben, um Aufmerksamkeit finden zu können. Ohne die politische Agitation, ohne Lassalle und die Internationale wäre auch das „Kapital" ein noch viel unbekannteres Werk, wie es heute ist. . . .

Lieber Eugen! Siegburg, 7. November 1883.

Ich schicke Dir beifolgend die ersten drei „logischen Briefe der zweiten Serie". Nach meinem Gefühl sind diese eine recht gelungene Arbeit, die das schwere und verwickelte Thema in heller Klarheit leuchten lassen. Wie jetzt die Sache so faßlich daliegt, sieht man ihr nicht an, daß sie mich ziemlich Mühe gekostet hat. Ich möchte Dich bitten, die Artikel abzuschreiben und mir entweder mein Manuskript oder Deine Abschrift zuzusenden. Ich will dann diese drei Briefe im Züricher „Sozialdemokrat" abdrucken lassen, um damit für das Ganze in etwa vorläufige Reklame zu machen. Wenn Du sie aber dort der Volkszeitung präsentieren willst und sie Dir zehn Dollar dafür zahlen will, ist mir auch recht. Für den Fall kannst Du den Druck ausschneiden und mir schicken. Dürftest Sorge mitteilen, daß die Artikel im „Sozialdemokrat": „Die Arbeit ist die einzige Quelle des Reichtums" und „Fortschritt und Armut" in der „Neuen Zeit" — die wohl demnächst erscheinen werden — von mir sind. Auch wird er sich für diese drei Briefe mehr interessieren wie für den

ersten philosophischen Teil. Ich hingegen halte mehr auf das logische als nationalökonomische Moment, weil das, was ich da über die Denkkunst zu sagen habe, gewissermaßen meine eigenste Arbeit und Entdeckung ist, während ich die ökonomische Einsicht fix und fertig von Marx erhalten habe.

Herzlichen Gruß und Kuß! Dein Papa.

Was ich immer habe sagen wollen: „Das Kapital" von Marx ist ein Werk, das noch Jahrhunderte leben wird. In der Vorrede zur zweiten Ausgabe hat er mir ein Denkmal gesetzt, das mitdauern wird. Wenn Du Gelegenheit hast, wollte ich raten, Dir diese Ausgabe zu verschaffen.

Lieber Eugen! Siegburg, 16. November 1883.

Gestern hast Du uns erfreut mit Deiner liebevollen Erinnerung an unsere teure Mama. Die Mädchen haben es am Allerseelentage nicht fehlen lassen an der Ausschmückung ihres Grabes: Kränze gewunden, Lichter angezündet und die Inschrift auf dem Stein neu vergolden lassen. Josef hat sich seinen Eichs Otto geholt und Sand hingefahren und die Umgebung des Steines frisch bestreut. Ich bin in solchen Äußerlichkeiten zwar sehr gleichgültig, aber die Erinnerung an die gute, überaus gute, treue Frau lebt doch warm in mir, und der Gedanke an sie treibt mir jedesmal die Tränen in die Augen.

In betreff Annas Unterbringung in New York bist Du wohl zu bedenklich. Wenn sie nicht in ein größeres hineingeraten soll, ist ihr ein kleineres Leid nicht zu ersparen. Du sprichst von dem unmoralischen Ton in der Familie M., der Dich und auch Eduard S. chokierte. Ich kann mir dabei nichts anderes denken, als daß die Ablösung der Bande, welche Bürgermeister, Pastor und Nachbarschaft dem Dorfmenschen auflegen, verstärkt durch die Fesseln ökonomischer Dürftigkeit und das Gefühl niedriger sozialer Stellung, daß der Wegfall dieser Banden die Emporkömmlinge dort drüben außer Rand und Band bringt. Ob sie sich da nun mit äußerem Flitter behangen, bleibt ihnen doch das Gefühl der Niedrigkeit, welches sie sich durch Anmaßung ausreden möchten. Ist es so? Nun, das sollte Dich nicht antipathisch stimmen. „Alles erklären, heißt alles verzeihen." Wenn Du von Dir ein höheres Bewußtsein hegen kannst, so freue Dich dessen, aber halte auch gewärtig, daß Du in dieser so sehr verbesserungsbedürftigen Welt immer Resignation üben und Dein Licht in etwa unter den Scheffel halten mußt.

Ade für heute! Dein Papa.

Siegburg, 6. Dezember 1883.

... Wenn ich nicht gerade dem Elend ins Auge sehen muß, und nur eben, wenn noch so arm, leben kann, bin ich durch mein heiteres Gemüt ungemein reich und besitze eine unverwüstliche Munterkeit.

Auch Deine entschiedene Sprache, mit der Du von neuen Geschäftsunternehmungen abrätst, hat mir wohl getan. Mir tut nichts wohler, als wenn Ihr alle mitratet bei Gestaltung der Zukunft; nur muß es kein Rat sein, wie ihn deine Schwestern gewöhnlich im Vorrat haben, die alles abweisen, aber nichts Neues an die Stelle setzen; immer bleiben wollen, wie sie sind, ohne der Zukunft Rechnung zu tragen. Sie raten nur negativ: „Tu nicht! Tu nicht!"

Besonders werde ich erregt, wenn ich sehe, daß die Kinder vom Ernste des Lebens gar zu wenig Ahnung haben. Ich habe den und kann ihnen denselben nicht mitteilen, weil ich nicht täglich und stündlich en détail davon spreche und die generellen Ermahnungen und Strohfeuerflammen zu wenig Eindruck machen. Pauline dünkt mir, hat die Sorglosigkeit von der Mama geerbt. Ich weiß wirklich nicht, ob ich es eine Gnade oder böse Eigenschaft nennen soll. Solche Menschen, wenn sie unter gutem Schutze sind, sind glücklich; aber o weh auch im anderen Falle! Ich möchte die Kinder so gern an freiwillige Armut gewöhnen, wenigstens so weit, um sich die tragische recht fern zu halten. Aber ich kann es nicht dahin bringen, weil ich eben in der täglichen und stündlichen Überwachung zu nachlässig, weil mir die unmöglich ist. Eine solche pekuniäre Aufmerksamkeit, wenn ich sie mir anquälte, würde mir den ganzen Reiz und Duft des Lebens nehmen. Darum kann mir denn der Gedanke wohl kommen: „du willst sie die Notwendigkeit der ökonomischen Fürsorge mit Gewalt fühlen lassen". Wäre ich selber ein guter Privatökonom, ein detaillierter, täglicher, stündlicher, dann könnte ich über leichten Sinn der Kinder (nicht Leichtsinn) wohl wegsehen; aber das Gefühl: „du taugst nicht", läßt mich so dringlich wünschen, in diesem Punkte die Kinder tauglich zu sehen.

Daß Du mich durch etwas Unzartes verletzt hättest, darfst Du nicht denken. Ich bin zwar sehr empfindlich, aber denen gegenüber, die mich verstehen und die ich verstehe, auch wieder sehr dickfellig; ich glaube, Du kannst mich gar nicht verletzen.

Im Briefe vom 22. November sagst Du: „Bin schlimmsten Falls niemals um mein Brot verlegen." Dies Wort hat mich sehr erfreut. Wenn Du Dich etwas mit der politischen Ökonomie be-

kannt gemacht hast, wirst Du einsehen: was heute ein Kapital ist, ist morgen keins mehr. Ich bin Kleinbürger von Geburt und Stand. Wenn ich kein Betriebskapital habe, bin ich am Ende meines Lateins. Darum möchte ich sehen, daß meine Kinder sich nicht auf ein kleines und unzulängliches Kapitälchen, das mit der Entwicklung der Dinge immer noch unzulänglicher wird, stützen sollen, sondern auf ihre Arbeitskraft. Im Anschluß an konkurrenzfähiges Kapital sich eine günstige Lohnstellung suchen, ist zeitgemäßer als die kleine unzulängliche Selbständigkeit. Ich spreche Dir ja meine Gedanken in den jetzt wieder dichter kommenden „logischen Briefen" aus.

Lieber Eugen! Siegburg, 25. Januar 1884.

Deine Briefe vom 4. und 7. ds. sind rechtzeitig eingetroffen, und freue ich mich, daß Du die Salärfrage so gut und glatt erledigt hast.

Einsicht in die Momente der politischen Ökonomie, die Du vor und nach gewinnst und wozu ich hoffentlich etwas beitrage, wird Dir in betreff Deiner Privatstellung das rechte Bewußtsein geben, die Erkenntnis nämlich, wie Deine persönliche Situation mit dem Gesamtweltgetriebe zusammenhängt. Mir dünkt, Du wirst die mit mir übereinstimmende Einsicht gewinnen, daß das Streben nach selbständiger Stellung, wie berechtigt auch, doch sofern unberechtigt ist, als die ganze ökonomische Entwicklung dem widerstreitet. Die wirtschaftlichen Selbständigkeiten müssen sich vermindern, weil der soziale Zusammenhang von Jahr zu Jahr intimer wird.

Ich will Dich gewiß nicht abhalten, wenn Du die Gelegenheit hast, ein eigenes Geschäft zu akquirieren, sondern nur anraten, den unvermeidlichen Drang dahin zu mäßigen durch die Erkenntnis, daß das Kleingetriebe dem Untergang gewidmet ist; der dienende Anschluß an eine große Firma ist freier, leichter, lohnender wie die Kleinkrämerei. Solche Selbständigkeit ist doch eine sehr relative, besonders wenn die Konkurrenz ihr das Leben sauer macht. Ich glaube gern, daß Du von meinem Charakter ein gut Stück geerbt hast, wodurch es Dir schwer wird, auf Gleichberechtigung zu verzichten. Indes ist das nun einmal nicht anders in unseren Tagen des Privatbesitzes und daraus folgenden Standesunterschiedes. Wer kein großes Vermögen hat, kein Kapitalist ist, ist unfrei geboren.

Ich glaube, wir, ich, Du und Deine Geschwister, werden am besten fahren, wenn wir in etwa resignieren und uns als das betrachten,

was wir auch in der Tat sind, als Proletarier, die der Regel nach nicht imstande sind, sich aus ihrer Klasse herauszuarbeiten, sondern ein hoffnungsvolles Leben nur finden können im politischen Streben nach der Emanzipation der gesamten Arbeiterklasse. Der Mensch tut gut, nicht zu hoch hinauszufliegen und sein Streben mit seinen Mitteln in Einklang zu halten. Demnach schlage ich vor, daß wir unser kleines Vermögen nicht gebrauchen, um Reichtümer zu erwerben — insofern diese zu den Trauben gehören, die zu hoch hängen — sondern als Notanker für unabsehbare Unglücksfälle.

Bei solcher Lage der Dinge müssen wir „dienen". Nun sind nach meiner Erfahrung die Vereinigten Staaten der Ort, wo die Bitterkeiten des Unvermeidlichen noch am leidlichsten sind. Du bist dort und Josef muß folgen, und auch für die Mädchen wäre es gut, wenn sie von der idealistischen Weltanschauung, die dem deutschen Kleinstädter angeboren und anerzogen wird, zeitig befreit würden. Denn je später die Realität an sie herantritt, um so drückender wird es für das Gemüt sein. Deine Anwesenheit dort, meine Begleitung und ihre Jugend wird das Übel erträglicher machen.

Das spricht also für ein rasches, dahinzweckendes Handeln.

Auf der anderen Seite eröffnen sich auch hier letzthin bessere Aussichten. Nachdem ich mit Z. gebrochen und der Sachverhalt publik wird, nehmen die Genossen in S. und Umgegend ernstlich Partei für mich und erhalte ich Bestellungen auf Polierleder von allen Seiten, so daß es den Anschein hat, als sei der Absatz ohne Z. noch gesicherter als mit ihm. Seinen Preis von 4 Mk. per Pfund hat er festgehalten und den meinigen von 2 Mk. auf 1,60 Mk. herabgedrückt. Unter diesen Umständen ist die „freie Konkurrenz" besser als seine treulose Freundschaft.

Du darfst Dich nicht wundern, wenn ich in etwa schwanke, ob ich von neuem einarbeiten oder radikal ausverkaufen soll. Auch Du schriebst jüngst, wenn es möglich sei, hier unser Vermögen zu erhalten, bis Josef noch etwas weiter herangewachsen, fändest Du ratsam abzuwarten. Ich verschiebe jeden Entschluß, bis wir noch einen Monat älter sind, um inzwischen zu sehen, ob sich die hoffnungsvollen Wölkchen am S'er Horizont bestätigen, oder ob Du bei der zuletzt von Dir ausgesprochenen Ansicht bleibst, daß wir im nächsten Sommer ausrücken sollen. Ich allerdings muß mich bei dem Schritt der Übersiedlung nach drüben zu einer Energie aufraffen, die mir nicht leicht wird, und ein Geschäft opfern, das, wenn auch schlecht, doch besser ist wie gar keines. Das sind so die Gedanken, die mir täglich

durch den Kopf gehen und die Du durch Deinen Rat und Deine Unterstützung helfen mußt, zu einer endlichen Bestimmung zu bringen. Auch die Zeit muß reifen helfen, denn auch dem Atheisten gilt immer noch das Wort: „Der Mensch denkt und Gott lenkt".*)

Ich lese gegenwärtig ein dreibändiges Werk „Naturethik" von Herm. Jos. A. Koerner aus New York (Hamburg 1873, Otto Meißner) mit ziemlichem Interesse. Der Schriftsteller ist ein Mann von ganz rarer Humanität und hoher Bildung; schade, daß ihm die „Ökonomie" fehlt. Über manches, speziell „das Sittliche im Familienverhältnis", spricht er viele goldene Worte, die ich Dir zu lesen geben möchte.

Ich will mir nicht versagen, Dir ein kurzes Zitat mitzuteilen, welches uns beide nahe betrifft:

> „Das Leben der Eltern wird mit dem „Reichtum an Kindern" selbst reicher, reicher an Lebendigkeit, an Wechselwirkung der Gemüter, an Liebe, Hoffnungen, an Strebungen; — allerdings auch reicher an Lasten und Sorgen. Die allgemeinen Pflichten des Menschen dem Menschen gegenüber steigern, potenzieren, spezialisieren sich bei den Eltern von Kindern in jeder Richtung; sie legen ihnen die tiefgreifendsten sittlichen Verantwortungen auf. Von dem „Sein, Schicksal und Tun" der Vielheit, in die sich das Gattenpaar abzweigt, ist es zwar nicht selbst unmittelbar Zeuge und Täter; aber es wird dasselbe dennoch in der Eltern Gewissen und im Urteil anderer dem Gattenpaar bis zu einem gewissen Grade zugemessen. Der Mutter insbesondere das Blühen oder Nichtgedeihen des Säuglings und sein normaler, gesunder Aufwuchs, dem Vater dessen späterer Lebenslauf. Und in der Tat wird das Aufleben der Kinder durch der Eltern vorsorgliche Tätigkeit ein „Lebensteil" von beiden, vom Vater wie von der Mutter; sie fühlen der Kinder Freud' und Leid, Ruhm und Schuld wie eigene; deren Glück macht sie doppelt glücklich, deren Unglück dreifach unglücklich und oft für ihre nur noch kurze Lebenszeit. Wie sich während der Kinder Aufleben deren „Zukunftsdasein" gestaltet, wird zum Endschicksal der Eltern. . . ."
>
> „Die Natur mit ihrem Momente der Zeit überträgt ihre Wechsel auch in die Familie. Indem sich der Eltern und Kinder natürliche und geistige Unterschiede im Familienleben erst ausgleichen und gegeneinander austauschen, kommt jeder Teil bei einem fast entgegengesetzten Zustande an, als der, von dem er ausgegangen. Die Quelle der Erhaltung, des Beistandes, der Unterstützung und die Objekte der Abhängigkeit und der Macht haben mit der Zeit ihre Stellung zueinander umgekehrt; die Kinder werden selbständige Männer und Frauen, und Vater und Mutter sind rückgegangen in die Hilflosigkeit der Kinder."

---

*) Das heißt natürlich in J. D.s Sprache: der ort- und zeitbestimmte Gesamtzusammenhang aller Naturerscheinungen determiniert für uns jede Einzelerscheinung, mithin auch Gesellschaft und Individuum. D. H.

„Solcher Rückgangskindheit tun die erquickenden Früchte not, welche Nachwirkung früherer Erziehung und Disziplin sind, die sittliche Pflicht des Familienverhältnisses: die natürliche Bedürftigkeit des einzelnen durch Gemeinsamkeit des Wirkens verschwinden zu machen. . . .“ usw.

Dabei ist der Autor ein entschiedener Feind aller Religion.

Den dritten und vierten „logischen Brief der zweiten Serie“ habe ich nach Zürich geschickt. Das Blatt ist mit „Stoff“ überhäuft und dauert deshalb der Abdruck lange. Wahrscheinlich schicke ich Dir nächstens die Briefe direkt mit dem Auftrage, von Zeit zu Zeit ein paar Stück nach Zürich gehen zu lassen.

Mit dem Wunsche einer recht glücklichen Beendigung Deiner Reise den herzlichsten Kuß von Deinem Papa.

Lieber Eugen! Siegburg, 17. März 1884.

Auf Deinen Brief aus Buffalo, worin Du gegen meinen Rat polemisierst, Resignation zu üben wider den Trieb, ein reicher Mann zu werden, hätte ich viel zu sagen, was aber doch überflüssig ist, indem Du, trotz Deiner Polemik, mich doch verstanden hast.

Ich will Dich gewiß nicht veranlassen, absolut zu resignieren, sondern möchte nur, daß der Begriff der ökonomischen Entwicklung diesen Trieb insoweit mäßige, als zu erkennen ist, daß der Regel nach nichts zu holen ist; wenn Dir aber das Glück zwischen die Beine läuft, werde ich gewiß einverstanden sein, wenn Du recht wacker für ein Stück Kapital arbeitest.

Die leichteste Weise, das zu erlangen, wäre wohl, wenn Du Dir eine liebenswürdige junge Frau engagiertest, die Dir einen hinreichenden Stoff zum Anfang mitbrächte. Ich möchte Dir sicherlich nicht anraten, das eheliche Glück für Geld zu verkaufen, aber das Reale und Ideale sind auch keine absoluten Widersprüche und lassen sich wohl miteinander verbinden; wenigstens bietet die reinste und idealste Liebe gar keine Garantie für lange Dauer.

Der zweiten Serie fünfter und sechster „logischer Brief“ geht nächster Tage nach Zürich. Der siebente und achte Brief ist in Deinen Händen. Mit meinen logischen Studien bin ich fast zu Ende. Sie haben mich merklich an Klarheit gefördert, so, daß das Thema, das mir lebenslänglich in den Knochen gelegen, fast vollständig absolviert ist. Der Reiz des Schreibens liegt meist in der Selbstbelehrung; die ist ziemlich zu Ende. Ich werde noch ein paar Briefe schreiben

und dann Schluß machen. Es wird dann um so viel trister um mich; aber deshalb doch keine oder höchstens stundenlange Tristneß. Was darf man mehr erwarten, wenn es auf die Sechzig losgeht?

Natürlich beschäftigt der Gedanke mich viel: wie wird es in New York werden? Du tust gut, wie Du letzthin getan, mich in meinem Entschluß jedesmal durch die Versicherung zu stärken, daß Du unsere jetzige Auswanderung für das beste hältst.

Meine Courage ist vollständig erschüttert, teils durch die erhaltenen Schläge, teils durch das Alter und nicht zum mindesten auch durch die verhältnismäßig großen Ansprüche, welche die erwachsenen, lebensbedürftigen Kinder machen. Darum bitte ich Dich sehr, mich mit Deinem Mute zu unterstützen; jedoch, wenn Dir der projektierte Schritt irgend bedenklich erscheint, auch rücksichtslos zur Vorsicht zu mahnen. Anna kann auch allein kommen und die Aussichten in S. sind doch so viel, daß wir hier unseren Unterhalt erwerben; ich lasse dann den Josef noch die Tertia besuchen. Andernfalls ist die Sache so weit vorbereitet, daß ich denke, mit dem Monat Mai ernstlich ans Einpacken gehen zu können.

Anna ist gestern abend von Köln zurückgekommen, wo sie vier Wochen lang auf einer Schneiderakademie das Zuschneiden und Kleidermachen gelernt hat. Da sie gut vorbereitet war, hat ihr der Kursus gute Dienste getan.

Viele und die herzlichsten Grüße und Küsse von Deinem Dich innigst liebenden Papa.

Lieber Eugen! Siegburg, 7. April 1884.

Vor mehreren Tagen schrieb ich Dir in einer etwas kleinmütigen Stimmung, die unterdessen wieder einer resoluteren Platz gemacht hat. Da kommt Dein Brief aus Worcester mit der Goetheschen Mahnung:

„For the man who in wavering times
Is inclined to be wavering &c.“ *)

welche mich zu einer noch festeren Resolutheit animiert.

Unsere Verhältnisse sind so bedenklich und mannigfach verschlungen, daß sie auch einen entschlosseneren Mann wie ich bin schwankend machen können. Jeder sieht Bilder, die für ihn sprechen, und spricht für mich der römische Feldherr, den sie den „Zauderer“

*) „Denn der Mann, der in kritischer Zeit noch unschlüssig hin und her schwankt usw.“ D. H.

nannten. Doch ich verpfände heute mein Wort: „wir kommen". Es ist eine Eigentümlichkeit meines Charakters, die mir von Jugend an eigen gewesen: wie zaudernd und wählerisch ich auch in meinen Entschlüssen bin, dem anderen — also diesmal Dir gegenüber — habe ich mich immer und überall als zuverlässig bewährt. Also nochmals: wir kommen! Und wenn ich auch hin und wieder bedenklich werden sollte, so ist das weiter nichts als der Wunsch, mich mit Dir nach allen Seiten vorsichtig zu beraten. Wir kommen auch so zeitig wie möglich. Wahrscheinlich findet unsere Abreise gegen Ende Mai statt, so daß Du Dich schon nach einem Quartier für uns umsehen kannst. Wenn Ohm Cornel, woran ich nicht zweifle, etwas willfährig ist, mir nach der Abreise bei Verwertung des zurückbleibenden Leders und bei Einziehung der Ausstände behilflich zu sein, dann kann ich hoffentlich schon bald den Reisestab gefaßt haben.

Die Aussichten, die Du mir gemacht, daß wir ländlich wohnen, Garten und Vieh haben und recht bescheiden leben wollen, haben mich ermutigt. Ich muß gestehen, daß ich etwas Angst vor Dir hatte, Du möchtest den Schwestern helfen, die immer mehr Neigung zum hohen Adel als zum gemeinen Proletariat haben. Wenn wir nicht mehr scheinen wollen, wie wir sind, und treulich Hand in Hand gehen, werden wir schon unser Durchkommen finden.

Was hast Du zu bestellen, das wir von hier mitbringen sollen? Viele Kleider? Deine Antwort auf diesen Brief wird beinahe das letzte sein, was Du von dort an uns hier richten kannst.

Also, Gott*) befohlen. In alter Liebe Dein Papa.

(Ankunft der Familie in New York am 27. Juni 1884. D. H.)

*) Siehe Fußnote auf S. 59. D. H.

Zweiter Teil.

Schwarz oder weiß?*)

Zu unseren wesentlichsten Staatsangelegenheiten gehört unstreitig die Sklavenfrage. Sie zu entscheiden ist nicht die Presse, nicht der denkende Verstand, sondern das aktive Leben, die Legislatur oder das Schlachtfeld berufen. Ihre Entscheidung gehört vor das Forum der Praxis, nicht der Theorie. Die Anschauung, daß die Lebensfragen einer Zeit nur wahrhaft erkannt zu sein brauchen, um alsbald rechtmäßig entschieden werden zu können, stammt aus dem Glauben, daß der Gedanke die Welt erschaffen habe. Es ist das gründlichste Mißverständnis des menschlichen Erkenntnisvermögens, sich mit der Idee zu plagen, daß Wahrheit und Recht das erste seien, was wir a priori erkennen und demnach unsere faktischen Verhältnisse ordnen könnten. Die Materie, das Faktum ist das Primäre, das a priori Gegebene, dessen vielseitige Erscheinungen der Verstand nur generalisieren kann. Wer diese Regel mißkennt und mit seiner Vernunft oder seinem Verstand über Dinge zu Gericht sitzt, welche ihm, wie zum Beispiel die Sklavenfrage der Vereinigten Staaten, nicht als Faktum, sondern als leidenschaftliches Interesse vorliegen, dessen Urteil ist notwendig unfaktisch, leidenschaftlich, interessiert. Solche Kontroversen sind nichts weiter als mehr oder minder beredte Gefühlsversicherungen. Der ganze große Haufe umlaufender gedruckter und ungedruckter Reden über unser Thema gehört unter diese Rubrik, sie sind meist nur Deklamationen, denen die leidenschaftslose, objektive Erkenntnis verloren ging.

Eine gute Essenz der Argumentation beider antagonistischen Parteien, der Prosklaverei- und der Abolitionistenpartei, gibt uns die

*) Dieser Artikel ist der älteste, der uns aus der Feder J. D.s bekannt ist. Er wurde unmittelbar vor Ausbruch des amerikanischen Bürgerkrieges, Anfang April 1861, zu Montgomery, Alabama, verfaßt. Das Manuskript verdanken wir Herrn Albrecht Komp in New-York. D. H.

Vorrede des jüngst in New York erschienenen Werkes: „Negroes and Negro-Slavery“ by J. H. Everie:

„God has made these white men, Indians and Negroes just what we see they are, different creatures, different species of men, with different bodies, and different minds, and different natures, exactly as we witness all about us in all other forms of life. Why, or when, or how the Creator saw fit, in His infinite wisdom and almighty power, to thus order things, we can never know, nor need to know anything further or beyond the fixed and indestructible facts thus presented to us. . . . The enemies of this glorious fabric of freedom . . . set up the dogma or assumption of a single human species — that the negro had the same nature, and therefore was naturally entitled to the same liberty or rights as the white man — and the governments of Europe, with American dependencies, have labored together, and constantly, for more than half a century past, to apply this monstrous assumption to the unfortunate people subject to their rule.“

(Deutsch: „Gott hat diese Weißen, Indianer und Neger ganz zu dem gemacht, was sie wirklich sind: verschiedene Geschöpfe, verschiedene Menschenarten, verschieden an Körper, Geist und Natur, genau wie wir das überall um uns herum an allen anderen Lebensformen sehen. Weshalb, oder wann, oder wie der Schöpfer, in seiner unendlichen Weisheit und allmächtigen Gewalt, es für zweckmäßig fand, die Dinge so anzuordnen, können wir niemals wissen, noch brauchen wir mehr zu wissen als die feststehenden und ewigen Tatsachen, wie sie uns gegeben sind. . . . Die Feinde dieser gottgewollten und herrlichen Freiheitsordnung haben das Dogma oder die Annahme von einem einzigen Menschengeschlecht aufgestellt, — so daß der Neger dieselbe Natur habe und daher auch natürlich berechtigt sei zu derselben Freiheit und zu denselben Rechten wie der Weiße — und die Regierungen Europas, welche amerikanische Kolonien besitzen, haben seit mehr als einem halben Jahrhundert beständig zusammengewirkt, diese widernatürliche Annahme auf das unglückliche Volk unter ihrer Herrschaft anzuwenden.“ D. H.)

Der Sklavenhalter oder sein Anwalt verteidigt also seine vielgeschmähte Institution damit, daß er hinweist, wie augenscheinlich der Neger mit seiner schwarzen Farbe, seinem wolligen Haar, seinem unintelligenten Gesicht und unkapablen Verstande eine von der weißen Rasse ganz differente Kreatur sei; während sein Gegner, der Exploiteur der weißen Arbeitskraft, oder dessen Anwalt den Krieg wider die Sklaverei mit der unverkennbaren Tatsache begründet, daß der Schwarze so sicher ein Mensch sei wie der Weiße — mit derselben Natur, denselben Bedürfnissen, Fähigkeiten, Rechten und Freiheiten, daß es also nicht die Farbe ist, welche den Menschen als Menschen kennzeichnet und vom Tiere unterscheidet.

Schenken wir diesen Aussagen eine vorurteilslose Betrachtung,

so findet sich, daß die Gegner beide recht haben, ja, daß in diesen anscheinend widersprechenden Behauptungen gar kein Widerspruch enthalten ist. Dieser sagt nicht, was jener bestreitet, und jener bestreitet nicht, was dieser sagt. Was der Pflanzer aus Karolina versichert, daß der Neger ein anderer und sogar minder fähiger Mensch als der Weiße ist, wird kein Fabrikant aus Massachusetts leugnen, während umgekehrt kein Sklavenzüchter den Abolitionisten absprechen will, daß „uncles and aunts"*) Menschen sind. In der Welt ist alles sich sehr ähnlich und dennoch kein Tropfen Wasser dem anderen gleich.

Wir sehen also: es handelt sich in diesem Streite nicht um die Worte, welche hin und wieder gewechselt werden. Das sind nur die üblichen Plänkeleien, welche der Handgemeinheit gewöhnlich vorausgehen. Der eigentliche Gegenstand des Haders schlummert in der tiefen Verschiedenheit der Interessen beider Parteien.

Die Sklavenarbeit verhält sich zur freien Arbeit, wie sich der mittelalterliche zünftige Gewerbebetrieb zur modernen Industrie verhält. Die versklavte schwarze Arbeit ist kostspieliger, weniger produktiv als die freie weiße, deshalb auch im südlichen Teile der Vereinigten Staaten nicht länger haltbar, als man dort mittels politischen Übergewichts einen niedrigen Zolltarif genießt, der das technisch vorgeschrittenere Ausland — speziell England — auf Kosten der inländischen Industrieentwicklung, namentlich in den Nordstaaten, begünstigt. Nicht mit Unrecht sagt man, daß der Neger zufriedener, leichter, sorgloser, besser gestellt sei als der weiße Arbeiter des Nordens; ähnlich wie in feudalen Zeiten die soziale Stellung des leibeigenen Bauern zufriedener, sorgloser, leichter war als die des modernen Landarbeiters. Wenn man den Fürsprecher der Sklaverei das Elend der freien Arbeitskraft mit der verbürgten Lage des angekauften Negers vergleichen hört, glaubt man einem französischen Sozialisten zu horchen. Wie der europäische Aristokrat, so gefällt sich auch der südliche Pflanzer darin, „den proletarischen Bettelsack als Fahne in der Hand zu schwenken, um das Volk hinter sich her zu sammeln". Der mit freier Arbeitskraft produzierende Bourgeois ist beiden ein verhaßter Emporkömmling.

„Die soziale Lage Englands", sagt Fitzhugh von Virginien in De Bow's Review, April 1861, „würde unendlich verbessert sein,

*) Eine wahrscheinlich aus dem vielfach üblichen Ammendienste der Negerinnen für weiße Frauen abgeleitete Bezeichnung, die wörtlich „Onkels und Tanten" heißt. D. H.

wenn die geringere Arbeiterklasse Sklaven wären. Masters sind immer zugegen und unendlich humaner als die Aufseher der Armenhäuser. Die ganze Last der Gesellschaft liegt auf der schwachen, dürftigen und unwissenden Arbeiterklasse. Sie wird sowohl von der Geschicklichkeit als vom Kapital ausgebeutet. Die Arbeiter sind nicht nur die Sklaven des Grundbesitzers, sondern auch die Sklaven des Pächters, der gelehrten Berufe, Kaufleute, Künstler und Handwerker, kurz, sie sind die Sklaven aller derjenigen, welche einen höheren gesellschaftlichen Rang einnehmen. Kapital und Geschicklichkeit sind vereinigt zur Exploitation, zur Besteuerung und Aussaugung der gewöhnlichen Arbeit bis auf ein Minimum, welches die menschliche Existenz zu erhalten kaum fähig ist. Unsere Sklaverei hingegen erlöst ganz und gar den Ausschuß der Gesellschaft, die gewöhnlichen Arbeiter, von dem Drucke, welcher anderswo auf ihnen lastet. Ein schwarzer Sklave ist unter seinem weißen Meister das glücklichste Geschöpf der Welt, der weiße Sklave ohne Gebieter die elendeste, miserabelste und unglücklichste aller Kreaturen. Es ist eine Tatsache, daß die Sklaven des Südens glücklich sind — nicht melancholisch, nicht unzufrieden und lebensmüde; der Selbstmord ist ihnen unbekannt, weil sie von der Gegenwart nicht zu leiden und für die Zukunft nicht zu sorgen haben. Die ganze Schwierigkeit der Sklaverei besteht in der Frage, ob sie die beste Arbeitsform für die herrschende Klasse ist."

Jawohl! In diesem Schlußwort des Virginiers ist der Kern der Nuß enthalten, welche zu knacken vorliegt. Es handelt sich nicht darum, ob die weiße oder schwarze Form der Arbeit die humanere sei, wir dürften uns sonst für die letztere entscheiden und anstößige Unmenschlichkeiten auf gesetzlichem Wege beseitigen. Es handelt sich darum, ob die Interessen der herrschenden Klassen des Südens, der Pflanzer, oder aber, ob die Interessen der nördlichen „Bosses", der Bourgeois, zur Geltung gelangen sollen. Beider Endabsicht ist die Ausbeutung. In Erwägung jedoch, daß der Sieg der Bourgeois die Produktionskraft überhaupt vermehrt, in Erwägung, daß die freie Arbeit zeugungsfähiger ist, größere Reichtümer schafft, entscheiden wir gegen die Sklaverei. Es lebe die Agitation!

Brief von Dietzgen an Karl Marx in London.*)

Hochverehrter Herr!

Gestatten Sie, ich bitte, Ihnen unbekannterweise meine Huldigung darzubringen für die unschätzbaren Verdienste, welche Sie durch Ihre Forschungen sich sowohl um die Wissenschaft, wie speziell um die Arbeiterklasse erworben haben. In früher Jugend schon, als ich den überreichen Inhalt Ihrer Schriften mehr nur zu ahnen, als zu verstehen vermochte, wurde ich davon gefesselt und konnte nicht unterlassen zu lesen und wieder zu lesen, bis ich mir zur selbstgenügenden Klarheit verholfen hatte. Die Begeisterung, welche nun das Studium Ihres jüngst in Hamburg erschienenen Werkes in mir erregt, reißt mich zu der vielleicht zudringlichen Unbescheidenheit hin, Ihnen meine Anerkennung, Verehrung und Dankbarkeit bezeugen zu wollen. Das in Berlin erschienene 1. Heft „Zur Kritik der politischen Ökonomie" habe ich seinerzeit mit vielem Fleiße studiert und gestehe, daß niemals ein Buch, wie voluminös auch immer, mir so viel neue, positive Erkenntnis und Belehrung gebracht hat wie dieses kleine Heft. So habe ich denn die Fortsetzung mit vieler Ungeduld erwartet. Sie sprachen es zum erstenmal in klarer, unwiderstehlicher, wissenschaftlicher Form aus, was von jetzt ab die bewußte Tendenz der geschichtlichen Entwicklung sein wird, nämlich, die bisher blinde Naturmacht des gesellschaftlichen Produktionsprozesses dem menschlichen Bewußtsein zu unterordnen. Dieser Tendenz den Verstand gegeben, zu der Einsicht verholfen zu haben, daß unsere Produktion kopflos ist, das ist Ihre unsterbliche Tat, hochverehrter Herr! Allgemeine Anerkennung dafür wird und muß die Zeit Ihnen bringen. Zwischen den Zeilen Ihres Werkes lese ich, daß die Voraussetzung Ihrer gründlichen Ökonomie eine gründliche Philosophie ist.

Da letztere mir viel Arbeit gemacht hat, kann ich den Wunsch nicht unterdrücken, Ihnen mit dem Bekenntnis, daß ich ein nur elementarisch geschulter Lohgerber bin, kurze Mitteilung von meinen wissenschaftlichen Bestrebungen zu machen.

Mein Gegenstand war, von früh an, eine systematische Weltanschauung; Ludwig Feuerbach hat mir den Weg dazu gezeigt. Vieles jedoch verdanke ich eigener Arbeit, so daß ich nun von mir sagen darf: die allgemeinen Dinge, die Natur des Allgemeinen oder

*) Zuerst veröffentlicht in der „Neuen Zeit", 20. Jahrgang, 2. Band, Nr. 4.

das „Wesen der Dinge“ ist mir wissenschaftlich klar. Was mir zu wissen übrig bleibt, sind die besonderen Dinge. Da ich davon einzelne weiß, sage ich mir, daß alles zu wissen für den einzelnen zu viel ist.

Das Fundament aller Wissenschaft besteht in der Erkenntnis des Denkprozesses.

Denken heißt, aus dem sinnlich Gegebenen, aus dem Besonderen das Allgemeine entwickeln.

Die sinnliche Erscheinung bildet das notwendige Material des Denkens. Sie muß gegeben sein, bevor das Wesen, das Allgemeine oder Abstrakte zu finden ist. Das Verständnis dieser Tatsache enthält die Lösung aller philosophischen Rätsel. Die Frage zum Beispiel nach Anfang und Ende der Welt gehört nicht mehr in die Wissenschaft, wenn die Welt nur Voraussetzung, aber nicht Resultat des Denkens oder Wissens sein kann.

Das Wesen des Gedankens ist die Zahl.*) Alle logischen Unterschiede sind rein quantitativ. Alles Sein ist mehr oder minder beständiges Scheinen, aller Schein ein mehr oder minder beständiges Sein.

Alle Ursachen sind Wirkungen, und umgekehrt. Innerhalb einer nacheinander folgenden Reihe von Erscheinungen heißt das allgemein Vorhergehende Ursache. Von fünf Vögeln fliegen zum Beispiel infolge eines Schusses vier auf und davon. Also heißt der Schuß Ursache, daß vier fliegen, und Unerschrockenheit Ursache, daß einer sitzt. Fliegt aber umgekehrt einer und vier sitzen, so scheint nicht mehr der Schuß, sondern die Schreckbarkeit Ursache des Fliegens. Ein berühmter Physiker schreibt: „Die Wärme selbst vermögen wir nicht wahrzunehmen, wir schließen nur aus den Erscheinungen auf das Vorhandensein dieses Agens in der Natur.“ Ich umgekehrt schließe aus der Unwahrnehmbarkeit der „Wärme selbst“ auf das Nichtvorhandensein dieses Agens und verstehe die Erscheinungen oder Wirkungen der Wärme als Materiatur, woraus sich der Kopf den abstrakten Begriff Wärme bildet. Nennen wir ohne Verwechslung der Begriffe das Konkrete, Sinnliche Stoff, dann ist das Abstraktum desselben die Kraft. Beim Abwägen eines Warenballens wird ohne Rücksicht auf den Stoff der Gewichtsstärke die Schwerkraft pfundweise gehandhabt. Der fade Büchner sagt: „Now what I want is facts“, but he does not know what he wants

*) Sofern die Zahl das Wesen der Geistesarbeit — nämlich das Abstrahieren des Allgemeinen, Einheitlichen oder Quantitativen vom sinnlich besonders oder verschieden Gegebenen oder Qualitativen am vollkommensten versinnbildlicht. Siehe z. B. Band I, „Das Wesen der Kopfarbeit“, S. 30 und die Stelle über Pythagoras, S. 83, Abs. 1 bis S. 84. D. H.

(„Nun, was ich verlange, sind Tatsachen", aber er weiß nicht, was er verlangt. D. H.); der Wissenschaft geht es nicht so sehr um Tatsachen, als um die Erklärungen der Tatsachen, nicht um Stoffe, sondern um Kräfte. Wenn auch in der Wirklichkeit Kraft und Stoff identisch sind, so ist ihre Unterscheidung, die Trennung des Besonderen und Allgemeinen doch mehr wie berechtigt. „Die Kraft läßt sich nicht sehen." Ei ja, das Sehen selbst und das, was wir sehen, ist pure Kraft. Wir sehen wohl nicht die Dinge „selbst", sondern nur ihre Wirkungen auf unsere Augen. Der Stoff ist unvergänglich, das heißt nur, überall und zu allen Zeiten ist Stoff. Der Stoff erscheint, und die Erscheinungen sind stofflich. Der Unterschied zwischen Schein und Wesen ist nur quantitativ. Das Denkvermögen setzt zusammen aus dem Vielen das Eine, aus Teilen das Ganze, aus dem Vergänglichen das Unvergängliche, aus den Akzidenzen die Substanz.

Moral. Unter Moral versteht die Welt die Rücksichten, welche der Mensch sich und den Nebenmenschen zum Zweck des eigenen Heils zollt. Zahl und Grad dieser Rücksichten bestimmen verschiedene Menschen und Menschenkreise verschieden. Den Kreis gegeben, vermag die Denkkraft nur das allgemeine vom besonderen Recht zu trennen. Was ist Zweck? Was ist Mittel? Dem abstrakten menschlichen Heil gegenüber sind alle Zwecke Mittel, und insofern gilt unbedingt der Grundsatz: „Der Zweck heiligt die Mittel."

Wenn nicht der Mangel an Gelehrsamkeit mich hinderte, würde ich über diese Themata ein Werk schreiben, so viel Neues glaube ich davon zu wissen.

Entschuldigen Sie, verehrter Herr, daß ich mir anmaßte, derart Ihre Zeit und Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Ich vermeinte, Sie durch den Beweis erfreuen zu können, daß die Philosophie eines Handarbeiters klarer ist wie durchschnittlich unsere heutige Professorenphilosophie. Ihren Beifall würde ich höher schätzen, als wenn irgend eine Akademie mich wollte zu ihrem Mitglied ernennen.

Ich schließe mit der nochmaligen Versicherung, daß ich den innigsten Anteil nehme an Ihren über unsere Zeit weit hinausreichenden Bestrebungen. Die soziale Entwicklung, der Kampf um die Herrschaft der Arbeiterklasse, interessiert mich lebhafter wie die eigenen Privatangelegenheiten. Ich bedaure nur, nicht tätiger dabei mitwirken zu können. Allons enfants pour la patrie!

Josef Dietzgen, Meister der Wladimirschen Lederfabrik,
Wassili Ostrow, St. Petersburg.

24. Oktober (5. November) 1867.

„Das Kapital“ von Marx.*)

Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band: Der Produktionsprozeß des Kapitals.

Wenn ich mich recht erinnere, war es Goethe, der sterbend nach „Licht, mehr Licht!“ verlangte. Was ihm nun der Mangel an irdischem Licht oder, wie vielleicht die Frommen es auslegen, das Voraussehen eines jenseitigen himmlischen Lichtes angetan hat, dieselbe Wirkung verursachte mir das Licht der Erkenntnis, welches das vorliegende Werk in überreichem Maße ausstrahlt. Licht, Licht! Das ist klar, das ist hell! hab' ich gejubelt, wenn es nach und nach gelang, ein Kapitel nach dem anderen mit meinem Verständnis zu durchdringen. Geistige Arbeit ist wohl dazu erforderlich. Doch den Arbeiter, der gewohnt ist, im „Schweiße seines Angesichts“ nicht nur die eigenen Freuden zu erwerben, sondern auch noch die zehnfach größeren anderer zu ermöglichen, wird das nicht abschrecken.

Ich für meinen Teil, der ich mich dem Leser als Lohgerber vorzustellen erlaube, habe mir, als ich anfänglich die Werke unserer Philosophen nicht zu verstehen vermochte, wieder und wieder gesagt: was andere können, mußt du auch können. Das Denken ist kein Privilegium der Professoren. Es bedarf dazu, wie zu irgend einer Hantierung, nur der gewohnheitsmäßigen Übung. Das aber fängt doch auch endlich die große Masse der Arbeiter zu verstehen an, daß ohne Übung im Selbstdenken kein Heil ist. Man fängt endlich allgemein in unserer Klasse zu verstehen an, daß wenn wir uns lange noch von anderen etwas wissen machen lassen, es auch noch lange Leute geben wird, welche aus diesem geistigen Vorteil sich eine materielle Ausbeute zu machen verstehen. Das erste Erfordernis eines Arbeiters, der mitarbeiten will an der Selbsterlösung seiner Klasse,

*) Eine Besprechung von Jos. Dietzgen, erschienen im „Demokratischen Wochenblatt“, Leipzig 1868. D. H.

besteht darin, sich nichts wissen machen zu lassen, sondern selbst zu wissen. Besonderes, Einzelnes, Spezielles mögen wir den Fachleuten überlassen. Aber die Kenntnis des Kapitals, unseres gemeinsamen mächtigen Gegners im sozialen Kampfe, ist ein allgemeines Klasseninteresse, dessen sich jeder anzunehmen hat. Hier ist es Zeit, von dem Steckenpferd Gebrauch zu machen, welches uns von den Wortführern und Advokaten des Kapitals zu- und vorgeritten wird: hierher gehört die „Selbsthilfe“.

Wenn der Mensch nicht die Mönchskutte anlegen, Barfüßler und Einsiedler werden und sich von Wurzeln und Kräutern nähren will, dann kann er auf wirtschaftlichem Gebiet sich nicht selbst helfen. Schulze-Delitsch will hoffentlich die Arbeiter nicht zu Mönchen machen, und Lassalle gewiß nicht, daß sie wie Betbrüder auf Gottes und barmherziger Leute Hilfe warten. Beide wollen, daß man sich selber helfe. Aber alles das ist nicht unsere Selbsthilfe. Letztere gehört überhaupt nicht der Praxis, sondern dem Verständnis der Praxis, der wissenschaftlichen Belehrung an. Hier nur kann und muß das Individuum sich selber helfen. Hier gilt — und vornehmlich dem Arbeiter, weil ihn am meisten der Schuh drückt — das Sokratische Wort: „Erkenne dich selbst.“

Der Verfasser reicht uns den Spiegel und das Licht dazu, nicht daß wir glauben, sondern daß wir sehen und erkennen.

Eine Riesenarbeit ist uns vorgelegt. Kein industrielles Produkt, erschaffen für die Interessen des Tages, für den Markt und seine Spekulanten. Auch ist es kein gelehrtes Scheinwerk, welches aus Eitelkeit mit seinem Objekte spielt und den Schein uns in die Augen glitzern läßt. Es ist eine Arbeit. Eine Arbeit, der man es ansieht, daß sie das Resultat eines ihr in unverbrüchlicher Liebe ergebenen Lebens ist. Und wieder hätte die Liebe allein nicht vermocht, diese Schätze der Wissenschaft aus dem wustigen Material der vergangenen Literatur und des gegenwärtigen Lebens herauszugraben, zu läutern und zu formieren. Es gehörte neben dem warmen Herzen für die Sache dazu ein eminenter Kopf, die unwiderstehliche Schärfe eines logischen Geistes, das seltene Talent eines genialen Denkers, der unermüdliche Fleiß eines gelehrten, wohlgeschulten Forschers.

Und der Gegenstand dieser Arbeit ist des Talents würdig, das sich seiner angenommen. Als Objekt der Wissenschaft ist allerdings das Geringste würdig. Aber dennoch mögen wir, nach dem Maße des mehr oder minder Notwendigen und des mehr oder minder All-

gemeinen, eines dem anderen unterordnen. Und was liegt nun dem Menschen überhaupt, besonders aber unserer Zeit, und da wieder ganz vornehmlich dem Arbeiter näher als der gegenwärtige Produktionsprozeß der materiellen Lebensbedürfnisse? Die Erkenntnis dieses Prozesses, die Erforschung seiner Gesetze hat sich der Verfasser als Zweck, ich möchte sagen, als Lebensaufgabe, erwählt. Es handelt sich dabei nicht um den einzelnen, nicht um die Frage, wie ich, du oder er seinen Proviant erwirbt, sondern um uns, um die Nation, oder besser, um die internationale Organisation der Arbeit.

Doch mißverstehe man das Wort nicht, als habe die Schrift es mit irgend einem Projekt zu tun, mit persönlichen Ideen von der Ordnung der Dinge, die da kommen soll. Das Werk ist ein Produkt der Wissenschaft im höchsten Sinne des Wortes. Die Wissenschaft handelt nur von dem, was ist, vom faktisch Gegebenen, nicht von Projekten, oder wenn auch davon, dann nur insofern, als sie faktisch gegeben sind und störend in die Wissenschaft eingreifen.

Die internationale Organisation der Arbeit soll nicht erst werden, sondern sie ist. Daraus, daß wir nur indirekt von dem eigenen, direkt aber von dem internationalen Produkt der Arbeit leben, russisches Korn, holländische Heringe und amerikanische Baumwolle konsumieren, erweist sich, daß wir nicht mit vereinzelter, sondern mit gemeinschaftlicher, sozialer Arbeit produzieren. Das weiß nun jeder, daß diese Arbeit nicht als eine gemeinschaftliche, sondern als Privatarbeit erscheint. Doch ist es regelmäßig die Aufgabe der Wissenschaft, zu zeigen, daß der Schein trügt, daß nicht die Sonne um die Erde kreist. Das soziale Wesen unserer privat geformten Arbeit zu erkennen, war die wissenschaftliche Aufgabe der politischen Ökonomie. Die Lösung dieser Aufgabe hat uns Karl Marx in dieser Kritik vorgelegt.

Der politischen Ökonomie als Wissenschaft ist es in ihrem geschichtlichen Verlauf sehr ähnlich ergangen wie der spekulativen Philosophie. Sie war sich weder ihres Objekts noch der Methode klar bewußt, mit der sie es behandeln wollte. Ihr fehlte noch sehr das Kantsche Merkzeichen einer Wissenschaft: „der einhellige sichere Gang". Liebig sagt: „Die induktive Methode, welche das Altertum weder kannte noch übte, hat seit ihrer Erscheinung die Welt umgestaltet. Die Schlüsse, zu denen man nach dieser Methode kommt, sind weiter nichts als der geistige Ausdruck für Erfahrungen und Tatsachen. Ein Blick in chemische oder physikalische Zeitschriften setzt in Erstaunen. . . . Jeder Tag bringt einen Fortschritt, und alles ohne Streit; man weiß, was eine Tatsache, ein Schluß,

eine Regel, ein Gesetz, eine Meinung und eine Erklärung ist. Für alles dies hat man Probiersteine, die jeder erst braucht, ehe er die Früchte seiner Arbeit in Zirkulation setzt. Die advokatorische Durchführung einer Ansicht, oder die Absicht, einen anderen etwas Unbewiesenes glauben zu machen, scheitern augenblicklich an der wissenschaftlichen Moral.“

Diese Moral hat den Nationalökonomen ganz und gar gefehlt. Sie sind heute noch ebenso uneinig über Wesen, Grenzen und Gestalt ihrer Wissenschaft wie Advokaten, Philosophen und Theologen. Bald suchen sie die Wahrheit induktiv an der faktischen Erscheinung,*) bald glauben sie die gesuchten Erkenntnisse spekulativ, ohne sinnliches Objekt, ohne Erfahrung aus der Tiefe des menschlichen Geistes schöpfen zu können.

Das nun ist das erste wissenschaftliche Verdienst unseres Autors, daß er den sinnlichen Gegenstand seiner Forschung, das Objekt der Nationalökonomie, klar und offen bloßstellt. Wer von unseren heutigen sogenannten Volkswirten weiß zu sagen, ob die Volkswirtschaft ein Organismus, ein individuell gegliedertes Ganzes, oder ob sie nur ein Aggregat von Privatwirtschaften ist, wie der Sandhaufen ein Haufen Sandkörner? Wer weiß, wo die Nationalökonomie und der Nationalreichtum und die Nationalarbeit anfangen, und wo die Privatökonomie und der Privatreichtum und die Privatarbeit aufhören? Daß zwischen beiden ein Unterschied besteht, und zwar ein wesentlicher, hat die ökonomische Wissenschaft bisher zwar nicht totaliter verkannt, aber noch weniger erkannt. Der Unterschied hat ihr wohl gedämmert, aber sie ist sich dessen nicht bewußt geworden. Sie hat, wie Kant ein solches Gebaren nennt, „herumgetappt“.

Dieser Nebel weicht vor dem Geiste des Verfassers in geballten Wolken zurück. Wir lernen, daß der Privatbetrieb unserer Produktion nur die Form ist, welche das soziale, gemeinschaftliche Wesen derselben verbirgt. Je allgemeiner im Verlauf der Zeit das Produkt der Arbeit zu einer Ware geworden ist, um so allgemeiner hat die Arbeit aufgehört, Privatarbeit zu sein. Die Ware ist für den Markt, das Güterdepot der Gesellschaft bestimmt. Arbeit, welche nicht nur der Form, sondern auch dem Wesen nach Privatarbeit ist, schafft keinen Tauschwert, sondern nur Gebrauchswert. In der modernen Produktion, welche darauf abzielt, ganz und allgemein den Ertrag

---

*) Wie die reinen Empiriker, das heißt ohne erkenntniskritische Berücksichtigung der charakteristischen Mitarbeit des menschlichen Geistes. D. H.

der Arbeit in Ware zu verwandeln, erscheint die Tendenz, die Arbeit der Individuen in einen gesellschaftlichen Arbeitsprozeß zu metamorphisieren. Diese Tendenz ist zunächst aus der Natur der Dinge, instinktiv, ohne Wissen und Willen der Menschen entsprossen. Sie ist eine Angelegenheit der Personen, welche sich mystisch hinter Sachen, hinter die Produkte versteckt. Die Produkte werden getauscht, ver- und gekauft, in Werte, in Preise, in Geld, in Handelsartikel, in Kapital usw. verwandelt. Alle diese ökonomischen Verhältnisse sind nur unter der Bedingung zu begreifen, daß wir in der bürgerlichen Gesellschaft eine Art Produktivgenossenschaft erkennen, welche die Bemittelten als Produzenten zuläßt, die mittellose Arbeitskraft als Ware, als Rohprodukt behandelt und den Ertrag ihrer Arbeit unter die selbständigen Produzenten, jedoch nicht kollegialisch, sondern nach Maß der an die Gesellschaft gelieferten Arbeit verteilt. Weil diese Gesellschaft nur ein geschichtliches Gewächs und nicht mit Bewußtsein konstituiert ist, so herrscht in ihr *nicht der Zweck*, sondern die blinde Notwendigkeit. Was, wieviel und in welcher Art produziert werden soll, ist der individuellen Willkür überlassen, welche von der Gesellschaft indirekter Weise, durch die Geschicke des Marktes geregelt wird. Der Produzent hat die „Freiheit", zu tun, was er will, das heißt die Gesellschaft schreibt nicht vor, sondern belehrt nachträglich mittels Prämien und Ohrfeigen.

Wenn die Sache einen Kopf hätte und reden könnte, würde sie ihr Wesen ungefähr folgendermaßen explizieren: Ich, der Produktionsprozeß überhaupt, mit Hilfe der guten Mutter Natur Erzeuger aller menschlichen Bedürfnisobjekte, bin so alt und unvergänglich wie das Menschengeschlecht selbst. Jedoch bin ich, wie alles Irdische, dem Wechsel unterworfen. Ich erscheine in mannigfaltiger Form, als Wirtschaft des vereinzelten Individuums, als Familienwirtschaft, als Gemeindearbeit, als Sklavenarbeit, als zünftige oder als „freie" bürgerliche Wirtschaft usw. Volkswirtschaft aber war ich noch niemals, weil nie noch das Volk gewirtschaftet hat, sondern immer ist bewirtschaftet worden. Wenn ich auf meinen geschichtlichen Verlauf zurückblicke, erkenne ich wohl, daß ich meine große moderne Kraft und Produktionsfähigkeit der Entwicklung zu danken habe, welche aus vereinzelten Arbeiten eine solidarische gesellschaftliche Arbeit gemacht hat. Doch in dem Augenblick, wo ich so im Vollgenuß meiner Macht schwelge, werde ich zugleich gewahr, daß das Menschengeschlecht anfängt, über mich mächtig zu werden. Bisher habe ich die Völker mehr und mehr gebraucht und verbraucht, mir

zu dienen. Zuerst habe ich die Arbeit mit der Peitsche des Sklavenhalters in größerem Maßstabe organisiert. Als dann die Besitzer der mittels ihrer Völker erzeugten Produkte diese nicht alle zu konsumieren vermochten, und als meiner ferneren Entwicklung eine Störung drohte, versammelte ich die herrschenden Mächte der Menschheit und erklärte ihnen, daß es möglich sei, ihre Genüsse zu vergrößern, wenn sie alle ihre verschiedenen überflüssigen Produkte zu Markt brächten und dort das Gesamtprodukt als Produkt einer gemeinschaftlichen oder genossenschaftlichen Arbeit betrachten wollten, welches alsdann nach dem Maße der daran verbrauchten Arbeitszeit zu verteilen sei. So solle zum Beispiel der Wein, den ein römischer Sklave in gewisser Zeit, in einem Tage, einer Woche oder einem Jahre produziert habe, Äquivalent sein für die Korinthen, welche der Sklave der Griechen in derselben Zeit erzeugte. Um das wirtschaftliche Interesse noch höher zu spornen, machte ich die Klausel, daß nicht die wirkliche Zeit gelten sollte, welche zur Herstellung eines Produkts hin und wieder verbraucht worden, sondern der Wert bestimmt sei durch die Durchschnittszeit, welche das Produkt der Gesellschaft notwendig kosten müsse.

Auf den Widerspruch hin, daß Arbeit und Arbeit zweierlei ist, daß künstlerische gegenüber ordinärer Arbeit billigerweise einen größeren Wert beanspruche, daß es demnach unbillig sei, den Wert nur nach der Zeit zu bestimmen, machte ich plausibel, daß sie als Leute von Kopf diese Verschiedenheit leicht ausgleichen können, wenn die verschiedene Arbeit, wie verschiedene Brüche in der Arithmetik, vorher gleichnamig gemacht sei. Gebe man allen, auch den kompliziertesten Schöpfungen, den allgemeinen Nenner „einfache Durchschnittsarbeit“, so möge das Tagewerk von Abel zum Beispiel davon zwei und das Tagewerk von Kain nur eines gelten, ohne deshalb gegen die Idee zu verstoßen, den Wert aller Dinge nach der durchschnittlichen Zeitdauer zu berechnen, welche ihre Herstellung der Gemeinschaft kostet. Und liefere die kopflose Gemeinschaft dann zu viel von dieser oder zu wenig von einer anderen Warenart, so sei dem einzelnen die gelieferte Arbeitszeit gleich zu rechnen der Arbeitszeit, welche die Gesellschaft zur Erzeugung des nötigen Quantums bedürfe. Kurz, ich erfand den Tauschwert, das ist die Verrechnung der Arbeit des einzelnen in gemeinschaftliche Durchschnittsarbeit.

Es war das ein wesentlicher Fortschritt, aber mich damit zufrieden geben durfte ich nicht. Ich wollte und will immer noch größer, reicher sein. Aus diesem Grunde erschuf ich ein zweites

wesentliches Mittel meiner Ausdehnung: das Geld. Derart löste ich die widerspruchsvolle Aufgabe, selbständige Privatwirtschaften als eine organisierte Sozialwirtschaft fungieren zu lassen, mit einer besonderen Materie, welche widerspruchslos allgemein gilt und daher Geld ist.

Als die Ökonomie soweit politisch organisiert war, konnte ich die detaillierte Pflege dem Menschen überlassen. Das Privatinteresse war ja mit dem Interesse der Gesellschaft geschickt verbunden. So hat man denn auch mich gründlich protegieren gelernt. Um meinetwillen wurde den Sklaven zuerst die halbe und dann auch die ganze Freiheit geschenkt. Sie wurden in hörige und schließlich auch in „freie" Arbeiter verwandelt. Die Wirtschaft nahm eine antike, eine feudale, eine klein- und großbürgerliche, eine zünftige und kapitalistische Form an, wurde schutzzöllnerisch und freihändlerisch, alles das, je nachdem es mein Zweck, die Wirtschaftlichkeit erforderte. Für mich ist der Mensch in den Krieg und auf Entdeckungsreisen gegangen, hat er Knechtschaft und Freiheit erfunden, studiert und gearbeitet, gesorgt und gespart und Kapitalien gesammelt, die Wirtschaften bald detailliert und parzelliert, bald konzentriert und vergrößert. Doch war jede Veränderung ein Fortschritt, immer wurde ich, der Produktionsprozeß, mächtiger, größer, reicher, einträglicher. Ich habe soweit dominiert, daß ich von mir sagen darf, die Geschichte meiner Entwicklung war identisch mit der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit. Und je mehr ich mich der Gegenwart nähere, je evidenter wird die Wahrheit dieses Satzes. Ja, so evident ist sie geworden, daß die Menschheit stutzt und anfängt zu fragen: Bin denn ich, der Mensch, für den Produktionsprozeß da, oder ist nicht umgekehrt der Produktionsprozeß für mich?

Der Verfasser ist der erste, der die soziale Frage in dieser Weise klar formuliert. Er hat zuerst erkannt, daß die Erzeugung der materiellen Lebensbedürfnisse längst eine gesellschaftliche Angelegenheit gewesen und berufen ist, auch nunmehr mit Bewußtsein dazu gemacht zu werden. Die politische Ökonomie ist ihm nicht eine feste Substanz, eine Summe „ewiger Wahrheiten", sondern eine flüssige Entwicklung. Sie ist die Basis der Kulturgeschichte. Die bisherige Kultur besteht in den Fortschritten der Produktionskraft menschlicher Arbeit. Die Produktionskraft war der treibende Motor, und der Mensch und seine geschichtlichen Wandlungen nur Momente ihrer Entwicklung.

Dieser Kraft ist es in neuerer Zeit gelungen, sich bis zu einem Punkt zu kultivieren, wo sie einen Nationalreichtum erzeugt, der, statt

die Nation so viel reichlicher leben zu lassen, sie zu verhungern und zu verlumpen droht. Unser Nationalreichtum ist bekanntlich in Händen weniger einzelner. Die ökonomische Entwicklung hat es erfordert, ihn derart zu konzentrieren. Wo jeder Bauer ein Stückchen Land apart hat und jeder Weber auf eigenem Stuhle webt, ist die moderne Methode der Arbeit, welche in derselben Zeit vielleicht das Fünfzigfache leistet, unmöglich. Damit sich der Mensch nicht mehr abplage, als es die Natur der Dinge erfordert, müssen Landparzellen und Webstühle, kurz, die Arbeitsmittel zusammengerückt sein. Das physikalische Gesetz, welches einerseits den Hebel verlängern läßt, um andererseits ein größeres Gewicht zu bewegen, erscheint wieder in der politischen Ökonomie, wo wir die Fähigkeit, in gegebener Zeit viel zu produzieren, nur unter der Bedingung vermehren, daß wir andererseits die Instrumente, die Arbeitsmittel vergrößern. Infolge dieses Gesetzes entstand die kapitalistische Produktion. Kapitalien sind Arbeitsmittel, welche im Verlauf der Entwicklung so frei, groß und mächtig geworden sind, daß nicht der lebendige Arbeiter, sondern die sachlichen Mittel das dominierende Element der Arbeit bilden. Das Kapital, eine Sache, ist lebendig, produziert selbständig, „heckt lebendige Junge, oder legt goldene Eier“, wie der Verfasser treffend sagt. Nicht die Arbeit, das Kapital empfängt den Mehrwert, den Gewinn, den Profit, den Zins, den Reichtum. Die bisherige Ökonomie hat ohne Rücksicht auf den Menschen nur den Arbeitsprozeß kultiviert, diese Kultur hat ihren Höhepunkt daran erreicht, daß der ergänzende Teil, daß der erhöhten Produktion erhöhter Konsum mangelt.

Eine Fundamentaltendenz der kapitalistischen Wirtschaft geht dahin, mit der geringsten Kraft das meiste zu produzieren. Dazu gehörte nun die Freiheit der „freien Konkurrenz“. Sie schafft das Weitere. Sie zwang und zwingt die kleinen Arbeitsmittel, zugunsten der größeren die Arbeit einzustellen. Sie vermindert die Zahl der Kapitalisten und vermehrt die Zahl der Arbeiter. Da gleichzeitig diese Produktion darauf ausgehen muß, den Arbeiter, oder vielmehr seine Arbeitskraft, für möglichst geringen Preis zu kaufen, die Arbeiter nicht nach dem Maße dessen zu belohnen, was erzeugt wird, sondern nur nach dem Minimalmaß dessen, wofür sie zu haben, womit sie zu erhalten sind, so erwächst notwendig dem überfüllten Güterdepot eine zahlungsunfähige Kundschaft. Seit Jahrzehnten schwebt die Industrie zwischen Krise und Prosperität auf und ab. Kaum gelingt es hin und wieder einer Branche, sich zur vollen Kraftentfaltung zu heben, so darf sie sicher sein, daß dem Hochmut

bald der tiefe Fall folgt. Der Arbeitsprozeß stagniert, die Gesellschaft lebt in Not und Sorge, weil — sie nicht zu konsumieren vermag.

Jedoch „stellt sich die Menschheit immer nur Aufgaben, die sie lösen kann, denn genauer betrachtet, wird sich stets finden, daß die Aufgabe selbst nur entspringt, wo die materiellen Bedingungen ihrer Lösung schon vorhanden oder wenigstens im Prozeß ihres Werdens begriffen sind". Der Verfasser hat es sich besonders angelegen sein lassen, in detaillierter Ausführung und mit authentischen Belegen an der Fabrikgesetzgebung Englands, dem industriellen Musterlande, nachzuweisen, wie die Konsequenzen der kapitalistischen „Freiheit" zu der Inkonsequenz zwingen, die Nationalökonomie nicht mehr ihrem blinden Selbst zu überlassen, sondern den Vorschriften des menschlichen Verstandes zu unterwerfen. Einst mußte die Arbeit befreit werden, um sie leistungsfähig zu machen, während nunmehr die Leistungsfähigkeit organisiert werden muß, um sie dienstbar zu machen.

Allerdings will sich unsere, mit dem überkommenen Dogma der Freiheit vernagelte Welt nur widerwillig und langsam dazu verstehen. „Die Schöpfung eines gesetzlichen Normalarbeitstages ist daher das Produkt eines langwierigen, mehr oder minder versteckten Bürgerkrieges zwischen der Kapitalistenklasse und der Arbeiterklasse." Aus der aktenmäßigen Darstellung dieses Krieges hat der Autor ein wundervolles Bild gemacht. „Wie der Kampf eröffnet wird im Umkreis der modernen Industrie, so spielt er zuerst in ihrem Heimatsland, England. Der Fabrikphilosoph Ure denunziert es daher als unauslöschliche Schmach der englischen Arbeiterklasse, daß sie die ‚Sklaverei der Fabrikakte' auf ihre Fahne schrieb, gegenüber dem Kapital, das männlich für vollkommene Freiheit der Arbeit stritt." „Die englischen Fabrikarbeiter waren die Preisfechter nicht nur der englischen, sondern der modernen Arbeiterklasse überhaupt." „Frankreich hinkt langsam hinter England her; in den Vereinigten Staaten von Nordamerika schreitet die Achtstundenagitation mit den Siebenmeilenstiefeln der Lokomotive vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean aus." Der allgemeine Arbeiterkongreß in Baltimore (16. August 1866) und der internationale Arbeiterkongreß in Genf (September 1866) stimmen in ihren Erklärungen mit dem englischen Fabrikinspektor R. J. Saunders überein: „Weitere Schritte zur Reform der Gesellschaft sind niemals mit irgend einer Aussicht auf Erfolg durchzuführen, wenn nicht zuvor der Arbeitstag beschränkt und seine vorgeschriebene Schranke strikt erzwungen wird."

„Was ist ein Arbeitstag?“ fragt der Verfasser. Das Kapital antwortet: „Der Arbeitstag zählt täglich volle 24 Stunden, abzüglich der wenigen Ruhestunden, ohne welche die Arbeitskraft ihren Dienst absolut versagt. . . . Zeit zu menschlicher Bildung, zur Erfüllung sozialer Funktionen, zu geselligem Verkehr, zu freiem Spiel der physischen und geistigen Leibeskräfte, selbst die Feierzeit des Sonntags — und wäre es im Lande der Sabbatheiligen — reiner Firlefanz! Aber in seinem maßlos blinden Trieb, seinem Wehrwolfsheißhunger nach Mehrarbeit überrennt das Kapital nicht nur die moralischen, sondern auch die rein physischen Maximalschranken des Arbeitstages. Es usurpiert die Zeit für Wachstum, Entwicklung und gesunde Erhaltung des Körpers. Es raubt die Zeit, erheischt zum Verkehr von freier Luft und Sonnenlicht. Es knickert ab an der Mahlzeit und einverleibt sie, womöglich, dem Produktionsprozeß selbst, so daß dem Arbeiter als bloßem Produktionsmittel Speisen zugesetzt werden, wie dem Dampfkessel Kohlen und der Maschinerie Talg und Öl.“ „Das Kapital ist ein Zwangsverhältnis, welches die Arbeiter zwingt, mehr Arbeit zu verrichten, als der enge Umkreis ihrer eigenen Lebensbedürfnisse vorschreibt. Als Produzent fremder Arbeitsamkeit übergipfelt es an Energie, Maßlosigkeit und Wirksamkeit alle früheren, auf direkter Zwangsarbeit beruhenden Produktionssysteme.“ Mit Beziehung auf die Ausführungen Liebigs über den Raubcharakter der modernen Landwirtschaft sagt der Verfasser: „Die kapitalistische Produktion entwickelt nur die Technik und die Kombination des gesellschaftlichen Arbeitsprozesses, indem sie zugleich die Springquellen allen Reichtums untergräbt: die Erde und den Arbeiter.“

Und schließlich, wie reich und schlagend sind die Belege, wie unübertroffen die Form, mit welcher der Verfasser seine Sätze illustriert! Kein unbefangener Leser, keiner, dem nicht interessierte Vorurteile das Verständnis verschließen, kann sich bei dieser Darstellung der Überzeugung entschlagen, daß die soziale Frage nicht nur eine Frage der Arbeiterklasse, sondern eine Lebensfrage der Gesellschaft überhaupt ist.

St. Petersburg, Rußland, 1868. Josef Dietzgen.

Offener Brief an Heinrich v. Sybel.*)

Herr Professor!

Ihre durch die „Kölnische Zeitung“ jüngst verbreiteten Vorträge über „die Lehren des heutigen Sozialismus und Kommunismus“ veranlassen mich, Sie öffentlich zu adressieren. Die billige Voraussetzung, daß die Sache, das heißt wissenschaftliche Forschung und Wahrheit, mehr gilt, auch Ihnen mehr gilt als die Persönlichkeit, ermutigen den unterzeichneten Handwerker, gegen den akademischen Gelehrten aufzutreten. Die betreffenden Vorträge, zu Nutz und Trost der Fabrikanten, speziell der Barmener, gehalten, haben sich die wissenschaftlichste und eminenteste Pointe des Sozialismus, haben sich das vielgepriesene und vielgeschmähte Werk von Karl Marx, „Das Kapital“, zum Gegenstand kritischer Beleuchtung erkoren.

Gestatten Sie, ich bitte, daß ich Ihnen meine Anerkennung ausspreche für die Geschicklichkeit, welche verstanden hat, die Sache am Schopf und nicht an irgend einem nebenhängenden Zipfel zu fassen. Auch bekenne ich, in etwas erbaut zu sein von der anständigen Form, welche nicht, wie wir Sozialisten das bisher gewohnt sind, den Gegner mit leidenschaftlicher Schmähsucht, sondern mit Gründen zu widerlegen sucht.

Was nun aber den Kern Ihrer vermeintlichen Widerlegung angeht, so fühle ich von dem unmaßgeblichen Bewußtsein besserer Einsicht in die Sache mich zur Erklärung gedrängt, daß der Herr Professor das Schwarze verfehlt, ja nicht einmal die Scheibe getroffen hat.

Bei der näheren Begründung dieses Urteils halte ich mich an die Reihenfolge der Pointen ihres Vortrags und unterstelle bei anderweitigen Lesern eine bedächtige Prüfung des Inhalts.

„Marx' Stil“, lautet die einleitende Kritik, „ist nicht eben er-

*) Zuerst veröffentlicht im Leipziger „Volksstaat“, dem Vorläufer des heutigen Berliner „Vorwärts“. Dieser Artikel gehört vermutlich zu denen J. D.s, worauf Marx in seinem Vorwort zur zweiten Auflage des „Kapital“ hinweist. D. H.

freulich; als guter Hegelianer strebt er die ungeheuren Massen seines Stoffes auf die Entwicklungsmomente eines einzigen Grundbegriffs zurückzuführen und wird dadurch in seinem Räsonnement oft unerträglich weitschweifig, oft in lästiger Weise schwerfällig. Bündig aber und geschlossen ist seine Erörterung im höchsten Grade; wer ihm die ersteren Sätze zugibt, wird unwiderstehlich zur Anerkennung der letzten Folgerungen gedrängt."

Nun bitte ich um Antwort, Herr Professor! Wie kann es einer wissenschaftlichen Abhandlung oder ihrem Stil zum Vorwurf gereichen, die Massen des Stoffes auf einen einzigen Grundbegriff zurückgeführt zu haben? Besteht doch die Essenz aller Wissenschaft — ich zitiere aus der Einleitung zu Humboldts „Kosmos" nach dem Gedächtnis — in Zurückführung der natürlichen Mannigfaltigkeit auf systematische Einheit, das heißt auf die „Entwicklungsmomente eines einzigen Grundbegriffs". Den Stil weitschweifig zu finden, dazu mögen Sie Berechtigung in Ihrem individuellen Geschmack besitzen; aber der angeführte Grund ist wenigstens eine unbedachtsame Phrase. Und gar nun unmittelbar folgend dieselbe Erörterung, welche vorher „weitschweifig" befunden war, „bündig und geschlossen" zu nennen, ist ein konfuser Mißbrauch des Wortes, welcher den Argwohn fördert, daß die ganze Anerkennung des Gegners Ihrerseits eine Tücke ist, um seine Sache mit mehr Ruhm klein zu machen.

Gehen wir nun von der Form zur Sache, vom Stil zum Thema. Marx lehrt, daß die Größe des Tauschwerts gleich ist der auf die Ware verwendeten g e s e l l s c h a f t l i c h n o t w e n d i g e n Arbeitszeit.

Herr v. Sybel will glauben, daß der Tauschwert einer Ware sich nach Mühe und Ausgaben richtet, welche die Erzeugung gekostet hat, das heißt für den Verkäufer, aber für den anderen Teil, für den Ankäufer, sei die Sache ungültig. Der Käufer frage nicht, wieviel Zeit die Herstellung der Ware gekostet, sondern ob der Gebrauch ihm durch Befriedigung eines Reizes oder Bedürfnisses ein entsprechendes Quantum Lebenskraft eintrage. Der Wert der Kohle steige im Winter, weil (Achtung!) zur Erzeugung der gleichen Körperwärme mehr Kohle benötigt sei.

Um Entschuldigung, Herr Professor! Wie kann die Absicht, die Sache dem Fabrikanten mundgerecht zu machen, Ihnen so völlig das Verständnis der Werttheorie verschließen?

Das größere Bedürfnis nach Kohle im Winter kann allerdings, „wenn die Quanta der Grubenarbeiter dieselben bleiben", den Preis

steigern, weil Zufuhr und Nachfrage bekanntlich den Preis unter und über den Wert variieren, aber immerhin bleibt der Wert, das heißt der allgemeine Preis, abhängig von dem Quantum gesellschaftlicher Arbeit, das, wie Marx sich ausdrückt, zur Produktion erheischt ist. Wenn in Rußland die Tonne Kohlen in halber Zeit zutage gefördert wird, das heißt, wenn dort die Kohlengruben soviel ergiebiger sind wie im Süden, so wird auch dort der Kohlenwert oder ihr Durchschnittspreis nur halb so groß sein, trotzdem der Winter doppelt kalt und lang sein mag.

Herr Professor v. Sybel ist mit Marx einverstanden: Nicht die zufällig auf eine Ware verwendete Arbeitszeit, sondern die „gesellschaftlich notwendige" bestimmt ihre Wertgröße. Wenn zum Beispiel der Dampfspinner dreißigmal mehr Garn liefert als der Handspinner, so mag sich der letztere auch dreißig Stunden plagen, das Produkt seiner Arbeit hat doch nur den Wert einer einzigen Stunde. In einem anderen Beispiel produzieren die Seidenfabrikanten fünfmal mehr Seide, als der Markt oder die Gesellschaft bedarf, infolgedessen die Seide auf ein Fünftel ihres Wertes herabsinkt. Hier wie dort reduziert sich die zufällige auf die gesellschaftlich notwendige Arbeit. Daraus will der Herr Professor schließen, daß der Marxsche Ausdruck „gesellschaftlich notwendige Arbeit" in verschiedenem Sinne gebraucht sei. Bei dem Beispiel der Dampfspinnerei sei die Veränderung der Arbeitsmethode, und im Falle übermäßiger Seidenproduktion das unzweckmäßige Verhältnis der Seidenarbeit zum Seidenbedürfnis die Ursache der Wertdifferenz. Richtig! Jeder Ausdruck ist einfaches Abstraktum einer vielfältigen Sache. Der Baum ist einmal Eichbaum, ein andermal Zitronenbaum.

Die Zurückführung mannigfacher Wertveränderung auf den „Grundbegriff" der Arbeitszeit ist eine produktive Tat der ökonomischen Wissenschaft, während Sie, Herr Professor, durch Verkennung der Einheit, verbunden mit dem Hervorheben des Verschiedenen, sich der Konfusion schuldig machen.

Sie begreifen, daß das Quantum Arbeit, welches zur Erzeugung der Ware erforderlich ist, ihren Wert bestimmt, notabene, setzen Sie hinzu, auf Seite des Verkäufers. Die Zweckmäßigkeit des Produkts, welche andererseits vom Ankäufer gefordert ist, hat Marx, sagen Sie, unterlassen in Rechnung zu bringen.

Nun bitte ich den Herrn Professor, Räson anzunehmen. Handel ist Tausch. Jeder gibt Wert für Wert. Geld ist auch Ware. „Jeder ist Käufer", sagt James Stuart Mill, „durch das bloße Faktum, daß er

Verkäufer ist." Der Verkäufer der Ware Leder ist Ankäufer der Ware Silber, Gold, und umgekehrt.

Also sind auch die zwei Momente, welche nach Ihnen bei Bestimmung des Wertes mitwirken, nicht auf die Seiten verteilt, sondern stehen selbander auf jeder Seite. Wenn der Ankäufer nicht fragt, was die Ware gekostet hat, sondern nur was sie leistet, so fragt er doch bei Hergabe seines Geldes nicht danach, was es leisten wird, sondern was es ihn gekostet hat. Diese Zweiseitigkeit der kaufmännischen Transaktion ist Ihrem Scharfblick entgangen, Herr Professor! Deshalb haben Sie denn hier auch nichts — wie Sie glauben — Neues vorgebracht, sondern nur in konfuserer Form wiederholt, was Marx mit den Worten ausdrückt: „Kein Ding kann Wert sein, ohne Gebrauchsgegenstand zu sein. Ist es nutzlos, so ist auch die in ihm enthaltene Arbeit nutzlos, zählt nicht als Arbeit und bildet daher keinen Wert." „Der Tauschwert einer Maschine ist bestimmt nicht durch das Quantum Arbeit, das von ihr ersetzt wird, sondern durch das Quantum Arbeitszeit, das in ihr aufgearbeitet und daher erheischt ist, eine neue Maschine derselben Art zu produzieren." „Es handelt sich nicht um den Dienst, den die Ware leistet, sondern um den Dienst, der ihr geleistet worden ist in ihrer Produktion." Das alles, Herr Professor, gilt nun ebenso triftig für das Gold des Käufers als für das Produkt des Verkäufers. Da ist nichts auf zwei Seiten zu legen.

Die Prämisse des Sozialismus, daß in der gegebenen Natur die menschliche Arbeit es allein ist, welche Werte erzeugt und vermehrt, wollen Sie, als Advokat der herrschenden Klassen, nicht gelten lassen. Wie Theologen gegen die Naturwissenschaft, so gehen Sie gegen die unzweifelhaftesten Sätze der politischen Ökonomie an. Was im geschichtlichen Verlauf dieser Wissenschaft schon unzähligemal abgefertigt ist, tischen Sie von neuem auf. Der Wert soll nach Ihnen nicht nur von der Arbeit, sondern zugleich auch von der Energie des Bedürfnisses produziert sein, weil, so antworte ich, Sie die Unterschiede zwischen Preis und Wert und zwischen Privat- und politischer Ökonomie total verkennen. Mißverhältnis zwischen Zufuhr und Nachfrage, zwischen der vorrätigen und der vom Bedürfnis geforderten Masse ändert wohl den momentanen Preis, aber nicht den allgemeinen Wert der Ware. Um den Unterschied zwischen Wert und Preis klar zu machen, bitte ich folgendes zu erwägen: Wenn durch Gunst der Natur dasselbe Quantum Arbeit ein doppeltes Quantum Weizen produziert, so sinkt der Wert des letzteren auf die Hälfte. Wenn

mit Gunst ergiebiger Minen die Arbeit durchschnittlich eine doppelte Masse Goldes zutage fördert, so werden alle anderen Waren eine doppelte Masse Goldes aufwiegen oder doppelten Preis machen. Daß nun mein Produkt, Leder zum Beispiel, trotz des verdoppelten Preises denselben Tauschwert hat, merke ich daran, daß die Lebensmittel, welche ich für den Preis eintausche, doppelt teuer sind, ich also für meine Arbeit, obgleich doppeltes Geld, doch nur dasselbe Äquivalent empfange. Das Bedürfnis oder die Nachfrage nach meinem Artikel kann auf seinen Preis immer nur einen momentanen Druck ausüben, der die Zufuhr beschleunigt, bis das Gleichgewicht hergestellt oder überfahren ist. Nachfrage und Zufuhr verursachen Schwankungen des Preises, während die zur Erzeugung im allgemeinen benötigte Arbeit nur dann den Wert bestimmt, wenn die Ware in richtiger Proportion erzeugt ist.

Nach dem Ausdruck der Ricardoschen Schule gilt das Gesetz des Wertes nur für solche Waren, die durch die Industrie beliebig vermehrt werden können und in freier Konkurrenz beschafft werden. Das heißt, erklärt Marx, es gilt in der modernen bürgerlichen Gesellschaft.

Nachdem also der gelehrte Akademiker versucht hat, mittels der Preisschwankungen, die von Mangel oder Überfluß verursacht sind, das Verständnis des Wertgesetzes zu trüben, versucht er demnach mittels Verwechslung der Privat- und „Volks"wirtschaft das eigenste und herrlichste Produkt der Marxschen Forschung zu vertuschen. Es handelt sich um das Wachstum des gesellschaftlichen Reichtums, um die Vergrößerung des vorhandenen Wertes, der „Mehrwert" genannt wird. Marx lehrt, daß der Reichtum in den Produkten besteht, die durch Lohnarbeit erzeugt werden. Diese Reichtümer können sich nur vergrößern, indem mehr geschafft als verzehrt wird. Der Lohn des Arbeiters ist eine Anweisung auf die erzeugten Produkte. Dadurch, daß der Lohn kleiner ist wie das Erzeugnis, entsteht die Vergrößerung des Reichtums oder Mehrwert in Händen der Kapitalisten. Der Reichtum unserer Gesellschaft ist eben Privatreichtum. Nur dadurch, daß die Arbeiterklasse weniger konsumieren darf als ihre Arbeit zeugt, hat das Kapital die Eigenschaft, Profit und Zins zu tragen oder „goldene Eier zu legen", wie Marx sich ausdrückt.

Dieser einfachen unwiderleglichen Tatsache will Herr v. Sybel widersprechen. Zu diesem Zweck unterstellt er einen Fabrikanten, der bisher einen Taler Tagelohn gezahlt und dafür zwei Taler an Produkten erbeutet habe; unterstellt ferner, daß der Fabrikant den

Tagelohn plötzlich verdoppele, wodurch er nach Marx auf jeden Gewinn verzichte.

„In Wahrheit aber", so erklärt v. Sybel, „hat der Scharfblick des Fabrikanten eine bevorstehende Änderung in der Zukunft entdeckt. Er sieht deutlicher als die anderen voraus, daß binnen zwei Monaten infolge irgendwelcher auswärtigen Ereignisse die Nachfrage nach seinen Waren ungeheuer steigen wird.

Er sichert sich seine Arbeiter durch die sofortige Verdoppelung des Arbeitslohns und erntet dafür nach einiger Zeit vervierfachte Preise für seine Waren. Der Mehrwert, der Gewinn des Kapitalisten, ist allerdings durch Arbeit geschaffen worden, aber nicht durch die Handarbeit des Arbeitnehmers, sondern durch die Kopfarbeit des Arbeitgebers. Ein besser berechtigter und verdienter Gewinn ist nicht zu denken. Und wir alle wissen, wie unendlich häufig die Fälle dieser Art, wie sie eigentlich die überwiegenden und regelmäßigen sind, die Spekulationen auf den Wechsel der Konjunktur, die Gewinnste, die, ganz unabhängig von dem Verhältnis zwischen Kapitalisten und Arbeiter, lediglich durch die Schwankungen des Marktes, des Bedürfnisses herbeigeführt werden."

Herr, verzeih ihm, denn er weiß nicht, was er spricht!

„Bereicherung durch Konjunktur!" Herr Professor, Herr Professor! Ist das Volkswirtschaft? So bereichern sich wohl einzelne, aber nicht die Kapitalistenklasse, nicht die Gesellschaft. Die Konjunktur zahlt die Ware über oder unter dem Wert. Was aber dabei für den einen gewonnen wird, geht für den anderen verloren. Durch Konjunktur werden niemals Werte erzeugt, sondern nur in andere Hände verlegt. Die Kopfarbeit des schlauen Fabrikanten, der voraussieht, daß der Bedarf den Preis seines Artikels verdreifacht, luchst den Reichtum aus der linken Tasche seines Nächsten in die eigene rechte Tasche, vermehrt also seinen Privatreichtum, auch wohl den Reichtum einer Nation, wenn sie ins Ausland spekuliert. Solche Kopfarbeit vermag den Wert aus einem Lande ins andere zu transportieren, aber Mehrwert erzeugen, das, Herr Professor, vermag keine Spekulation, wie schlau, kein Bedürfnis, wie energisch es auch sein möge.

Die Spekulanten der Wissenschaft, die ohne empirische Detailforschung mit reiner Kopfarbeit Wahrheiten produzieren wollen, haben sich eitel erwiesen. Noch eitler ist der Versuch, die Wertspekulanten zu Produzenten wirklichen Reichtums machen zu wollen. Nach Marx veranlaßte Ricardos vorurteilsfreie theoretische Schärfe, die von hergebrachten Meinungen sich nicht beeinflussen ließ, zu dem Ausspruch: „Es scheine, als sei er von einem Planeten heruntergetropft." Dagegen, Herr Professor, wird man von Ihnen ganz ent-

gegengesetzt sagen dürfen: es scheine, als seien Ihre ökonomischen Ideen unter Finanzleuten und Handlungsbeflissenen aufgewachsen.

Wenn es zur Erläuterung der vorliegenden Differenz noch eines Beispiels bedarf, so wollen Sie sich etwa zehn Robinsons auf einer Insel denken, von denen nur einer das Brotbacken versteht. Die Konjunktur ist diesem derart günstig, daß man für das tägliche Produkt seiner zweistündigen Arbeit ihm andere Produkte in Tausch gibt, die zehnmal zweistündige Arbeit gekostet haben. Dann wird das „Bedürfnis“ der Käufer oder die „Zweckmäßigkeit“ der Backarbeit wohl den Bäcker Robinson reich machen; aber wo bleibt dabei der Sybelsche Mehrwert, den die Konjunktur auf der Insel hervorbringen soll? Die Flause, der Mehrwert entspringe daraus, daß die Konsumenten die Ware über den Wert zahlen, ist schon alt. Marx hat dies Seite 118 bis 128 ff. des „Kapital“ gründlich abgefertigt. Den Herrn Professor, welcher sagt, daß es wenig lesenswerte Bücher gibt, bitte ich, die dort gegebene Kritik seiner Vorgänger genau zu würdigen. Wenn Sie demnach einverstanden sind, daß es in der Ökonomie sich nicht um Reichtümer handelt, die, wie Luft und Wasser, die Natur gratis gibt, dann kann es auch ferner nicht zweifelhaft sein, daß Arbeit, und nicht Spekulation oder Konjunktur, die sogenannte Volkswirtschaft bereichert.

Mit dieser kurzen Besprechung der Kardinalpunkte Ihrer „Lehren des heutigen Sozialismus und Kommunismus“ muß ich, Herr Professor, es diesmal bewenden lassen. Wenn es in nächster Zeit mir die Muße vergönnt, will ich in einem folgenden Briefe auch noch die Lappalien behandeln, mit denen weiter in Ihren Vorträgen die gewohnte kapitalistische Windbeutelei getrieben wird. Feuerbach sagt: die Philosophie sei auf unseren Universitäten ex officio eine Betschwester der Theologie. Ähnlich und mit gleichem Rechte wird man der akademischen Gelehrsamkeit überhaupt nachsagen dürfen, sie sei ex officio der Windmacher oder Balgtreter beim Orgelspiel der Bourgeoisie.

Mit der Versicherung usw. Ihr ergebenster

Siegburg, 9. April 1872. J. Dietzgen, Lohgerber.

National-Ökonomisches.*)

I.

Verehrte Herren! Das Thema, welches zu besprechen Sie mir heute Abend erlauben, die National-Ökonomie, ist in unserer Zeit modisch und populär geworden. Dieser Tatsache liegt die Ahnung zugrunde, daß gerade in den Fragen dieser Wissenschaft die theoretische Lösung der speziellen Frage unserer Zeit, der sozialen Frage, enthalten ist.

Die Erzeugung der materiellen Lebensbedürfnisse, wahrlich nicht die kleinste von den vielen Aufgaben des Menschen, hat sich im Verlauf der Zeit immer mehr und mehr in den Vordergrund gedrängt, und ist die Tatsache nicht zu leugnen, daß sie bereits heute den ersten Rang einnimmt. Die Erzeugung der irdischen Glücksgüter ist die intimste Angelegenheit der modernen Kulturvölker geworden. Da bedarf es wohl keiner weiteren Fürsprache für eine Wissenschaft, welche sich mit der Erkenntnis der allgemeinen Gesetze und Normen beschäftigt, innerhalb deren sich die Produktion bewegt. Aus dem Studium der bisherigen Entwicklung dieser Wissenschaft drängt sich uns im Gegenteil die Überzeugung auf, daß wir hier einer besonderen Vorsicht bedürfen, um uns von unseren Privatinteressen nicht zu einseitigen, unwissenschaftlichen Schlüssen und Vorurteilen verleiten zu lassen.

Zur kritischen Erkenntnis unseres Gegenstandes ist vor allem zu erwägen, daß „National-Ökonomie" insofern ein unpassender Name ist, als dieselbe längst aufgehört hat, national zu sein, vielmehr international geworden ist und in dieser kosmopolitischen Tendenz täglich weiter geht. Russisches Korn, chinesischer Tee, holländische Häringe, irisches und Bielefelder Leinen sind in aller Welt herumgetragen. Die Zirkulation kolportiert die Ware weit über alle nationalen Grenzen hinaus, und wenn auch hin und wieder von einem Douanier nach ihrem Paß gefragt wird, so ist im allgemeinen doch die internationale

*) Vorträge, wahrscheinlich aus dem Jahre 1870. D. H.

Freiheitstendenz, welche die Ware mit einem Paß für jeden Ort versorgt, unverkennbar die herrschende.

Gegenwärtig beliebt man der Produktion der materiellen Güter den Titel Volkswirtschaft beizulegen. Aber auch dies Wort ist durchaus unzutreffend, indem bisheran das Volk nicht gewirtschaftet hat, sondern beständig ist bewirtschaftet worden. In der antiken Welt waren die Sklavenbesitzer, in der feudalen die Mönche und Barone und heute sind die Kapitalisten, die Bürger par excellence, die tatsächlichen Volkswirte. Das Volk aber, die große Masse, der Sklave, der Hörige, der sogenannte „freie Arbeiter", waren und sind immer nur Instrumente der Produktion. Mir dünkt deshalb, daß die Sache am schicklichsten als politische oder soziale Ökonomie benannt ist. Da nun könnte man recht wohl entgegnen: Aber die Ökonomie, die Wirtschaft, welche wir treiben, ist doch keine politische oder soziale, sondern ist wesentlich Privatwirtschaft. Wie es aber überhaupt Aufgabe der Wissenschaft ist, nachzuweisen, daß der Schein trügt, daß nicht die Sonne um die Erde kreist, so besteht die Aufgabe der ökonomischen Wissenschaft darin, nachzuweisen, daß unsere Wirtschaft in der Erscheinung Privatwirtschaft, aber in Wahrheit politisch, sozial oder gemeinschaftlich organisiert ist.

Die französische Februar-Revolution von 1848 schrieb als Devise auf ihre Fahne: „Organisation der Arbeit". Hätte sie die ökonomischen Verhältnisse mit dem Auge der Wissenschaft betrachtet, so würde sie erkannt haben, daß die Arbeit längst organisiert war. Hätte sie ihre Forderung mit klarem Bewußtsein gestellt, so hätte sie wissen müssen, daß der Sozialismus nicht sowohl die Arbeit zu organisieren verlangt, als vielmehr die gegenwärtige Form der Organisation zu verändern.

Wenn unsere Arbeit nicht organisiert wäre, würde jeder von uns alle die mannigfaltigen Lebens- und Vergnügungsmittel, welche er konsumiert, auch eigenhändig produzieren müssen. Daraus aber, daß der Bäcker, der Brauer, der Schulmeister sowohl wie der Offiziant das Produkt ihrer Arbeit an die bürgerliche Gesellschaft abliefern, daraus, daß einer für den anderen arbeitet, erhellt, daß unsere Arbeit organisiert ist.

Die Organisation der Arbeit bildet das Fundament aller Kultur. Wo der Mensch ohne die Hilfe des Menschen für sich allein arbeiten wollte, da wäre die absolute Barbarei, da wäre auch ein Anfang von Kultur nicht denkbar. Soweit demnach unsere historischen Kenntnisse in das Altertum hinreichen, so alt ist die Organisation der

Arbeit. Die Geschichte überhaupt, alle Entwicklung, alles Hohe und Heilige — soweit Irdisches heilig zu nennen — die ganze Humanität ist aus dieser Quelle hervorgegangen. Sie, meine Herren, werden vielleicht das Lob der organisierten Arbeit übertrieben finden, es materialistisch nennen, aber ich frage: ist es denkbar, bleibt Zeit und Muße, daß der Mensch an Höheres denkt, solange er mit der nacktesten körperlichen Notdurft zu kämpfen hat? Von dieser schrecklichen Notdurft kann weder der Reichtum der Natur, noch der Reichtum einer individuellen Kraft erlösen, sondern einzig und allein der ökonomische Reichtum, d. h. materielle Güter, welche die organisierte menschliche Arbeit vorrätig schuf. Die vereinzelte Arbeit vermag kein vorrätig Gut zu schaffen, sie ist zu wenig produktiv dazu.

Die Arbeit des Menschen ist der Faktor, welcher den Reichtum zeugt. Der ökonomische Reichtum ist dadurch verschieden vom natürlichen, daß er durch *Menschen-Arbeit* produziert ist. Was die Natur gratis gibt, hat keinen Wert, *keinen Tauschwert*. Luft und Wasser, obgleich unendlich kostbar, kosten nichts, weil sie keine Arbeit kosten, während irgend ein Edelstein, wie nichtsnutzig auch, unberechenbar wertvoll ist, weil das zu seiner Herbeischaffung erforderte Quantum Arbeit unberechenbar. Der Grund und Boden, von Natur wertlos, weil gratis, erhält seinen Wert erst durch das beschränkte Quantum. Die beschränkte Gratisgabe ist nur durch Arbeit zu vervielfältigen. Mittels Kultur produziert ein Morgen doppelt, dreifach und zehnfach. Das ökonomische Gesetz, daß Arbeit den Wert bildet, gilt ebenso allgemein, wie es allgemein gilt, daß der Mensch ein vernünftiges Wesen ist, obgleich er nicht selten sich sehr unvernünftig erweist. Wenn ein bestimmtes Quantum menschlicher Arbeit mit Hilfe der Maschinerie jetzt zehnmal mehr Garn spinnt als im vorigen Jahrhundert, so hat jetzt die Spinnarbeit an 10 Pfund Garn denselben Wert, wie damals das an 1 Pfund. Was Maschine, Natur und andere Hilfsmittel tun, zählt auf dem Markt für nichts. Dort zählt nur die *menschliche Arbeit*. Wenn 60 Ellen Leinwand den fünffachen Wert haben wie ein Leitartikel für die „Kölnische Zeitung", so heißt das, die Produktion des einen erfordert fünfmal soviel menschliche Arbeit als die Produktion des anderen. Daß dabei nicht die Arbeit gilt, welche Peter oder Paul zufällig verwandte, sondern die allgemein notwendige Zeit, welche zufolge des Zustandes der Industrie gegenwärtig erfordert ist, ferner, daß z. B. die Arbeit eines Künstlers als potenzierte Arbeit zählt, wovon 1 = 2 oder 4 oder 10 — das hier eines Weiteren breit zu schlagen, dünkt mir unpassend.

Genug dadurch, daß Gold und Eisen, Festes, Flüssiges und Gasartiges sofern untereinander gleichwertig sind, daß sich ihr Wert in Mark und Pfennigen berechnen läßt, dadurch erweist sich, daß irgend etwas Gleichartiges in diesen verschiedenen Materien stecken muß. Dies Gleichartige besteht nun, so belehren uns die ökonomischen Autoritäten, aus menschlicher Arbeit, welche in der Zeit vollführt und an der Zeit bemessen ist.

Da die Rede vom Wert ist, muß ich hier flüchtig darauf zurückkommen, daß Wert und Wert wohl zu unterscheiden sind. Der Nutzwert der Dinge bleibt ewig derselbe, obgleich nichts bekannter, als daß ihr Tauschwert absolut wechselt. Ein Trinkglas, das heute noch ebenso nützlich ist, wie zur Zeit Karls des Großen, hat vielleicht nicht mehr 1/10 seines ökonomischen Wertes. Der Nutzwert ist eine Eigenschaft, welche den Dingen von Natur gegeben ist. Dagegen sollen wir uns besonders vor der Meinung hüten, daß auch der Tauschwert eine natürliche Eigenschaft sei. Er ist nicht angeboren, sondern historisch erworben. Nur den Tauschwert nennen wir im folgenden kurz Wert. Die Bauernfamilie aus dem Hinterwald, die ihr Korn selbst zieht und mahlt und bäckt, ihren Flachs spinnt und webt und das Gewebe schneidert, die ihr Haus baut und ihre Getränke braut — sie gibt ihren Produkten keinen Wert und bezeugt uns, daß der Wert keine Eigenschaft der Produkte, sondern eine Folge der eigentümlichen Organisation unserer Arbeit ist. Daß die Arbeit Produkte zeugt, ist der ewige Zweck der Arbeit, aber daß die Arbeitsprodukte Waren sind und Wert haben, ist eine historische Eigentümlichkeit unserer Arbeit.

Zwar gab es Waren und Werte sowohl in der antiken wie in der feudalen Welt. Jedoch war es dort mehr eine Ausnahme, wenn das Produkt Ware wurde oder Wert erhielt. Je mehr wir uns aber der Gegenwart nähern, je allgemeiner, je universeller macht es die Arbeit sich zur Aufgabe, ihrem Produkt die Form der Ware oder des Werts zu geben. Unsere Gegenwart erstrebt oder poussiert erst noch die klassische Zeit des Tauschwerts.

Zweierlei suchte ich bisheran nachzuweisen: 1. daß die wertvollen Dinge oder die Waren Produkte organisierter Arbeit sind, und 2. daß im Verlauf der geschichtlichen Entwicklung die Produkte der Arbeit immer mehr und mehr zur Ware werden, d. h. die Organisation der Arbeit schreitet fort, entwickelt sich mehr und mehr. Daß immer weniger für den unmittelbar eigenen Bedarf produziert wird, und dazu, daß das Produkt immer weniger für einen beschränkten und immer mehr für den unbeschränkten kosmopolitischen Markt bestimmt

ist, das ist die praktische Erscheinung der theoretischen Wahrheit, daß die Organisation der allgemeinen menschlichen Arbeit täglich vollkommener, extensiver und intensiver, allgemeiner und handgreiflicher wird.

Die Organisation der Arbeit hat unter verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten verschiedene Formen. Die Organisation der Arbeit entwickelt sich mit der Entwicklung des Menschengeschlechts. Doch kann man nicht sagen, daß das Menschengeschlecht die Arbeit organisierte oder entwickelte. Die Organisation war nie voraus projektiert. Unser Bewußtsein geht der Sache nicht vorher, sondern kommt hintennach. Man darf im Gegenteil sagen, das Menschengeschlecht ist von der organisierten Arbeit entwickelt worden.

Die Arbeit, wie die Vernunft oder die Liebe, ist eine Weltmacht, welche den Menschen zwingt, nach ihrem Sinne zu handeln. Die Vernunft hat den Menschen, sie zwingt ihn, zu tun, was vernünftig ist. Das heißt mit anderen Worten: das Menschengeschlecht ist genötigt, seine Handlungsweise der Natur der Dinge anzupassen. Das menschliche Interesse fordert, daß wir uns mit der materiellen Natur in Harmonie setzen. Kurz, unser instinktives Interesse, und nicht die Erkenntnis, hat uns bisher veranlaßt, die Arbeit zu organisieren. Nun aber ist die Organisation so weit gediehen, daß sie sich der Erkenntnis bemerklich macht, so daß es uns endlich wohl gelingen konnte, ihr mit der Leuchte der Wissenschaft hinter die Kulissen zu sehen.

Am vollkommensten ist das von Karl Marx geschehen in seinem Werke: „Das Kapital". Ich versuche es heute Abend, Ihnen einzelne der unsterblichen Resultate dieses eminenten Forschers in kurzen allgemeinen Zügen mitzuteilen.

Die fortgeschrittenste Form organisierter Arbeit ist die moderne, die kapitalistische. Sie beginnt im 16. Jahrhundert aus der Geschichte emporzukeimen, aus der feudalen Arbeit sich zu entwickeln. Das günstig gelegene England hatte das Vorrecht, das erste in der Länderreihe zu sein, wo sich die Arbeit kapitalistisch organisierte. Allerdings hatte in Italien, Spanien und den Niederlanden die Arbeit schon früher angefangen, sich in dieser Form zu entwickeln, auch mag sein, daß irgend ein Italiener oder Holländer vorher schon die Ökonomie studierte, aber klassische Bedeutung erlangte die Sache zuerst jenseits des Kanals. Wir sehen die Wissenschaft der politischen Ökonomie gleichzeitig mit der Schlacht entstehen, welche das Kapital gegen den Feudalismus schlug, mit der englischen Revolution. Jedoch war erst

der moderne, speziell der deutsche Sozialismus berufen, die Ökonomie auf ein wahrhaft wissenschaftliches Fundament zu stellen, ihren dunkeln Kern durchsichtig zu erhellen. Die bisherigen Ökonomen suchten ihre Entdeckungen in theologischer Form als ewige Wahrheit geltend zu machen. In ihrer kapitalistischen Tendenz befangen, sahen sie keine anderen Tendenzen neben sich. Die spezielle Ökonomie ihrer Zeit ist ihnen die Ökonomie überhaupt. Sie verkennen das vorgängliche, das lebendige, das historische Element. Adam Smith glaubt, daß Staat und Menschen ewig bestimmt seien, seinen ökonomischen Dogmen nachzuleben. Marx weist umgekehrt nach, daß die Ökonomie den Menschen dient und nicht nach ewigen Wahrheiten, sondern nach zeitlichen umgewandelt wird.

In der feudalen, gut katholischen Zeit des Mittelalters war der Grund und Boden das wesentliche Instrument für die Erzeugung der materiellen Lebensbedürfnisse oder Glücksgüter. Die menschlichen Arme waren im feudalen Grundeigentum einbegriffen, gehörten dazu. Die Besitzer des Grundeigentums waren die herrschenden ökonomischen Mächte. Sie erlaubten der anderweitigen Industrie nur stellenweise zu gedeihen. Und doch gedieh die Industrie bis zur Empörung gegen die Herrschaft des Grundeigentums. Sie bedurfte nun der menschlichen Arme. Der Leibeigne und Hörige mußte befreit werden. Die Hussiten und die Reformatoren, Martin Luther, Thomas Münzer, Franz von Sickingen, Oliver Cromwell, Napoleon Bonaparte waren Agenten des aufstrebenden Kapitals.

Es ist bekannt, daß man erst in neuerer Zeit angefangen hat, nicht mehr die Reihenfolge der königlichen Herrscher, ihre Schlachten und Raufereien, sondern die menschliche Kultur als den wahren Inhalt der Geschichte zu betrachten. Und wieder hat man angefangen, die Kultur nicht mehr zu suchen in der Entwicklung unsres Bewußtseins. Man hat angefangen, zu verstehen, daß die Ideen des Guten, Schönen, Rechten, der Freiheit, Humanität usw. von den realen zeitlichen Verhältnissen der menschlichen Gesellschaft modifiziert werden. Der wesentliche Faktor der menschlichen Gesellschaft, das was sie hauptsächlich beschäftigt, was sie treibt und bindet, ist die Ökonomie der Arbeit, die Produktion der materiellen Lebensbedürfnisse. Wenn Sie nun mit mir einverstanden sind, daß diese Güter, wie ich glaube vorhin nachgewiesen zu haben, wohl mittels der Einzelwirtschaft, aber dennoch gesellschaftlich erzeugt und konsumiert werden, wenn zugestanden werden muß, daß die menschliche Gesellschaft zu einer Produktiv-Genossenschaft herange-

wachsen, daß die Arbeit organisiert ist, und auf der andern Seite, daß dieser Genossenschaft das Zentralorgan, der Organisation das Bewußtsein fehlt, so folgt daraus klar, daß wir eine kopflose Wirtschaft treiben.

In dieser Kopflosigkeit, in dem Mangel an Bewußtsein, mit dem die soziale Ökonomie bisher sich gestaltet hat, ist wohl eine Verurteilung, zugleich aber auch die Rechtfertigung vergangner Formen enthalten, welche zu verurteilen wir heute so gern geneigt sind. Ebensowenig wie heute alle Menschen Rentiers oder Aktieninhaber sein können, weil dann die Arbeiter fehlten, welche die Güter erzeugen, die jene verzehren, ebensowenig konnte in der alten Welt die große Masse des Volks aus freien Athenern oder Römern bestehen. Die antike Sklaverei war eine Organisation der Arbeit, welche der antiken Welt ihre Kultur ermöglichte. Diese Kultur diente der Nachkommenschaft als Fundament, auf dem sie die viel bewunderte moderne Gesittung aufrichten konnte. Um den Juden die Reinlichkeit anzugewöhnen, zwang sie Moses mit dem Gesetz, sich zu waschen. So lange der Volksmasse die Einsicht fehlt, ist der Zwang, welcher ihr von einzelnen angetan wird, eine Kultur-Notwendigkeit. Die Zwangsarbeit der Sklaverei war zurzeit das einzige Mittel, die Arbeitskraft der Barbaren nutzbar zu machen. Man mag nun erwidern, daß, wenn es auch zweckmäßig, es doch nicht gerecht war, die Arbeitskraft anderer zwangsmäßig auszunutzen, daß niemand das Recht hat, dem andern, dem Volke Gewalt anzutun. Es widerstreitet das allerdings der Idee der Gerechtigkeit; aber doch nicht mehr als die Zuchtruten unsrer Kinderstuben ihr widersprechen. Die Gerechtigkeit, die allgemeine Gleichberechtigung, kann nicht die Voraussetzung, sie kann nur das Resultat der geschichtlichen Kultur sein. Freiheit und Gleichberechtigung sind der Menschheit nicht angeboren, sind keine angeborenen Menschenrechte, sondern wollen erworben sein. Der erste, der älteste, der größte Zwingherr ist die unkultivierte, unverstandene Natur. Um sie zu bemeistern, müssen wir uns organisieren. Die Sklaverei war eine vorübergehende Untertänigkeit, um mittels derselben die Natur im Interesse der Menschheit wirtschaftlich auszubeuten. Daß die nächste Ausbeute nicht der Menschheit, nicht dem Volke, sondern seinen Drängern und Treibern, den Einpeitschern und Machthabern, zu gut kam, darf uns nicht abhalten, zu erkennen, daß mittels der Aristokratie die Demokratie großgezogen wurde und werden mußte, daß, obgleich auch die Masse vom Genusse ausgeschlossen war, doch der Genuß der geschichtlichen Entwicklung ihr nicht hat entwendet werden können.

Bei der Sklavenarbeit gehört das Produkt dem Machthaber, aber die Verbesserung der Arbeitsinstrumente und der Arbeitsmethode, welche sie gegenüber der vereinzelten oder auch der Familienarbeit notwendig zur Folge hatte, verblieb der Menschheit. Die verbesserten Instrumente und Methoden der Arbeit, die große moderne Produktivkraft bildet das Kapital, dessen Zinsen die Machthaber allein verzehren, dessen Grundvermögen aber der Menschheit gehört, oder vielmehr unvermeidlich ihr schließlich als Erbteil zufallen muß.

Wenn Sie, meine Herren, von unsern gegenwärtigen Verhältnissen einen Augenblick absehen wollen, werden Sie unbestreitbar finden, daß der materielle Reichtum von der Mehrzahl erschaffen, aber seit dem Anfange der geschichtlichen Entwicklung noch niemals von der Mehrzahl genossen wurde, daß Reichtum und Genuß den Einzelnen, den Führern oder Machthabern gehören, welche das Volk ausbeuten. Diese Tatsache wird um so unbestrittener zugegeben, wenn wir sie auf vergangene Zeiten beschränken, weil dort die lebendigen Interessen nicht mehr ins Spiel kommen. Zugleich gilt es dabei anzuerkennen, daß die bisherige Wirtschaft das unentbehrliche Mittel gewesen ist, die wirtschaftliche Kraft des Volkes, die produktive Kraft der Arbeit zu entfalten. Wenn Sie absehen wollen von dem ideologischen Nimbus, der sich dem Worte „Freiheit" angehängt hat, so ist nicht zu leugnen, daß vom freien wilden Jägervolk bis zum unterjochten Sklaven ein Fortschritt stattgefunden hat. Augenscheinlich ein wirtschaftlicher, in der Tat aber auch ein humaner. Ich habe mit leiblichen Augen gesehen, was sich dem Vorurteilsfreien von selbst versteht, daß die Unterjochung des Menschen durch die rücksichtslosen Naturkräfte eine inhumanere ist als die Unterjochung des Menschen durch den Menschen, daß die Härten und Leiden des vereinzelten Menschen, des wilden Jägers viel schrecklicher sind, als die Härten und Leiden der Sklaverei, welche ihn wenigstens gegen die schrecklichste Not sicher stellen.

Vom Sklaven zum Hörigen ist ein wirtschaftlicher und humaner Fortschritt, der keiner weiteren Erläuterung bedarf. Noch weniger dürfte es nötig sein, nachweisen zu wollen, daß die Kulturgeschichte fortschritt, als sie den feudalen, an die Scholle gebundenen Arbeiter in den modernen sogenannten „freien Arbeiter" verwandelte. Dagegen möchte ich, wenn Sie erlauben, in einem künftigen Vortrage den Nachweis versuchen, daß die moderne Freiheit des Arbeiters, wenn auch ein wirtschaftlicher und humaner Fortschritt, doch noch bei weitem nicht die Idee der humanen Gerechtigkeit realisiert.

Für heute sei noch darauf hingewiesen, wie die Entwicklung der spekulativen Philosophie mit der sozialen Ökonomie zusammentrifft. Die Schüler Hegels sind bei dem Satze angekommen, daß, wenn unsere Ideen auf reale Wahrheit oder positive Wissenschaft Anspruch machen wollen, sie nicht prätendieren dürfen, der Wirklichkeit, der Empirie, der Erfahrung vorauszugehen, Wegweiser zu sein, wie das z. B. die Ideen der Gerechtigkeit, der Freiheit, der christlichen Brüderlichkeit vereint getan haben. Diese Ideen waren bisher, wenn auch schöne, verlockende, so doch immerhin nur Phantasmen, die sich nicht realisieren konnten, weil ihnen die materielle Unterlage, der wirtschaftliche Reichtum fehlte. Die religiöse Brüderlichkeit konnte sich irdisch nicht verwirklichen, so lange die Erzeugung der Lebensmittel die Herrschaft des Menschen über den Menschen erheischte. Der Wunsch nach politischer Freiheit ist phantastisch, so lange die Menschheit von der Natur zum Sklavendienst anstrengender Arbeit gezwungen ist. Erst nachdem sich die positive Wissenschaft, die Physik, die Mechanik, die Chemie des Arbeitsprozesses bemeistert hat, erst nachdem die Arbeitsinstrumente so vollkommen sind, daß die menschliche Arbeit dabei zur Nebensache herabsinkt, ihr nur noch die Kontrolle über eine Arbeitsmaschine bleibt, die unermeßliche Reichtümer automatisch erzeugt, erst auf einem solchen Standpunkt wirtschaftlicher Kultur kann die Kultur der Menschlichkeit aufhören, Ideologie zu sein und einen realen Charakter annehmen. Ja, meine Herren, materieller Reichtum ist die Bedingung der idealen Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Jeder politische Fortschritt war bisher bedingt von vorhergegangenen wirtschaftlichen Fortschritten. Die Umschiffung des Kaps der Guten Hoffnung, die Expeditionen eines Kolumbus, Cortez und Pizarro, oder vielmehr deren Folgen, der unerhörte Aufschwung des Handels versah zunächst die günstig gelegenen Staaten, Holland und England, mit einer solchen Gütermasse, einem Produktenreichtum, den die damaligen feudalen Verhältnisse nicht zu konsumieren vermochten. Die feudalen Einrichtungen, welche einst förderliche Mittel der Bewirtschaftung gewesen, wurden der Produktivkraft der neueren Zeit gegenüber zu Fesseln. Diese Fesseln mußten gesprengt werden. Die Produktion bedurfte der Freiheit. Ihrer Meinung nach waren die englischen Independenten durch die Bibel veranlaßt, den angestammten König zu entthronen. In der Tat aber waren die idealen Phrasen ebenso wie ein Jahrhundert später der „Rechtsstaat" des deutschen Liberalismus nur ideologische Hirngespinnste für ganz reale wirtschaftliche Bedürfnisse. Was die Independenten Bibel, was

die Girondisten Römertum, was die Fortschrittspartei Rechtsstaat und nationalen Patriotismus nannten, das nennt sich in der nüchternen Wirklichkeit: Entwicklung der internationalen Produktivkraft.

Weil eben diese internationale Wirtschaft, wie eben nachgewiesen, kopflos ist, weil sie sich unbewußt gestaltet hat, darum mußte sie im Bewußtsein der Menschen sich verkehrt darstellen. Insoweit hängt die Lehre vom Bewußtsein, die Philosophie mit der Ökonomie zusammen. Der bisherige Fortschritt beruht auf dem Unbewußten. Nicht der Geist, sondern die Materie hat geherrscht. Allerdings ist sie, die Herrscherin, nur mächtig geworden durch den Diener Geist, der jetzt anfängt sich gegen das Knechtschafts-Verhältnis aufzulehnen. Die Entwicklung des Menschengeschlechts besteht im großen ganzen darin, daß der Geist mächtig wird über die Widerwärtigkeiten der Natur und somit die Materie unserm Bedürfnis dienstbar macht. Das Mittel dieses Zweckes ist die Hand, die der Mensch dem Menschen reicht, ist die Verbindung der Individuen, der Völker, der Generationen. Das Mittel ist die genossenschaftliche Arbeit im weitesten Sinne des Wortes. Daß die geistige Arbeit, die Wissenschaft, genossenschaftlich betrieben wird, hat niemand verkannt. Man hat aber insoweit die Wissenschaft überschätzt, als man sie mit der Kultur identifizierte. Während sie Mittel ist, ist die reale Arbeit, die materielle Überwindung der Naturwiderwärtigkeiten, letzter Endzweck der Kultur. Diese reale Arbeit nunmehr freiwillig oder bewußt genossenschaftlich organisieren zu wollen, das ist eine Auflehnung des Geistes wider sein bisheriges Knechtschafts-Verhältnis zur Materie, das ist die Empörung der Arbeit wider das Kapital.

II.

Geehrte Versammlung! Der bewegende Faktor, der nervus rerum aller Ökonomie, aller Produktion ist die menschliche Arbeit. Um die moderne, die bürgerliche, die kapitalistische Wirtschaft zu verstehen, müssen wir uns an die moderne Arbeit wenden, müssen wir ihre Eigentümlichkeit, ihren Unterschied von der vergangenen Form der Arbeit zu ergründen suchen.

Sklavenarbeit, Fronarbeit, freie Arbeit sind drei verschiedene Arbeitsformen, nach großen Umrissen gezeichnet. Der stolze Fabrikant des neunzehnten Jahrhunderts sieht auf die veralteten Arbeitsformen mit überhobener Humanität herab. Er spricht wie der Pharisäer: „Herr, ich danke Dir, daß ich nicht bin wie jener da.“ Weil er seinen Arbeiter bezahlt, bedauert er den Sklaven, der gezwungen ist,

ohne Lohn zu schanzen. Er übersieht, daß auch der Sklave einen Teil seiner Zeit dazu verwendet, seinen Unterhalt zu erzeugen, daß auch er für sich arbeitet und nicht ausschließlich für seinen Herrn. So übersieht er denn auch in dem eigenen Verhältnis zu seinem bezahlten Lohnarbeiter, daß hier wie dort ein Teil der Arbeit unbezahlt ist, daß der moderne Arbeiter nicht nur für sich, sondern auch einen Teil des Tages für seinen Herrn schafft, d. h. Profit erzeugt. Der Profit, der Gewinn ist ein Produkt aller bisherigen, sowohl der Sklaven-, als der modernen freien Arbeit. Und der Profit der freien Arbeit ist größer als der Profit der Sklavenarbeit. 1000 moderne Fabrikarbeiter erzeugen nach Abzug der Löhne und nach Abzug alles verwendeten Materials einen weit größeren Reichtum als 1000 antike Sklaven. Mit andern Worten heißt das: die Arbeit, sowohl die eine wie die andere, erzeugt einen Überschuß, teilt sich in Unterhalt und in Profit.

Meine Herren! Ein oberflächlicher Blick über unsere heutige Welt, über ihre wohlbestellten Fluren, die behaglichen Wohnungen, über ihre riesigen Fabrikanlagen und Transportmittel, über die Spiegelscheiben ihrer Läden und den aufgehäuften Warenvorrat ihrer Magazine gibt uns die Versicherung, daß die Nationen mit Profit gearbeitet haben. Die Ökonomen von heute versichern uns, daß dieser Reichtum eine Folge der Sparsamkeit sei. Es ist aber offenkundig, daß der Reichtum in erster Instanz Erwerb, Profit, Überschuß, und erst in zweiter Instanz Ersparnis sein kann. Reichtum muß erst durch Arbeit produziert sein, bevor er durch Ersparnis kann erhalten werden. Auch wird die gang und gäbe Anschauung von dem Irrtum beherrscht, daß der nationale Reichtum das Produkt der Arbeit vereinzelter Bürger sei, welche ihn durch Fleiß erzeugt und durch Sparsamkeit erhalten haben sollen. Diese kleinbürgerliche Idylle ist eine historische Täuschung. Als gegen Ende des Mittelalters die spezielle Industrie anfing, das Grundeigentum zu überragen, im sechzehnten Jahrhundert, mit dem Anfang der neueren Zeit, welche sich dadurch charakterisiert, daß das industrielle Bürgertum anfängt, über das feudale Grundeigentum mächtig zu werden, in den Kindertagen der bürgerlichen Entwicklung, da und davon gilt der Satz, daß Fleiß und Sparsamkeit den Reichtum schuf. Aber diese kindliche Unschuld bildet nur ein ganz kleines, ein verschwindendes Moment in der Anhäufung des materiellen Reichtums. Die Güter, welche die neue Aera vorfand, waren mit Sklaverei und Frondienst, mit dem erzwungenen Fleiß und der erzwungenen Sparsamkeit des Volkes produziert. Die Arbeit hatte ein plus, hatte mehr erzeugt, als zum Unterhalt der

Arbeiter erforderlich war, aber nicht die Arbeiter ersparten den Überschuß, sondern die Machthaber. Die Ritter und Klosterherren hoben der Nachkommenschaft auf, was sie selbst nicht verprassen konnten. Eine eigentümliche Sparsamkeit! Bei den Ägyptern und Babyloniern, bei Griechen und Römern, bei der feudalen Wirtschaft des Mittelalters wird es nicht schwer, zu erkennen, daß die Arbeit wohl Quelle des Reichtums ist, aber offenkundig nicht eigne, sondern die Arbeit anderer. Die bürgerliche Welt hat diesen Gegensatz aufgehoben, jedoch nur formell, nicht materiell. Sie hat den Gegensatz nicht aufgehoben, sondern versteckt.

Die Franzosen übersetzen den Bürger bekanntlich zweifach, mit Citoyen oder Staatsbürger und Bourgeois oder Glied einer gesellschaftlichen Klasse. Letzterer ist der ökonomische Bürger, mit dem wir es hier zu tun haben. Fleiß und Sparsamkeit haben an seiner Wiege gestanden. Aber die allgemeine Verwandlung des feudalen Eigentums in modernes freies bürgerliches Eigentum hat er nur vermocht, indem er sich der Volksgewalt bemächtigte. Einmal aus den Kinderschuhen heraus, findet er, daß die große Staatsaktion, der Handel in Blut und Eisen besser lohnt als vorsintflutliche Sparsamkeit. Aus dem Hörigen hat er sich zum freien Bürger emporgearbeitet mit Schulze-Delitzschscher Selbsthilfe und beginnt nun mit Lassallescher Staatshilfe aus einem vaterländischen Kleinbürger sich in einen kosmopolitischen Kapitalisten zu verwandeln. Mit anderen Worten sei gesagt, daß der bürgerliche Reichtum höchstens in seinen Anfängen selbst erarbeiteter, selbst erworbener Reichtum ist; in seiner Fortsetzung, in seiner weiteren Anhäufung aber ganz so wie der antike und der feudale Reichtum dadurch erworben ist, daß der eigentliche Arbeiter, der Lohnarbeiter, gezwungen wird, mehr zu produzieren, als er konsumiert. Wie Napoleon III. die Güter seiner Thronvorfahren, so konfisziert das zur politischen Herrschaft gelangte Bürgertum die Güter seiner feudalen Vorfahren. In der deutschen Geschichte erfolgt dieser Hergang so ganz allmählich, daß uns das Verständnis dafür leicht abhanden kommt. Dagegen proklamierte die englische und französische Revolution die Besitzergreifung der Ersparnisse durch die Bürger plötzlich, laut und offenkundig.

Doch ich bitte, mich nicht mißzuverstehen: es soll nicht gesagt sein, die revolutionäre Gewalt des Bürgertums habe dem Volk seine kleinen ersparten Besitztümer geraubt. Der Besitz war nie Sache des Volkes. Was sein Fleiß und seine Sparsamkeit produziert hatte, war in Händen seiner feudalen Zwingherren. Indem letztere von der

revolutionären Gewalt exiliert und füsiliert, des Verrates am Vaterland schuldig befunden, ihre Güter konfisziert, ihre Zehnten und Fronden und Privilegien aufgehoben wurden, bemächtigte sich das herangewachsene Bürgertum der Früchte der nationalen Arbeit, der Ersparnisse des Volkes. Vielleicht will man entgegnen, daß die Aufhebung der Privilegien nicht nur im Interesse der Bürgerklasse, sondern im Interesse der Nation erfolgt sei, daß nicht der Bourgeois, sondern der Citoyen, das Volk, die feudale Herrschaft beerbt habe. Der Form nach gehörten allerdings die Güter der Nation, sie wurden verkauft. Wer aber war der Ankäufer? Nicht die befreiten Leibeigenen und Hörigen. Ihnen fehlten die Mittel des Erwerbs. Sie waren damals, was sie vorher waren und noch heute sind: die Besitzlosen. Käufer waren einesteils die alten Grundherren, denen von den Ersparnissen des Volkes wohl viel durch den Umschwung der Dinge genommen, aber noch mehr belassen war, und die nunmehr genötigt sind, aus feudalen in bürgerliche Machthaber sich zu verwandeln. Andererseits konnten aus dem Volk nur diejenigen von der neuen Freiheit profitieren, welche eben durch Fleiß und Sparsamkeit sich schon unter dem alten Regime zum Bourgeois emporgearbeitet hatten. Nur für diese Klassen wurden die Güter verkauft und in ihrem Interesse, für ihren Staat der Erlös verwendet. Der bürgerlichen Weltanschauung nach macht die neuere Zeit mit der Knechtschaft des Mittelalters reinen Tisch, schenkt sie dem Volk das Feld der Freiheit und Gleichheit, allwo nun jeder nach Herzenslust mit seiner Arbeit Reichtum erzeugen und anhäufen kann. Aber zur Benutzung des idealen Feldes der Freiheit gehört erst noch das reale Feld des Besitzes. Zur Arbeit gehören Arbeitsmittel. In der Tat verwandelt die neuere Zeit nur die Form der Herrschaft. Wir wollen nicht verkennen, daß diese Form eine freiere, entwickeltere ist, wollen uns aber auch nicht verführen lassen, die bürgerliche, sogenannte politische Freiheit für die generelle Freiheit des Volkes anzusehen. Im Mittelalter erzwang brutale Macht den Frondienst. Die neuere Zeit findet die Macht des Besitzes hinreichend, den befreiten Arbeiter in Dienst zu zwingen. Der Zwang ist aufgehoben, es lebe der Zwang! Das befreite Volk weiß ohne den Besitz der Güter, welche die bisherige Volkswirtschaft in den Händen seiner Zwingherren angesammelt hat, nichts anderes mit seinem Fleiß und seiner Sparsamkeit anzufangen, als sie zu verkaufen. Wie frei der moderne Arbeiter auch ist, seine Existenz behaupten, seinen Unterhalt gewinnen kann er nur, wenn er seine Arbeitskraft verkauft. Den Herrn darf

er sich wählen, aber irgend einer Herrschaft sich unterzuordnen, ist er gezwungen, weil die Mittel zur Arbeit von der geschichtlichen Entwicklung in den Händen einzelner konzentriert worden sind. In der feudalen Vorzeit waren die Mittel der Arbeit sowohl wie die menschliche Arbeitskraft vereinigt unter dem privilegierten Zwingherrn. In unserer bürgerlichen Gegenwart, wo sich die Mittel „Kapital" nennen, ist die Arbeitskraft frei, jedoch durch die Mittellosigkeit gedrängt, das Kapital, d. h. die modernen Arbeitsmittel, fortwährend zu vergrößern. Heute wie vormals teilt das Produkt der Arbeit sich in Unterhalt und Profit, ganz wie immer — der Unterhalt dem Arbeiter, der Profit dem Machthaber. Der moderne, der kapitalistische Reichtum wird ebenso wie der antike und feudale Reichtum durch andermanns Fleiß und Sparsamkeit erzeugt.

Die eigentümliche Form der heutigen Arbeit ist nur im Zusammenhang mit ihrem Mittel, im Zusammenhang mit dem Kapital erkennbar. Dies letztere Objekt zu begreifen, seinen Begriff zu definieren, ist der Wissenschaft schwer geworden. Zur Lösung der Aufgabe hat wesentlich der Sozialismus beigetragen. Wie phantastisch dessen positive Forderungen, seine Weltverbesserungsprojekte auch anfangs waren, der Gegner der bürgerlichen Welt war wenigstens nicht blind für sie eingenommen. Er war mit einem kritischen Auge, der unumgänglichen Bedingung der Erkenntnis, mit dem Auge der Wissenschaft bewaffnet.

Und speziell dem Sozialismus der Deutschen, dem „Volk der Denker", war es vorbehalten, der Sache auf den Grund zu sehen. Von ihm lernen wir, daß das Kapital, wo und wie es auch erscheint, ob als Geld oder Gut, als Fabrikanlage, Rohstoff oder Lebensmittel, sich überall dadurch charakterisiert, daß es in sich selber zeugungsfähig ist, daß es sich von innen heraus, selbsttätig vermehrt, goldene Eier legt oder lebendige Junge gebiert, wie Marx sagt. Ein Säckchen mit Gold, das bestimmt ist, für unsere Bedürfnisse ausgegeben, verzehrt oder verjubelt zu werden, ist kein Kapital. Eine in Ruhestand versetzte Fabrik ist wohl mögliches, aber kein wirkliches Kapital. Ebensowenig ist eine Vorratskammer mit ihren Produkten, die meinem Haushalt dient, auch wenn sie noch so groß ist, Kapital. Wenn ich aber mit ihren Produkten Handel treibe, dann lege ich den Keim der Fruchtbarkeit hinein, und meine Vorräte, meine Butter, Eier, Pflaumen, Lichter, Öl, Gewürz und der ganze Kram wird zu Kapital, indem er Profit zeugt. Dem Kapital ergeht es wie den Kindern Israels: es ist ihm von oben herab bestimmt,

sich zu vermehren. Die toten Dinge des Reichtums können sich nur vermehren, wenn die lebendige Lohnarbeit ihnen zur Seite steht. Das unentbehrliche Seitenstück des Kapitals ist die Lohnarbeit. Eins kann nicht sein ohne das andere. Die bürgerlichen Ökonomen definieren das Kapital als Arbeitsinstrument. Diese Bestimmung ist nicht treffend. Wohl ist das Kapital-Arbeitsinstrument, aber das Instrument ist nicht immer Kapital. Die Arbeitsinstrumente der alten Welt oder des Mittelalters waren keine Kapitalien. Auch die Arbeitsinstrumente, Geld und Rohstoffe eines Kleinbürgers sind nicht Kapital zu nennen. Um eine Sache deutlich zu sehen, müssen wir ihr nachgehen, bis wo sie eine ausgewachsene, vollkommene, klassische Gestalt gewonnen hat. Kapital in klassischer Gestalt sind die modernen Arbeitsmittel; die Arbeitsmittel des kleinen Bauern, sein Feld= und Viehstand, oder die Arbeitsmittel eines Handwerkers sind keine modernen Arbeitsmittel. Dazu gehört, daß das Mittel groß genug ist, um den Betrieb in modernster Weise, mit Benutzung aller Hilfsmittel der Wissenschaft und großen Industrie ausführen zu können. Modern sind nur solche Mittel, welche auf der Höhe unserer Zeit stehen, welche ihren Zweck mit dem geringsten Aufwand an Kraft, in möglichst profitabler, konkurrenzfähiger Weise erreichen.

Meine Herren! In der Produktion unserer Lebensmittel — das Wort im weitesten Sinne genommen — gilt dasselbe Gesetz, welches die Physik vom Hebel aufstellt; je größer die Last auf der einen Seite, ein um so längerer Hebelarm ist andererseits erforderlich. Daß ein Schuster mit demselben Aufwand an Zeit und Kraft heute 10 Paar Stiefel fertigt, womit er im vorigen Jahrhundert 1 Paar produzierte, das ist nur möglich mit dem vergrößerten Arbeitsmittel, dessen sich z. B. die französische Militärschusterei oder die Schuhfabriken Alt= und Neu=Englands bedienen. Wenn ein Spinner heute 50 Pfund Flachs zu einem ebenso feinen Faden verspinnt in derselben Zeit, die er ehemals mit seinem einfachen Spinnrade zu 1 Pfund gebrauchte, so ist diese Leistung von Mitteln bedingt, welche einen tausendfach größeren Wert haben. Die moderne Ergiebigkeit der Arbeit hat die geschichtliche Entwicklung nur dadurch erringen können, daß sie die Mittel dazu in den Händen einzelner konzentrierte. Diese Mittel nennen sich Kapital und ihre Besitzer Kapitalisten. Das Kapital also, die riesigen Arbeitsmittel in den Händen einzelner, ist eine geschichtliche Errungenschaft, welche den Stolz unseres Jahrhunderts bildet, welche die latente Kraft der Arbeit flüssig macht und einen Reichtum zeugt, wie ihn nie bisher die Welt gekannt hat.

Das, meine Herren, ist der Kopf; nun erlauben Sie mir auch, Ihnen die Kehrseite der Medaille zu zeigen. Das große, wertvolle Arbeitsmittel, das Kapital, bedingt die Mittellosigkeit des Volks. Ich sprach soeben von der wesentlichen Eigenschaft der toten Reichtümer, sich lebendig zu vermehren. Dazu ist nun das mittellose Volk da, welches den Keim des Lebens dazu tut. Das Volk ist der Gatte, der Befruchter des goldenen Eierstocks. Reichtum, Kapital kann sich nicht vermehren ohne Arbeit. Dieser oder jener, mein oder dein Reichtum läßt sich vielleicht durch einen spekulativen Handel vermehren; jedoch trägt der Handel nur Reichtümer aus einer Hand in die andere oder aus einem Land in das andere, aber erzeugt keine. Spekulation und Handel vermehren den Reichtum nur insofern, als sie arbeiten, als sie den Transport und die Verteilung besorgen und so den Wert der Produkte erhöhen. Arbeit ist positiv der einzige Mehrer des ökonomischen Reichtums. Damit also das Kapital zu seiner Bestimmung kommt, damit es Zinsen, Profit und Vermehrung bringt, muß es sich die Arbeitskraft derjenigen kaufen, welche nicht die Mittel haben, ihre eigene Arbeit für eigene Rechnung auszubeuten. Dem Arbeitsinstrument der Vergangenheit war der Arbeiter, der Sklave, der Leibeigene, der Hörige angeheftet. Das moderne Instrument steht dem „freien Arbeiter", oder dem Arbeiter frei gegenüber. Indes, wie gesagt, ist diese Freiheit rein ideal. Dem idealen Willen nach ist die lebendige Arbeitskraft unabhängig vom toten Instrument. Der realen Tat, der Wirklichkeit nach ist eines die notwendige Bedingung des andern. Kapital ist nur Kapital, ist nur zeugungsfähig, wenn ihm ein Volk gegenübersteht, welches so frei von allem Hab und Gut ist, daß ihm zu seinem Unterhalt nichts übrig bleibt, als seine Arbeitskraft je nach Umständen pro Tag, Woche, Monat oder Jahr zu verkaufen. Käufer kann nur der bemittelte Besitzer, der Kapitalist sein, der sie zum Zweck der Ausnutzung kauft. Die Ware der menschlichen Arbeitskraft, wie jede andere Ware, wird gekauft, um sich gebrauchen, benutzen zu lassen. Und sie gerade hat die seltene Eigenschaft, mehr zu nützen, als sie kostet, sie zeugt Produkte, und ihr Produkt teilt sich in Lohn oder Unterhalt für den Arbeiter und Profit, Reichtum, Kapital für den Machthaber, der heute nicht mehr Machthaber von Geburt, sondern vom Besitz ist.

Wir sehen also unsern Arbeiter im Vergleich zum Sklaven oder Leibeigenen wohl mit Freiheit beschenkt, aber nichtsdestoweniger in derselben Lage, für den einen Teil der Arbeit, den man ihm be-

zahlt, d. h. für seinen Unterhalt, den andern Teil, den Profit, unentgeltlich abgeben zu müssen.

Die Freiheit des Herrn von seinem Arbeiter und des Arbeiters von seinem Herrn ist eine kategorische Bestimmung der kapitalen Wirtschaft. Das Streben nach politischer Freiheit, nach Aufhebung der Privilegien, der zünftigen Beschränkung des Handels und der Gewerbe, nach Aufhebung des gesetzlichen Zinsfußes, nach Freizügigkeit, nach einem freien Vereins- und Versammlungsrecht sind alles Bedingungen für die klassische Entwicklung der Kapitalmacht, welche sämtlich und gemeinschaftlich darauf ausgehen, die Arbeitskraft des Volkes in der unbeschränkten Vermehrung des Reichtums zu verwerten. Kapital verwerten heißt: den Teil des Produkts, welcher dem Arbeiter abgespart wird, zum Kapital schlagen.

Diese einfache, allgemeine Grundlage der modernen Wirtschaft versteckt sich hinter eine Menge veralteter Wirtschaftsformen, welche unter der Herrschaft des Kapitals mit dem Tode ringen, aber schwer und langsam zum Sterben kommen können. Dazu gehört vornehmlich der Kleinbetrieb, die Wirtschaft der Handwerker und kleinen Bauern. Während in der großen Industrie die Arbeitsmittel des Kapitalisten einerseits und der Fleiß und die gezwungene Sparsamkeit andrerseits den Reichtum zeugen, scheint es hier, als ob Fleiß und Sparsamkeit mit eignen Arbeitsmitteln durch spießbürgerliche Selbsthilfe die ökonomischen Güter erschaffe. In der Tat aber gehört diese Form der Arbeit, wie gesagt, nur an den Anfang der neuen Ära und ist heute die vermeintliche Selbständigkeit unserer sogenannten Mittelstände nicht weit her. Ihr größter Teil, sowohl in der Industrie als in der Ackerwirtschaft, ist, wenn auch noch nicht der Lohnarbeiter, so doch der Vasalle des Kapitals. Wenn sich diese Arbeit nicht direkt teilt in Unterhalt und Profit, so doch indirekt in einer sehr gründlichen Weise. Der große Kaufmann, dem der arbeitsame Handwerker verschuldet ist, und der Hypothekargläubiger, der dem Bauern den Daumen aufs Auge drückt, nehmen den Profit der Arbeit teilweise in Anspruch. Einen anderen Teil zahlt die kleine Selbständigkeit in der Form von direkten und indirekten Steuern, durch den Genuß von Salz, Kaffee, Branntwein, an Stempel, Polizeistrafen, Gerichtskosten usw. dem kapitalistischen Inhaber der Staatsschuldscheine. Wiederum ein Teil schickt der Vielgeplagte in Geldbriefen an seinen Sohn, den Musketier N. N., der in der Uniform eines Regiments an einem einigen Deutschland arbeitet, wo ohne Zollplackereien zwischen den einzelnen Staaten Deutschlands,

überall in gleichem Maß und Gewicht und in gleicher Münze, mit vollkommener Gewerbefreiheit die Produkte vertrieben werden sollen, welche das Volk unter der kapitalen Herrschaft erzeugt.

Sie sehen, meine Herren, auch das Produkt des kleinen Bürger- und Bauernstandes wird gründlich geteilt und vielfach so gründlich, daß jener Teil, der für den Unterhalt bestimmt ist, aufhört, Unterhalt zu sein und zu einer peinlichen Lebensverlängerung herabsinkt. So weit sind wir von der so viel befabelten Aufhebung aller Herr- und Knechtschaft entfernt: wer heutzutage sein eigener Herr und Knecht sein will, ist ein absoluter Knecht. „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot verdienen", heißt der Fluch, der auf dem alten Adam lastet. Und niemand ist mehr Adam, ist mehr allgemeiner Sündenbock als unser nomineller Eigentümer, der sich wider den Zeitgeist vermißt, in phantastischer Unabhängigkeit mit unmodernen kleinen Arbeitsmitteln ein kultiviertes Dasein erwerben zu können. Will er menschlich leben, dann sind die Tage seiner Selbständigkeit gezählt, und will er nach dem Rat neuester Ökonomen Reichtümer durch bäuerliche Sparsamkeit erwerben, will er seinen Kaffee aus gebranntem Korn bereiten, die Butter verkaufen und abgerahmten Käse zum Brot essen, sein Schwein zum Markte bringen und das Gemüse mit Öl fetten, in einer Lehmhütte ohne Dielen wohnen und ungewaschene Kleider tragen, so kann er mit solchen Mitteln den Untergang seiner traurigen Selbständigkeit verschieben, bis ein unberechneter Zufall, eine Krise oder Krankheit, eine Viehseuche oder Mißernte ihn expropriiert. Und wenn er so glücklich ist, sich auf Lebenszeit zu erhalten, wird die Verteilung des väterlichen Erbes hindern, daß die Wirtschaft von Generation zu Generation fortgesetzt wird. Den Arbeitsmitteln von kleinem Wert ergeht es wie den kleinen Weltkörpern, sie gravitieren zu größeren Massen. Seit dem Mittelalter hat sich die Geschichte von der christlichen Abstinenz losgemacht. Die moderne Menschheit sucht ihr Heil nicht ausschließlich im Geiste, sie ist nicht mehr Verächter des materiellen Genusses, sie hat gewaltige Bedürfnisse, die sich nur mit der großen Industrie befriedigen. Letztere bedarf zu ihrem keuchenden Automaten der großen konzentrierten Werte. Die Akkumulation und Konzentration des Eigentums ist eine Kulturnotwendigkeit, ein soziales Naturgesetz, vor dem der kleinbäuerliche und kleinbürgerliche Besitz wie Spreu vor dem Wind zerstiebt. Der Kleinbetrieb von heute ist ein Anachronismus, ein überwundener Standpunkt, dessen letzte Überbleibsel von der geschichtlichen Entwicklung täglich zu Grabe

getragen werden. Um die Güter mit erforderlicher Leichtigkeit zu erzeugen, müssen die Hebel größer sein. Wollen wir nicht auf die Errungenschaften der Kultur, so müssen unsere Mittelstände auf ihr kleines Eigentum, auf ihre winzigen Arbeitsmittel verzichten und mit ihrer Arbeitskraft zur Fabrik gehen. Wenn es den Leuten auch leid tut, so ist doch ihrer und unserer Zukunft nicht anders zu helfen.

Ich muß, meine Herren, bei dem Widerspruch gegen die kleine Wirtschaft etwas länger verweilen, weil wir hier mit einem sehr allgemeinen Vorurteil zu kämpfen haben, das auch die fortgeschrittenen Köpfe noch vielfach beherrscht. Der Fleiß und die Sparsamkeit des kleinen selbständigen Wirtschafters hat sich um die bürgerliche Entwicklung und somit auch um die Kultur überhaupt seit Jahrhunderten verdient gemacht, so daß es uns schwer wird, seinen dermaligen augenscheinlichen Ruin ohne Mitleid anzusehen. Aber auch die Burgen und Klöster erfüllten einst eine kulturgeschichtliche Mission. Doch „ihre Dächer sind zerfallen und der Wind streicht durch die Hallen, Wolken ziehen drüber hin". Der Mittelstand ist durch die Entdeckungen und Erfindungen der Wissenschaft, durch die Fortschritte der Industrie, durch die verbesserten Instrumente und Methoden der Arbeit von der lebendigen Geschichte zum Untergange verurteilt. Daß sich der einzelne dagegen wehrt, wollen wir ihm nicht verdenken — was da ist, liebt sich. Wenn man aber vom Standpunkt des Allgemeinen darauf hinwirken will, diese Wirtschaft der Vergangenheit zu stützen und zu konservieren, so kann solches Streben nur dem flüchtigen Mummenschanz gleichen, der die längst verrostete ritterliche Rüstung aufbewahrt, zuweilen blank putzt und damit drei lange Fastnachtstage der Welt den Kopf verdreht. Sehen wir mit nüchternem Verstande der Geschichte direkt ins Auge, so können wir unmöglich bedauern, daß die vielen kleinen, zersplitterten Arbeitsmittel sich konzentrieren, um gleichzeitig die Arbeit zu erleichtern und ihr Produkt zu vervielfältigen. Zu bedauern wäre vielleicht, daß nicht die Vernunft der Menschen, sondern die Vernunft der Tatsachen zu dieser Entwicklung treibt. Doch genug, der Trieb ist da, die Arbeitsmittel der kleinen Bürger und Bauern wollen zu Kapital werden, d. h. zu Arbeitsmitteln, welche sich durch andermanns Arbeit „fortschrittsmäßig" vermehren.

Wir sehen also, daß die kleine selbständige Plackerei scheinbar nur eine selbständige Arbeit ist, d. h. scheinbar nur eine Arbeit, welche ihrem Arbeiter das ganze Produkt, Unterhalt und Profit ungeteilt überläßt. Wir sehen die Arbeit des kleinen Eigentümers entwertet

durch die ergiebigere kapitalistische Arbeit. Sein Arbeitsmittel hat aufgehört, ein lohnendes Arbeitsmittel zu sein. Entweder muß er sich mit einem Unterhalt begnügen, der heutzutage kein Unterhalt mehr ist, oder er muß sein Instrument, sein Eigentum vor wie nach an den Kapitalisten, den modernen Wirtschafter, abtreten. Dann erst wird seine Arbeit lohnend, d. h. er wird Lohnarbeiter und erhält den Unterhalt und sein Brotherr den überschüssigen Profit.

Wenn die Notwendigkeit des wirtschaftlichen Unterganges unserer Mittelklasse von einzelnen meiner verehrten Zuhörer bestritten wird, weil hin und wieder noch ein Gewerbe im Kleinbetrieb prosperiert, oder weil es hin und wieder noch jemanden gelingt, sich aus kleinem Anfang zum vollwichtigen Produzenten hinaufzuarbeiten, so wird damit doch das soziale Gesetz nicht triftiger widerlegt, als wenn man den Untergang von Burg und Kloster darum bestreiten wollte, weil Herr v. Bethmann-Hollweg ein Schlößchen am Rhein erbaute oder weil die klösterliche Zucht sich noch neuerdings an der Barbara Ubryk bestätigte. Wie das Gesetz der Naturwissenschaft hinter mannigfaltige äußere Erscheinungen, so versteckt sich das Gesetz der sozialen Entwicklung hinter die Überbleibsel der Vergangenheit. Die Erkenntnis ist jedoch nur dann Erkenntnis, wenn sie versteht, die Wahrheit hinter dem Schein hervorzuholen. Es liegt unumgänglich in der Natur der Dinge, daß der Mensch seine Arbeitskraft nicht verschwenden will. Die Vernunft ersinnt ihm die Mittel, sie produktiv zu machen, mit wenig Zeit und Mühe viel zu tun. Noch mehr als der persönliche Verstand treibt das allgemeine Interesse instinktiv dazu, Instrumente und Kräfte zu vereinigen, um den Effekt der Wirkung zu erhöhen. Die Zusammengehörigkeit, die Einheit aller Menschen ist eine Tatsache, welche sie wider das persönliche Sonderinteresse dazu treibt, die Zwecke der Gattung zu verfolgen. Daraus erklärt sich der rote Faden stetiger Entwicklung, der sich durch die Geschichte durchzieht. Ohne Wissen, ohne vorbedachten Willen schaffen sich die Bedingungen des herannahenden ewigen Friedens, der allgemeinen Eintracht, der großen menschlichen Genossenschaft. Weil die Mittel genossenschaftlich arbeiten, weil sie produktiver sein wollen, erschuf unser Gattungsinstinkt den Kampf der freien Konkurrenz. Sie verwandelt den Schlendrian der alten, faulen Arbeit in die moderne, produktive Arbeit des Kapitals. Die freie Konkurrenz erschafft das Kapital, indem sie den Kleinbürger expropriiert, die Mittel also in wenigen Händen konzentriert und zugleich und mit einem Schlage den bemittelten Kleinbürger in einen mittellosen Lohnarbeiter umwandelt. Ist dann das Kapital, das

moderne Arbeitsmittel, auf der Weltbühne erschienen, so ist damit auch gleichzeitig das menschliche Zubehör, die käufliche Arbeitskraft am Markte.

Kapitalist und Lohnarbeiter sind die Faktoren der jetzigen Arbeit, welche das Produkt derselben in Unterhalt und Profit teilen und so lange fortteilen, bis sich die kapitalistische Form der Arbeit in die sozialdemokratische verwandelt.

III.

Für die Volkswirtschaft ist das Verständnis des Geldes gleichsam eine geheime Feder, welche uns einen unerwarteten Ein- und Überblick erschließt. Wie der heilige Augustinus an der Dreifaltigkeit, so haben die Nationalökonomen von jeher an der geheimnisvollen Natur des Geldes herumspekuliert. Und ein wahres Geheimnis ist diese Natur. Sie ist wie ein Taschenspieler, der den Ring unter seinem Hut je nach Belieben in einen Ball, in ein Ei, in ein Spiel Karten oder in ein Kaninchen umsetzt. Geld ist ein Magiker, der auf dem Tisch des Boutikers Gold in Kaffee oder Zucker, in Zitz oder Leinwand, in Eisen oder Stiefelwichse, in eines und alles verwandelt. Jedes Ding hat seine speziellen Eigenschaften: ist es kalt, dann ist es nicht warm, ist es schwarz und rund, dann ist es nicht weiß und nicht eckig, ein Stück Geld aber ist ein viereckiger Kreis. Wer das Geld, der hat die Quadratur des Zirkels erfunden. Ein Beutelchen mit Gold oder ein Läppchen Papier, dem von Staatswegen die Talerzahl Fünfhundert aufgedrückt ist, verkörpert die Wünschelrute, die eine ganze Familie für Jahr und Tag mit Essen und Trinken, mit Strümpfen und Schuhen und hundert anderen Nippsachen versorgt. Solcher Zauberei gründlich auf die Finger gesehen zu haben, ist eine unsterbliche sozialdemokratische Tat des Parteigenossen Karl Marx.

Kaum gibt es ein gemeineres, trivialeres Ding, wie das Geld ist; aber gerade weil es uns stündlich durch die Hand geht, vergessen wir leicht, wie weit der Kopf von seinem Verständnis entfernt ist. Weil uns das Geld beständig im Gesicht liegt, ist der Blick so weit abgestumpft, daß es einer speziellen Beleuchtung bedarf, um uns erst wissen zu machen, wie hinter dem blinkenden Scheine eine unerkannte Wahrheit verborgen liegt. Und die größten Finanziers und Geldspekulanten kennen wohl am wenigsten von der Wissenschaft ihres Abgotts. Vielleicht sagt ihnen der Instinkt, daß solche Kenntnis eine sozialdemokratische Tendenz hat. Zwar soll die Wissenschaft auf einer

höheren Warte stehen als auf der Zinne der Partei. Doch bemühen wir uns ja auch beständig darzutun, daß die Sozialdemokratie nur nominell eine Partei, in der Tat aber die Sache der Kultur, die Sache der Menschheit ist. Also muß sie auf höchster Zinne, auf dem Gipfel der Wissenschaft stehen.

Der Pastor verlangt, daß wir sein augenscheinlich Gebäck von Mehl und Wasser nicht für ein Gebäck, sondern im Gegenteil für wahrhaftig Fleisch und Blut ansehen. Ähnlich aber, mit mehr Recht, verlangt die ökonomische Wissenschaft, daß wir das Ding, welches die Funktion des Geldes besorgt, nicht für ein Ding, nicht für ein mechanisches Instrument, sondern für ein geistiges Band zu nehmen wissen, welches den wirtschaftlichen Beruf ausübt, die vereinzelten Menschen genossenschaftlich zu umschlingen. Geld ist eigentlich ein sozialdemokratisches oder kommunistisches Ei, das die gute Mutter Natur der Bourgeois-Wirtschaft heimlich ins Nest legte. Die Fabrikationen verschiedenster Produkte, die Teile der nationalen Arbeit werden mittels des Geldes gleichsam verbrüdert. An der Verbrüderung haben die Sozialisten bekanntlich großes Wohlgefallen; daß aber in der Geldwirtschaft die Brüderlichkeit nur mysteriös versteckt und schmählich kastriert ist, bedarf der Enthüllung und Publikation und berechtigt uns, wider diese Wirtschaft entschieden zu agitieren.

Der Bauer will sein Korn und seine Butter nur zum winzigsten Teile selbst genießen; er will, wenn er gedroschen und gebuttert hat, auf den Markt und dort sein Produkt zu Geld machen. Wie ihm, ergeht es andern Leuten. Männiglich muß Geld haben. Wozu das? Warum bleibt nicht jeder bei sich, schafft, was er bedarf, und verzehrt sein eigenes Produkt? Weil der Mensch von Natur aus kein Privatwirt, sondern zur Volkswirtschaft geboren ist. Er muß, sofern er etwas Menschenwürdiges erreichen will, mit andern Menschen sich wirtschaftlich verbrüdern. Solche Verbrüderung ist ein unumgängliches Erfordernis aller Kultur. Schon der Barbar macht seinen Anfang damit. Seine Horde ist eine politische Verbrüderung zu wirtschaftlichen Zwecken, und an der Grenze, wo die Natiönchen zusammenstoßen, beginnt er den Tauschhandel, d. h. er treibt verstackte Brüderschaft und verkappte Genossenschaft. Wo der Barbar, der bisher weder Wert, noch den Wertmesser oder das Geld kennt, zu seinem Nachbar Barbar sagt, ich gebe mein Pferd, das ich zu viel habe, für deine zwei Ochsen, die dir überzählig sind, wo man also übereinkommt, daß zwei Ochsen und ein Pferd den gleichen Wert

haben, da mit andern Worten hat der Barbar A zum Barbar B gesagt: Komm her, Bruder, wir wollen keine Barbaren, sondern ein einig Volk von Brüdern sein. Deine, meine und anderer Arbeit sei eine Arbeit, wenigstens sofern eine, daß nicht gefragt sei, was für ein besonderes Stück dieser oder jener gemacht, ob Pferd, Ochse, Weizen oder Käse. Aus dem Bedürfnis wirtschaftlicher Verbrüderung geht der Tauschhandel hervor. Wo Austausch der Produkte stattfindet, da hat sich bereits eine allgemeine Produktivgenossenschaft und ein nationaler Konsumverein ohne alle Statuten gebildet. Im barbarischen Tauschhandel steckt schon der künftige Kommunismus, die brüderliche Arbeit. Nur das Bewußtsein der Barbaren ist vernagelt. Statt daß sie sich selber klar zueinander sagen: Laßt uns gemeinschaftlich arbeiten! — sagen sie, ein Ochse soll wert sein 100 Käse, oder ein halbes Pferd, oder acht Malter Weizen usw. Das heißt also: Ochsen, Käse, Pferde, Weizen sollen nur verschiedene Stücke von derselben einen nationalen oder brüderlichen Arbeit sein. Die klare Idee der sozialdemokratischen Brüderlichkeit ist beim Tauschhändler unklar im „Wertbegriff" versteckt. Ein Ding hat Tauschwert, heißt mit anderm Worte, es ist ein Stück vertrackt-kommunistischer oder nationaler Arbeit. Wo es heißt, ein Pferd ist so viel wert wie zwei Ochsen, eine Löwenhaut wie zehn Ochsen, ein Pfeilbogen wie ein viertel Ochse usw., da werden die Ochsen zu Repräsentanten der Kommune, und wird auf eine solche Art die beliebteste, kuranteste Ware in G e l d verwandelt, in jenes geheimnisvolle Ding, welches e i n e s u n d a l l e s ist.

Seit Adam Smith sein berühmtes Werk vom Reichtum der Nationen schrieb, ist die Redensart von der „Teilung der Arbeit" in aller Mund. Daß aber, wo Schmied, Schuster, Bauer usw. die nationale Arbeit in verschiedene Gewerbe teilen, daß da auch die gesamte Arbeit der Nation eine organisierte Einheit ist, das ist keinem Bourgeois begreiflich und Geld und Wert sind ihm deshalb verschlossene Begriffe. Um diese ökonomischen Dinge zu verstehen, muß man Sozialdemokrat werden, muß man begreifen, daß die wirtschaftliche Verbrüderung der Menschen eine Naturnotwendigkeit ist, welche, man mag es wissen oder nicht, wollen oder nicht wollen, sich überall in den Handel und Wandel hineindrängt. Auch in der heutigen schlechten Geldwirtschaft steckt der Sozialismus, aber nur wie der Geist im Brummkessel, er will beschworen sein, ehe er sich zeigt.

Seit undenklichen Zeiten ist das Geld bekannt, aber so bekannt

wie heute ist es nie gewesen, die Geldwirtschaft hat sich aus der Naturalwirtschaft entwickelt und entwickelt sich ferner immer riesiger noch. Naturalwirtschaft ist Barbarenwirtschaft. Man ackert sein Korn, spinnt seinen Flachs, baut seinen Tabak, man macht alles selbst, bleibt zu Haus und verkehrt mit niemand. In solcher Wirtschaft gibt es keinen sozialen Kommers, keinen Sozialismus und keine Demokratie. Am Ende des Jahres findet sich vielleicht etwas, das zuviel in der Haushaltung, was auf den Markt gebracht und gegen andern überflüssigen Trödel ausgetauscht wird. Und wie hier in der Haushaltung, so war es jüngst unter den Nationen. Der Handel beschränkte sich auf das Überflüssige und Überschüssige und rührte sich hauptsächlich an den Grenzen, wo Stämme und Natiönchen aneinanderstoßen.

Aus dieser Naturalwirtschaft sind wir mit vollen Segeln in die Geldwirtschaft eingelaufen, aus der Barbarei in die Zivilisation. Doch ist die Zivilisation oder Bourgeoiswirtschaft noch lange die Kultur nicht, sondern nur eine Etappe dazu. Der Zweck der Humanität fordert, daß der Mensch zur Arbeit seinen Verstand mitbringt, daß er die Arbeit sucht möglichst produktiv zu machen, daß sie mit wenig Mühe in kurzer Zeit viel leiste. Das Mittel dazu ist die soziale Verbrüderung, wo jedem eine spezielle Aufgabe zugewiesen, also die Arbeit geteilt ist. Es ist eine Verbrüderung, wenn die Holzarbeiter sich teilen in Zimmerleute, Stellmacher und Tischler, letztere sich wieder teilen, so daß dieser Fabrikant nur Fenster, jener nur Türen, ein Dritter nur Stühle fertigt — wo sich weiter die Stuhlmacher teilen usw. Kurz, die wachsende Teilung ist in der Tat eine wachsende Verbrüderung der Arbeit. Immer weniger also können sich die Menschen ihre Produkte direkt erarbeiten, müssen zusehen, wie immer mehr ihr wirtschaftliches Leben durch den Taschenspieler Geld in eine unverständliche Heimlichkeit verwandelt wird. Im Dunkeln ist gut munkeln und im Trüben gut fischen, denkt der Bourgeois. Aber wir Sozialdemokraten haben ein Interesse daran, der Gaunerei aufzupassen und den Prozeß klar zu machen.

Wem ist zu danken, daß von der Naturalwirtschaft also die Menschen glücklich bis zur Geldwirtschaft gekommen? Wo sind die „genialen Staatsmänner", die den Gang frühzeitig begriffen und eingefädelt haben? Bisher war die Entwicklung ein roher, mechanischer Naturprozeß, welcher die Menschheit schob. Erst wenn die Sozialdemokraten ans Regiment kommen, wird Plan und Geist dazu gebracht. Erst das demokratische Verständnis, daß wirtschaftliche Verbrüderung die Grundbedingung aller Kultur ist, soll Hefe in die

Bewegung setzen. Aber auch inzwischen noch geht der Teig voran. Schon sehen wir im internationalen Verkehr an Stelle der Geldwirtschaft ein anderes treten, das von Tag zu Tag sich geltender macht. Es ist bekannt: wer sich ein Schiffchen Kaffee von Java kommen läßt, der zahlt seine Schuld nicht mit Mark und Pfennigen, auch nicht mit wirklichen, sondern nur mit nominellen holländischen Gulden und Cents. Er kauft sich ein Wechselchen. Amsterdam zieht auf London und London auf Amsterdam. Produkte im Wert von Millionen werden ausgetauscht, ohne daß deshalb ein Geldstückchen hin- und hergeht. Abstrakte Zahlen besorgen den Austausch der Lebensmittel. In Zukunft vertritt die Buchwirtschaft mehr und mehr die bisherige Funktion des Geldes. Wer allerdings den Blick nur auf das Nächste richtet und nicht das Talent hat, damit auszuschweifen, wird darin, daß verschiedene Konti sich durch Zahlen ausgleichen, die Geld bedeuten, keine Abwendung von der Geldwirtschaft sehen. Er wird behaupten, daß immerhin Gold und Silber zum Ausgleich erfordert ist. Das allerdings, aber auch in immer kleinerem Maße. Der Produkten-Austausch zwischen Land und Land ist zehntausendmal größer, wie der Geldbetrag ist, welcher zur Saldierung der Bilanz hin- und hergeschafft wird. Der nationalliberale Philosoph des Unbewußten, E. v. Hartmann, der kein sozialdemokratischer Zukunftsträumer sein will, sagt wörtlich: „Die freie Assoziation wird die Zukunft von selbst hervorbringen, wenn man auch noch nicht genau sagen kann, mit welchen Mitteln und Wegen. In dieser Phase wird die wirkliche Auszahlung von Geld durch die allgemeine Einführung der Buchwirtschaft ebenso überflüssig gemacht werden, als in der gegenwärtigen der Naturalientausch durch Geldwirtschaft überflüssig gemacht wird."

Es ist leicht erkennbar, daß die komplizierteste Wirtschaft total ohne Geld, durch einfache Buchung ausgeführt werden kann. Aber nicht zu leugnen ist anderseits, daß die Taler, die Pfunde Sterling, die Franks und Dollars in den Geschäftsbüchern nicht nur abstrakte Zahlen sind, sondern auch reelles Gold hinter sich haben. Daß für die Waren, welche Deutschland von Frankreich empfängt, andere Waren den Austausch besorgen, ist wohl Tatsache, aber nicht Bedingung. Bedingung ist, daß der Käufer seinen Kauf mit Geld, d. h. mit Gold zahlt. Und dazu noch sind die Momente nicht rar, wo der Verkäufer so hartnäckig auf seiner Bedingung besteht, wie Shylock auf einem Pfund Menschenfleisch.

Wir sind also wieder angekommen bei dem Widerspruch, daß

Geld eine Ware ist wie jede andere, und zugleich auch eine Ware ist wie keine andere. Gerade wie des Pastors Gebäck, das schmeckt und riecht wie Gebackenes und ist es doch nicht. Wenn der Gang der Bourgeoiswirtschaft so ziemlich in Ordnung, dann ist Ware Geld und Geld ist Ware. Gegenwärtig aber kann man viel Ware haben, wofür kein Geld zu lösen, während Gold und Silber die einzige von allen gesuchte Ware ist. Dieses Geheimnis findet seine Auflösung in unserer heutigen schlechten wirtschaftlichen Verbrüderung. Gold und Silber sind nur so lange Geld, als in diesen Metallen der verhexte Sozialismus steckt. Erlösen wir ihn, machen wir ihn flüssig durch eine planmäßige Organisation der gesamten Volkswirtschaft, dann werden die Eisenbahnschienen nicht mehr jahrelang unverkäuflich herumliegen. Wir werden planmäßig produzieren. Alles wird allzeit gelten, alle Waren werden Geld sein und das Gold wird seine geheimnisvolle Universal-Natur verlieren.

Die bürgerliche Gesellschaft.*)

Geehrte Versammlung! Geschriebenen antireligiösen Vorträgen, die durch den Druck veröffentlicht wurden, verdanke ich die Ehre, vom Vorstande Ihres freireligiösen Vereins eingeladen worden zu sein, Sie heute Abend zu adressieren. Das Talent der freien Rede ist mir nicht eigen; dafür bin ich zu skrupulös in der Form des Ausdrucks, in der Wahl und Prüfung meiner Gedanken. Was ich Ihnen mitteilen möchte, ist ein in Mußestunden verfaßter Vortrag, welcher die bürgerliche Gesellschaft zum Gegenstande hat. Vielleicht könnten einige meiner verehrten Zuhörer der Meinung sein, es sei dies ein ungeeignetes Thema für eine freireligiöse Versammlung. Dagegen möchte ich geltend machen: freireligiös heißt soviel wie frei von, los und ledig von Religion. Zwar gibt es noch viele, die das Konfessionelle aufgegeben und dennoch Religion haben wollen, d. h. sie sind wohl die Sache los geworden, aber können das Wort nicht los werden. Doch wird die geehrte Versammlung mit mir einverstanden sein, daß die Religion nicht auf dem fundamentalen Boden der Erde steht, sondern in den grund- und bodenlosen Räumen einer himmlischen Phantasmagorie schwebt.

Uns Antireligiösen sind diese Räume zu duftig und zu luftig, zu unfaßbar. Wir fühlen uns als Bürger der Erde, die uns kein „Jammertal", sondern geliebte Heimat sein soll, die wir mit allen Mitteln schmücken und wohnbar machen.

Statt dem religiösen Jenseits wollen wir frei- und antireligiös nach einem humanen wohnlichen Diesseits streben, dadurch wird uns alles das, wovon die Religiösen sagen, daß es Rost und Motten fressen, was sie deshalb geringschätzig als profane Gegenstände angesehen und worüber sie ohne Erkenntnis blind wegstolpern, für uns zu einem wohlwürdigen Thema der Erbauung.

Ferner: die Religion hat zu allen Zeiten als ein ihr speziell angehöriges Feld die Moral kultiviert, d. h. sie hat die Rücksichten

*) Wahrscheinlich im Jahre 1876 verfaßt. D. H.

vorgeschrieben, die sich die Menschen jeder selbst und einander gegenseitig zollen müssen, letzteres, damit sie in gesellschaftlichem Frieden, in gesellschaftlicher Arbeit ihr Heil suchen können. Die Moral teilt sich in zwei Kapitel. Das erste Kaput behandelt die Rücksichten, die sich jeder selbst schuldet. „Damit du nicht nur heute, sondern auch morgen noch wohllebst, ist geboten, du darfst nicht ausschweifen.“ Das zweite Kaput der Moral behandelt die Rücksichten, die der Mensch dem Menschen schuldet, weil er in der Gesellschaft leben muß. Es handelt von dem Gebot: „Du sollst den Nächsten lieben wie dich selbst.“ Soviel nur, um kurz darauf hinzuweisen, daß speziell die Gesellschaft ein moralisches, ein erbauliches Thema der Erörterung ist.

Nehmen wir also die bürgerliche Gesellschaft zum Gegenstande einer näheren Betrachtung, so ist das Nächste, das in die Augen fällt, wohl das Unbestimmte, das Verschwommene ihrer Konturen. Wir sehen nicht deutlich, wann und wo sie aufhört. Ihre Grenzen würden auf der Landkarte nicht wohl zu kolorieren und für ihren zeitlichen Anfang schwer ein bestimmtes Datum zu finden sein. Die bürgerliche Gesellschaft ist älter als unser Jahrhundert und größer als unser Vaterland. Sie ist von großem Umfang, aber bei weitem nicht so groß, daß sie mit der menschlichen Gesellschaft zu identifizieren wäre. Der Bürger ist Mensch von Natur, aber der Mensch nur stellenweise, nur im besonderen Bürger. Die Frage, ob die antike Welt, ob Juden, Griechen, Römer in der bürgerlichen Gesellschaft gelebt haben, ist wenigstens streitbar, diese nationalen Gesellschaften hatten wohl ihren eigenen, aber nicht den bürgerlichen Charakter. Einen markiert-bürgerlichen Charakter besitzen erst die modernen Kulturvölker. Nun soll nicht gesagt sein, daß die bürgerlichsten auch die kultiviertesten seien. Ich würde sonst die Nordamerikaner und demnach die Engländer an die Spitze stellen. Ich finde diese Länder am bürgerlichsten, weil dort die Eigenart des Bürgertums, das Gewerbe und die Freiheit des Gewerbes, also die Interessen der Industrie zur herrschenden Staatsmacht geworden sind. Da Zivilisation von Civis (Bürger) abstammt, so mögen wir zugeben, daß die genannten Völker an der Spitze der Zivilisation marschieren. Doch sei dann auch die Zivilisation von der Kultur zu unterscheiden. Unter Zivilisation verstehe ich die speziell bürgerliche und unter Kultur die menschliche Entwicklung überhaupt. *Entwicklung, Geschichte machen* ist des Menschengeschlechtes stolzestes Privilegium. Geschichte haben die Menschen gemacht vom Anfang-

ihrer Zeit und werden wohl Geschichte machen bis zum Jüngsten Tage. Da die bürgerliche Geschichte nicht bis auf den Anfang der Zeit herabreicht, kann sie auch nicht Endpunkt sein. Die Kultur will über sie hinaus. Ich will damit nur in andern Worten gesagt haben, daß das gesellschaftliche Wesen der Menschen wohl ewig, aber die bürgerliche Form der Gesellschaft nur Form, d. h. vergänglich oder zeitlich ist.

Dem hausbackenen Alltagsverstand mag es als Spitzfindigkeit erscheinen, zu diskutieren, ob die Kultur ein Beiwerk der bürgerlichen Gesellschaft oder ob umgekehrt diese Gesellschaft nur eine Form, eine vorübergehende Stufe der Kultur sei. Da es indessen niemand unpraktisch erscheint, das Kleine dem Großen zu unterordnen, dürfte es auch nicht unpraktisch sein, unsere Denkungsweise über die großen oder allgemeinen Angelegenheiten der Menschheit in Ordnung und System zu bringen.

Unser Zeitalter der naturwissenschaftlichen Forschung hat — wohl mit Unrecht — sich gewöhnt, die *philosophische* Arbeit geringschätzig über die Schulter anzusehen. Man ist da einseitig und will die philosophische Form der Wissenschaft nicht würdigen. Sie will unsere Gedanken, hier speziell unsere Gedanken über Kulturzwecke, organisieren, dieselben mit unserer anderweitigen Denkungsart vergleichen und in Harmonie bringen. Wer wollte leugnen, daß die Harmonie unserer Anschauungsweise, speziell in betreff des vornehmen Themas der menschlichen Entwicklung, eine würdige Aufgabe wissenschaftlicher Erörterung sei. Der tierische Organismus läßt sich mittels Experimente an einem Kaninchen erforschen. Die menschliche Gesellschaft wiederholt sich nicht in so vielen Individuen, ist unermeßlich weit ausgedehnt, über Raum und Zeit, und dennoch — wenn auch ein sehr diffiziles — ein Objekt der induktiven Forschung.

Wenn der Bauer vom Lande spricht, so ist das Bauernland, Land für den Pflug. Spezielles Ackerland ist ihm Land überhaupt. Diese Beschränktheit ist allerdings nur eine *sprachliche*. Der Bürger, der seine bürgerliche Gesellschaft für Gesellschaft schlechthin versteht, ist borniert in der *Sache*. Er ist zu sehr von sich selbst eingenommen, um anderes, seinesgleichen hinter, neben und vor sich zu sehen. Wer diejenige Gesellschaft, in der er lebt, für die absolute Gesellschaft hält, ist unfähig, von den Erfahrungen vergangener Gesellschaften zu profitieren und hat kein Bedürfnis, in der Zukunft die Entwicklung zu suchen. Indem wir die charakteristischen Merkzeichen der

bürgerlichen Gesellschaft aufsuchen, lernen wir sie von andern Gesellschaften unterscheiden, wodurch sie selbst zu einer bloßen Form der Gesellschaft herabsinkt. Wir werden somit frei von dem interessierten, dünkelhaften Glauben, daß unsere bürgerliche Gesellschaft Anfang und Ende aller Gesellschaftlichkeit überhaupt darstelle.

Die Sozialwissenschaft unterscheidet unter anderem zwischen der feudalen Gesellschaft jüngster Vergangenheit, zwischen der bürgerlichen Gesellschaft der Gegenwart und zwischen der künftigen Gesellschaft, welche noch in den Plänen der Sozialisten und Kommunalisten stecken mag. Indem wir so verschiedene Formen unseres Gegenstandes einander gegenüberstellen, erlangen wir ein Hilfsmittel, ihn in seiner Eigenart zu erfassen. Der Gegensatz ist eine wissenschaftliche Leuchte. In der Krankheit wird erst die Gesundheit erkannt und geschätzt. So mag uns denn auch noch der bekannte Gegensatz zwischen Staat und Gesellschaft als Mittel dienen, unser Objekt ins Licht zu rücken. Der politischen oder staatlichen Organisation gegenüber wird es deutlich, daß der Begriff der Gesellschaft in der sogenannten Nationalökonomie, in der Produktion unserer Lebensmittel seine Auflösung findet. Politik ist die Aufgabe des Staates. Ökonomie oder Produktion Aufgabe der Gesellschaft. Daß die menschliche Arbeit wesentlicher Faktor der Produktion ist, bedarf nur flüchtiger Erwähnung. Die Sklavenarbeit der alten Welt, die leibeigene des Mittelalters und die freie Arbeit der Gegenwart konstituieren verschiedene Formen der menschlichen Gesellschaft. Soweit mir darin die geehrte Versammlung beipflichtet, ist der Begriff der bürgerlichen Gesellschaft als Begriff der freien Arbeit definiert. Wo die letztere anfängt und wo sie endet, da ist geschichtlich oder zeitlich und örtlich Anfang und Ende der bürgerlichen Gesellschaft zu suchen.

Da nun diese Gesellschaft es liebt, ihren innigen Zusammenhang mit der freien Arbeit, als Zusammenhang der Freiheit überhaupt darzustellen, dürfte das mir bei der geehrten Versammlung als Entschuldigung dienen, wenn ich, bevor ich mein spezielles Thema weiter verfolge, mich in einer kurzen Exkursion mit dem vielfach gemißbrauchten Begriff der Freiheit vorerst auseinandersetze. Ein falscher Idealismus, der aus den Naturwissenschaften längst verdrängt wurde, ist in Auffassung der Geschichte noch sehr lebendig. Er begreift die geschichtliche Entwicklung nicht als materiellen, sondern als rein geistigen Prozeß, wo alles von unserm Bewußtsein, von unserm Verstehen, Erkennen, Begreifen, Wissen usw. gemacht wird. In der Politik z. B. gibt es neben den vielen unwahren eine wahre

Staatsform, die nur erkannt werden darf, um sich sofort realisieren zu lassen. Frühere Jahrhunderte haben die „wahre" Organisation der Arbeit nicht begriffen, sonst wären die Spartaner schon so klug gewesen, kein eisernes, sondern papiernes Geld zu machen. Die Entfesselung der Arbeit verdanken wir nicht den leiblich sichtbaren Vorteilen, nicht dem augenscheinlichen Beispiele, das z. B. die freien Städte oder die Zünfte gaben, die den Übergang aus höriger zu freier Arbeit gleichsam überbrücken und also durch leibhaftige Demonstration den Geist erleuchteten, sondern die weiß Gott woher gekommene Erleuchtung des menschlichen Geistes erkannte endlich — so betrachtet der Idealist die Sache — die abstrakte Freiheit als einen göttlichen Hauch, der pur mit seinem Winde, wie Josua die Mauern Jerichos, ineinanderbläst. In der Wissenschaft, die Positives leistet, und nur solcher Wissenschaft gebührt der Name, geht immer aus der konkreten Erscheinung die abstrakte Wahrheit hervor, also daraus, daß die Freiheit dieser oder jener Sache sich als heilsam betätigte, folgte die Erkenntnis, daß Freiheit hin und wieder heilsam, also hin und wieder der Pflege wert sei. Der grassierende Idealismus schließt umgekehrt. Das große Wort Freiheit spricht er mit weitgeöffnetem Munde sehr emphatisch aus. Das Hochgefühl, mit dem er diesen Akt begleitet, hält er fälschlich für Erkenntnis und lebt in dem Vorurteil, weil er sich für die abstrakte Freiheit begeistert, deshalb sei die konkrete Freiheit, das Losgebundene, überall und alle Zeit ein kategorischer Imperativ. Was nun alles sich mit der Silbe Frei verbindet, freie Arbeit, freier Handel, freie Schule, freie Gemeinde, Gewissensfreiheit, Zollfreiheit usw. usw. ist schon dieser seiner Abstammung wegen nobel, rein, göttlich, positiv. Wenn man den Freigeist oder die Anhänger der freien Liebe nicht in die Gemeinschaft der Heiligen aufnimmt, so ist an dieser Inkonsequenz ein zweiter Götze schuld, den der erste neben sich hat. Die idealistische Sittlichkeit nämlich stammt aus derselben überirdischen oder metaphysischen Region, wie die idealistische Freiheit des Individuums von Menschen und Dingen. Da diese verkehrte Freiheit in der Welt nicht zu realisieren ist, sollte man konsequenterweise sie in der Einsiedelei mit Abstinenz und Resignation suchen. Unsere heutige Welt aber, wie idealistisch auch in der Theorie, ist in der Praxis durchaus materialistisch. Da huldigt sie einer andern Freiheit, der Freiheit der Kultur nämlich, welche umgekehrt die Tendenz hat, die Dinge dieser Welt zu organisieren, um sie unsern leiblichen Bedürfnissen dienstbar zu machen. Die Organisation der Dinge er-

reicht sich durch die Organisation der Menschen, durch die Gesellschaft, welche im Fortschritt der Entwicklung immer intensiver wird. Die Gesellschaft assoziiert sich enger, das Individuum wird fort und fort in gewissem Sinne unfreier, abhängiger, sinkt mehr und mehr zu einem Organe der Gesellschaft herab, oder besser, steigt dazu auf. Die Freiheit in der Kultur ist dialektisch, sie realisiert sich in ihrem Gegensatz, in der gesellschaftlichen Abhängigkeit.

Ich habe hier beim allgemeinen Begriff der Freiheit mich nur darum aufgehalten, um zu erklären, daß die Geschichte, als sie von der feudalen zur bürgerlichen Gesellschaft überging, als sie von der Arbeit, welche an eine spezielle Herrschaft gebunden war, zur „freien Arbeit" fortschritt, daß es da nicht ihre Absicht war, in das Reich der idealen Freiheit aufzuschweben. Diese Absicht wird ihr von den Idealisten untergeschoben, weil dieselben von dem hohen Beruf der materiellen Freiheit keine Ahnung haben. Die Aufhebung der Sklaverei, die Aufhebung der Leibeigenschaft, der Hörigkeit, der Fronden, Zehnten und Zünfte, die Entfesselung der Gewerbe, die Gestattung der Freizügigkeit usw. sind alles Stufen an einer größeren Treppe, welche zur persönlichen Freiheit führt. Aber angekommen, findet sich, daß die persönliche Freiheit selbst nur eine Stufe an einer größeren Treppe ist, welche zur objektiven Freiheit leitet, die dem Arbeiter nicht nur gestattet, zu arbeiten wo er will, wenn er nur für kleinen Lohn viel Werk leistet, sondern eine umgekehrte Freiheit, die für wenig Arbeit viel Produkt gibt. Die bisherige Kulturgeschichte, bei der die Geschichte der Wissenschaften einen Abschnitt bildet, drückt ihre Gesamt-Tendenz in den Worten aus: Entwicklung der materiellen Produktivkraft, d. h. Entwicklung der menschlichen Kraft, mit wenig Arbeit viel zu schaffen, leibliche Bewältigung der Natur, wobei die geistige Bewältigung als Mittel dient, oder noch mit einem andern Worte: Freiheit des Menschen durch reiche Befriedigung seiner Lebensbedürfnisse. Daß die oberste Stufe der Treppe, daß der Endzweck materieller Kultur bei einem idealen Humanismus ankommt, sei unbestritten. Ich will nur betonen, daß das Mittel dazu leibliche Arbeit und nicht die ideale Phrase ist, daß die freie Arbeit der bürgerlichen Gesellschaft in der Tat einen viel materialistischern Charakter hat, als sie selbst weiß und glauben machen will. Der Wert der freien Arbeit liegt nicht in der persönlichen Befreiung der Arbeiter, sondern in der Befreiung der Arbeitskraft. Das Gewicht der freien Arbeit ist materialistisch: sie ist produktiver. Der positive Fortschritt der bürgerlichen über die feudale Ge-

sellschaft besteht in der größeren Leistungsfähigkeit. „Die bürgerliche Gesellschaft“, sagt das Kommunistische Manifest, „hat andere Wunderwerke geschaffen als ägyptische Pyramiden, römische Wasserleitungen oder gotische Kathedralen.“ Ob unser Fabrikarbeiter humaner behandelt ist als ehedem der Bauer des Klosters oder der Burg, mag streitbar sein; daß er besser lebt, sich besser kleidet und besser wohnt, ist leichter zu beweisen. Was aber über alle Maßen evident, ist der größere Reichtum der Gesellschaft, die leichtere und reichere Erzeugung der Lebensmittel und als *Folge davon*, Freiheit, Sittlichkeit und Kultur en général.

Von einem Kreislauf, den die Völker beschreiben, vom methodischen Aufschwung und Verfall der Nationen ist oft die Rede. Dagegen wird dann auch die entgegengesetzte Anschauung geltend gemacht, daß im Kulturleben kein Verfall, sondern stetige Entwicklung, eine progressive Wissenschaft, ein unendlicher Fortschritt sich entfalte. Die Vermittlung für diesen Gegensatz liegt in der Erkenntnis, daß wie jedes Volk, so jede Epoche, so jede Gesellschaftsform ein spezielles Thema poussiert, das, bis auf die Spitze getrieben, in sein Gegenteil umschlägt und so sich durch vollkommene Lösung mit der Aufgabe abnutzt oder in Verfall gerät. Auf die römische Weltherrschaft folgte die faktische Völkerwanderung, auf heidnische Üppigkeit christliche Abstinenz, auf Tetzels käuflichen Ablaß, auf die Werktätigkeit der Mönche, Luthers Lehre von der Gnade. In diesem Sinne gilt das paradoxe Wort Hegels: Alles was *ist*, ist vernünftig. So hat auch jede Form der Gesellschaft ihre zeitliche Berechtigung, ihre Aufgabe; aber auch jede Aufgabe, jede Berechtigung erreicht ihr Ende in der Zeit, schlägt im Fortschritt der Entwicklung in ihr Gegenteil um, wird unberechtigt. Das Ewige, Wahre, Schöne, Gute, Rechte oder Absolute, wie es mit einem Wort genannt wird, ist also nicht in einer bestimmten Form, sondern in der *Entwicklung* zu suchen. Die Moral dieser Theorie lehrt uns, daß, wo wir bei geschichtlichen Erfolgen ankommen, und wäre es auch die bürgerliche Gesellschaft oder gar das neue Deutsche Kaiserreich, wir davon nicht in Bewunderung stille stehen, sondern der herrlichen Schöpfung gleich ihre unherrliche, vergängliche, mangelhafte Seite abgewinnen sollen.

Das ist die Tugend der Kritik, daß sie absolut von gar nichts sich imponieren läßt, daß sie nirgends vor einer frappanten Erscheinung den Kopf verliert.

Betrachten wir von diesem Gesichtspunkte aus die bürgerliche Gesellschaft oder vielmehr die freie Arbeit als ihren wesentlichen

Inhalt, so finden wir darin eine positive und eine negative Seite, je nach der Zeit, in der sie auftritt, eine Triebfeder oder einen Hemmschuh der Entwicklung. Was man ihr wenig nachrühmen wird, ist, wie gesagt, die bis dahin unübertroffene Leistungsfähigkeit. Burg und Kloster, die Führer der hörigen Arbeit, trieben das Geschäft von ihren Höhen herab kavalierement, die freie Arbeit ist kaufmännisch geleitet. Da wird das Zeitwort verdienen bekanntlich groß geschrieben. Aber das ist nicht nur ein orthographischer, das ist ein organischer Fehler der bürgerlichen Gesellschaft, es ist der Keim des Todes in ihrer Konstitution. Daß der Bürger von morgens früh bis abends spät nur nach Profit rechnet und kalkuliert, macht ihn und seine Epoche zu einem förderlichen Werkzeug der Kultur. Daß aber anderseits er und seine Epoche in ihrem Heißhunger nach klingendem Wert und materiellem Gut Zweck und Mittel verwechseln, wenn sie vergessen, daß der Mensch erwirbt, um zu leben, und nicht lebt, um zu erwerben, so ist das die Veranlassung, daß der Bürger seine Aufgabe bis zu einem Exzeß löst, wo sie abgenutzt sich in ihr Gegenteil verkehrt. Wie die feudale ritterliche Gesellschaft in ihrem Schoße das Bürgertum empfangen und genährt hat, so zieht unsere heutige Gesellschaft ihren Gegner, den Sozialismus groß, der von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer kräftiger nach dem Tageslicht der Verwirklichung ringt.

Von der Zeit, wo sich die leibeigene oder Fronarbeit in „freie Arbeit“ verwandelte, sagte ich vorhin, datiert der Anfang der bürgerlichen Gesellschaft. Die Menschen, welche bei dieser geschichtlichen Geburt damals Hilfe leisteten, welche das Bürgertum installierten, trugen sich mit der großen Idee, der allgemeinen Menschheit zu ihrem „ewigen Rechte“ verhelfen zu wollen. Die Engländer im 17., die Nordamerikaner und Franzosen im 18. Jahrhundert begeistern sich mit Proklamationen der allgemeinen Menschenrechte. Als sich die Bürger von den Privilegien der Fürsten und Geistlichen befreiten, fühlten sie sich noch nicht als besondere Klasse, sie vertraten damals die Menschheit und sind nun auch heute noch selbstgefällig genug zu glauben, daß sie nicht nur vorübergehend einmal als Vertreter derselben fungierten, sondern unmittelbar die Menschheit darstellen, d. h. sie halten immer noch das bürgerliche Regiment für das Regiment der allgemeinen Gleichberechtigung. Die hörige oder leibeigene Arbeit wurde von der bürgerlichen als Frevel wider die Gerechtigkeit erklärt. Für sich im eigenen Vorteil zu arbeiten und das Produkt dieser Arbeit als freies Eigentum zu besitzen, proklamieren

sie als allgemeines Recht der Persönlichkeit. Im Kampf gegen die feudale Knechtschaft vertrat der Bürger die Freiheit, war er allerdings Widersacher nicht nur der leibeigenen, sondern der Knechtschaft schlechthin. Die freie Arbeit war damals noch nicht, was sie heute ist, war keine Lohnarbeit. Der Bürger war Handwerker, der selbst arbeitete, wenn auch mit Hilfe von Lehrlingen und Gesellen, für die der Lohn erst nur noch im Keime vorhanden war, deren Arbeit sich hauptsächlich mit der Aussicht auf die künftige Meisterschaft, durch den Erwerb der nötigen Handwerkskünste bezahlt machte. Unterdessen ist die Geschichte fortgeschritten. Aus dem Bürger ist der moderne Industrieritter erwachsen. Da findet sich nun, daß die freie Arbeit kein allgemeines Menschenrecht, sondern Knechtschaft im Dienste anderer ist. Die bürgerliche Arbeit ist zur Lohnarbeit geworden, die nicht eigenes, sondern fremdes Eigentum schafft. Die freie Arbeit, welche das Bürgertum ursprünglich im Sinne hatte, war die Arbeit des freien Mannes, der mit eigenem Instrument und Material zum eigenen Vorteil schafft. Diese Arbeit hat sich zur modernen Lohnarbeit entwickelt, eine Arbeit im Dienst und Vorteil des Industrieherrn, der Instrumente und Materialien für Hunderte oder Tausende hat und nun in der Lage ist, Hunderte und Tausende für sich arbeiten zu lassen, die weder Instrument noch Material haben, um ihre Eigenen sein zu können.

Diese Metamorphose der Arbeit, die Verwandlung der bürgerlich selbständigen in industrielle Lohnarbeit bildet den eigentlichen Lebens- oder Entwicklungsprozeß der bürgerlichen Gesellschaft. Dem Arbeiter, der, vom Eigentum auf den Lohn herabgekommen, oder dem Kleinbürger, der, von der großen Industrie bedroht, die Erhaltung seiner Selbständigkeit täglich schwerer findet, widerstrebt es, die offenbare Verschlechterung ihrer Lage als Fortschritt zu feiern. In der Tat ist denn auch weniger die arbeitende Persönlichkeit, nicht der Arbeiter, als die Sache des Arbeitsprozesses fortgeschritten. Die Instrumente und Materialen der Arbeit, der Reichtum oder das Vermögen hat sich konzentriert. Der Arbeitsprozeß hat sich auf eine größere Stufe gestellt und so die Anwendung der Maschinerie und vollkommenere Teilung der Arbeit ermöglicht. Die Gesetzgebungen der bürgerlichen Gesellschaft haben zur Erleichterung dessen alles Eigentum möglichst mobilisiert. Selbst die Immobilien werden mobil, die Güter verkäuflich und teilbar; nicht, sie zu verteilen; das ist nicht das Resultat der Parzellierung, sondern sie in den wirtschaftlichsten Händen zu konzentrieren.

Die Kultur des Arbeitsprozesses ist die unerläßliche Bedingung für die Kultur des Menschen. Die Befriedigung der materiellen Bedürfnisse ist die Grundlage oder Voraussetzung für die höheren idealeren Bedürfnisse. Nicht der Betrieb im kleinen, nicht der persönliche, sondern erst die *gesellschaftliche* Arbeit, der massenhafte Betrieb ermöglicht es, mit spielender Anstrengung die Lebensmittel derart reichlich zu produzieren, daß nicht nur für wenige, sondern auch für das Volk im allgemeinen Zeit und Sinn für die idealeren Zwecke des Lebens zu gewinnen sind. Deshalb, weil der Großbetrieb so unendlich überlegen und produktiv ist, weil ihm absolute Zweckmäßigkeit inwohnt, deshalb dringt auch sein politischer Fürsprecher, der Liberalismus, in allen Ländern unaufhaltsam vor. Das Interesse unserer Gattung fordert, daß die Arbeit unserer kleinen Wirtschafter zu vegetieren aufhört. Den beiden Motoren Darwins, Kampf ums Dasein und geschlechtliche Zuchtwahl, entsprechen in der bürgerlichen Gesellschaft die freie Konkurrenz und die guten Heiratspartien. Sie fördern die Ansammlung des Kapitals, die Entwicklung der Ökonomie, die Verwandlung der freien Arbeit in täglich sich mehrende Lohnarbeit.

Das Unbewußte, das E. v. Hartmann nicht in die Philosophie eingeführt, sondern nur zu gelegener Zeit popularisiert, mystifiziert, in packende Form und also ins Gerede gebracht hat, dieses Unbewußte bewährt sich an der Geschichte unserer Gesellschaft. Das heutige Resultat ist von den ursprünglichen Stimmführern der bürgerlichen Entwicklung nicht gewußt oder bezweckt worden. Im Gegenteil war das von ihnen Bezweckte resultatlos. Sie erstrebten nicht die nur formelle, nicht nur die politische, sondern die wirkliche, die *soziale* Freiheit. Der arbeitende, damals dritte Stand sollte nicht mehr gezwungen sein, einen Teil seiner Kräfte an die herrschenden Klassen, an Burg und Kloster abzugeben. Das Volk sollte „frei" sein, d. h. es sollte den Ertrag seiner Arbeit ganz und ungeteilt genießen dürfen. Sie verfehlten den Zweck, weil sie, wie den Sandhaufen als Haufen einzelner Körner, so die Freiheit des Volkes als einfache Summe frei arbeitender Persönlichkeiten betrachteten. Diese bürgerliche Idee der Volkswirtschaft steht mit sich selbst im Widerspruch. Freie Arbeiter im bürgerlichen Sinne können die Personen nur sein, wenn mit Privatmittel auf Privateigentum jeder ausschließlich für seinen Privatbedarf arbeitet. Dann wäre jeder sein eigener Kavalier, dann könnte die Pfiffigkeit des einen nicht das Eigentum zehn anderer „erwerben". Aber es wäre dann auch jede Kulturentwicklung, jeder

Reichtum an Lebens- und Genußmitteln, jeder Fortschritt unmöglich. So wollen es die Bürger nicht, dafür ist ihnen die gemeinschaftliche Arbeit, oder wie ihre verkehrte Weltanschauung es nennt, die Teilung der Arbeit zu vorteilhaft bekannt. Sie wollen eine bürgerliche Gesellschaft bilden, deren Mitglieder das genießen, was sie nicht selbst produzieren, und anderseits produzieren, was sie nicht selbst genießen. Sie wollen mit Privatmitteln die entgegengesetzte soziale oder politische Ökonomie treiben.

Die bürgerliche Gesellschaft ist eine Gesellschaft von Privatleuten, d. h. um den Widerspruch beispielsweise auszudrücken, sie ist ein viereckiger Kreis. Die Bürger sind unabhängige Privatproduzenten, gleichwohl bilden sie eine wirkliche ökonomische Société, sie sind Glieder eines Sozialismus, die nicht selbständig, sondern als Organe der Gemeinschaft funktionieren. In der Produktion glauben sie Privatleute zu sein, aber in der Konsumtion erweist es sich, daß die Privatarbeit ein Mißverständnis ist. Das Produkt wirklicher Privatarbeit wird nicht erst verkauft, sondern direkt verbraucht. Robinson machte seine Arbeit nicht zu Geld. Wo Geld die Welt regiert, da regiert die Gesellschaft, regiert „Sozialismus". Indem unsere bürgerliche Gesellschaft täglich fort und fort immer mehr sich die Praxis aneignet, mit der Arbeit nicht direkte Genußmittel, sondern verkäufliche, in Geld umwandelbare Dinge zu erzeugen, zeigt sie daran ihr indirektes Verlangen, die Privatarbeiten in genossenschaftliche Arbeit zu verwandeln. Wer sein Produkt zu Geld macht, verwandelt seine persönliche in genossenschaftliche Arbeit. Wie Christus fleischgewordener Gott, so ist Geld die mysteriös in ein Ding verwandelte Société. Soweit das Geld, soweit habe ich die Gesellschaft in der Tasche. Geld ist nicht, wie Wucherer zu sagen pflegen, Ware wie andere Waren. Jede andere Ware ist Arbeitsprodukt eines privaten Bürgers, während Geld, obgleich in Gestalt eines Privatprodukts, doch das kommunistische Arbeitsprodukt der gesamten bürgerlichen Gesellschaft darstellt. Ein Stückchen Geld repräsentiert alle Waren oder Arbeitserzeugnisse der zivilisierten Welt. Seine Quantität ist nur beschränkt, aber seine Qualität unendlich, weil die Gesellschaft unendlich viele Arbeitskräfte umfaßt.

Das Bewußtsein der Bürger hat noch nicht verstanden, daß die Arbeit, um mit Erfolg praktiziert zu werden, gesellschaftlich, gemeinschaftlich, sozialistisch oder kommunistisch ausgeführt wird. Der Instinkt, die wohltätige Natur der Sache, treibt dagegen wider Wissen und Willen zur politischen Ökonomie, die aber unter solch vertrackten

Umständen auch nur eine vertrackte Form, die Form der Geldwirtschaft haben kann.

Die Forderung des Volks, den Ertrag seiner Arbeit ganz und ungeteilt zu genießen, hat das Bürgertum wohl auf seine Fahne geschrieben und so das Volk hinter sich hergelockt; aber nicht verwirklicht. Als es die Devise der freien Gleichberechtigung aufsteckte, war die heutige soziale Ökonomie, war noch die Geldwirtschaft wenig entwickelt. Die Produktion war viel mehr auf persönlichen, als auf gesellschaftlichen Bedarf, als auf verkäuflich Gut gerichtet. Erst die moderne Entwicklung der Lohnarbeit konnte uns die Erkenntnis nahe legen, daß die bürgerliche Demokratie, daß das Recht der freien Arbeit eine banale Phrase ist, sowohl wo die Völker à la Robinson vereinzelt arbeiten, wie überall da, wo die moderne Gesellschaft dem Volk das Produkt der Arbeit abschwindelt. Die zivilisierte Gesellschaft der Bürger unterscheidet sich von den unzivilisierten Gesellschaften der alten Klassiker oder von den Gesellschaften der barbarischen Feudalzeit wesentlich dadurch, daß die machthabende Klasse der Bürger das Volk nicht mehr zu direkter Zwangsarbeit nötigen, sondern es durch den ausschließlichen Besitz der Arbeitsmittel zur freien Lohnarbeit, zum indirekten Frondienst zwingen. Die indirekte Form der bürgerlichen Gesellschaft, eine Gesellschaft zu sein und zugleich nicht zu sein, gibt ihrer Arbeit den widerspruchvollen Charakter einer freien Leibeigenschaft.

Auf den fundamentalen Widerspruch, daß bewußte Menschen unbewußt eine Gesellschaft bilden, sind alle die sekundären Widersprüche aufgebaut, welche mit der Entwicklung des Bürgertums tagtäglich frappanter hervortreten. Die bürgerliche Ökonomie z. B. vermehrt den Nationalreichtum bis zu einer berauschenden Höhe und drängt die Nation herab in die Lage der besitzlosen Lohnarbeiter. Unsere Politik erstrebt konstitutionelle Verfassungen, welche dem Volke einen parlamentarischen Anteil an der Herrschaft gestatten sollen, während die Wirklichkeit hüben und drüben den krassesten Militärstaat despotischer ausbildet. Die Sittlichkeit ist nie so hoch gerühmt, ihr Lob nie so laut gesungen worden, und dennoch waren Ehre, Treue, Keuschheit usw. niemals verkäufliche Dinge in dem Grade, wie sie das heute sind. Unsere Christen behängen sich mit Gold, Seide und Spitzen und schicken Missionäre aus, um die Wilden zu belehren, der Leib sei ein stinkender Madensack. Diese und hundert andere widerspruchsvolle Dinge basieren auf einer Gesellschaft, die keine Gesellschaft ist, die kein Bewußtsein, kein Zentralorgan, keinen Kopf und keinen Schwanz hat.

Die Zukunft der Sozialdemokratie

Von

Josef Dietzgen

Mit einem Vorwort und Nachtrag

Vorwort.

Vom Verleger aufgefordert, die nachfolgende Schrift mit einer kleinen Vorrede auszustatten, möchte ich zunächst erklären, wie es gekommen, daß der überaus inhaltreiche Gegenstand, wegen dessen mangelhafter Ausspinnung kürzlich noch der Exminister Schäffle die deutsche Sozialdemokratie rügte, hier auf so wenige Blätter zusammengedrängt ist.

1878, kurz nach dem Hödelschen Attentat, forderten mich die Kölner Parteigenossen zu einem Vortrage auf. Da mir die Übung der öffentlichen Rede durchaus fehlt, schrieb ich diesen Artikel über „Die Zukunft der Sozialdemokratie" und brachte denselben in Köln in einer zahlreich besuchten Versammlung zur Vorlesung. Demnach ersuchten mich die Genossen um das Manuskript, das sie zuerst in der „Kölner Freien Presse" abdruckten und dann auch in Form einer Broschüre herausgaben und kolportierten.

Inzwischen hatte das zweite — Nobilingsche — Attentat stattgefunden, darob die uniformierte, dekorierte, betreßte, bedoktorte und beamtete preußische Welt auffuhr wie von der Tarantel gestochen. Sie beschlagnahmte meine Schrift, koppelte mich mit dem Handgelenk an einen anderen Vagabunden und lieferte uns beide am Vorabend vor Pfingsten in das Kölner Arresthaus am Klingelpütz. Nachdem ich dort zwei Monate verbracht, stellten sie mich mit dem Redakteur der „Neuen Freien Presse" und mit meinem Freunde Kröger, der sich der Kolportage dieser staatsgefährlichen Schrift schuldig gemacht hatte, vor das Kriminalgericht, unter der Anklage, durch diese Rede und Schrift — was weiß ich? — die Klassen aufgehetzt, die Religion heruntergerissen, den öffentlichen Frieden gefährdet zu haben usw. usw.

Nachdem uns das Gericht von Strafe und Kosten freigesprochen, wurde ich doch wieder vom Gendarm ans Kettchen gelegt und in

meine Zelle abgeführt. Der Staatsanwalt hatte appelliert; und als die zweite Instanz nochmals auf Freispruch erkannte, appellierte der Hartnäckige zum drittenmal an den Kassationshof in Berlin, der endlich die Schrift und den Autor freigab, bis wenige Tage nachher das Sozialistengesetz der Freiheit ein radikales Ende machte und mir die Behörde dokumentarisch versicherte, „Die Zukunft der Sozialdemokratie" sei verboten.

Hat nicht Xerxes das Meer gepeitscht, weil es unruhig war? Nun laßt die Preußen mal peitschen: die Sozialdemokratie wird sich schon ihre Zukunft schaffen.

Hoboken, den 10. Oktober 1885.

J. Dietzgen.

Die sozialistische Zukunft wird immer mehr und mehr ein Gegenstand inquisitiver Spekulation. Freund und Feind spekuliert daran: die Genossen, um das Objekt ihrer Strebungen und Hoffnungen in einem plastischen Bild zu verkörpern, die Widersacher, um Mängel auszuklauben und den verhaßten Emporkömmling klein zu machen.

Da gilt es denn, sowohl der eigenen Ungeduld wie der fremden Bosheit gegenüber ewig zu wiederholen, daß eben unsere Zukunft kein Machwerk der Privatspekulation ist, sondern ein geschichtliches Produkt bedeutet, an dessen Gestaltung das Volk en masse beteiligt ist. Da das Volk jedoch sich aus individuellen Köpfen zusammensetzt, die mehr oder minder alle das Bedürfnis haben, mit Plan und Vorbedacht ihre Zukunft zu gestalten, so ist auch die Privatspekulation über die Form der künftigen sozialistischen Gesellschaft ebenso natürlich wie unumgänglich. Nur eben müssen wir des persönlichen und privaten Charakters solcher Spekulationen uns bewußt bleiben.

Die Sozialdemokraten wollen keine Propheten haben, keine gottbegnadeten Privat-Orakel, welche Wahrheit offenbaren. Die sozialdemokratische Wahrheit offenbart sich auf allgemeinen Wegen. Was alle erkennen, ist maßgeblich, und die Erkenntnis der Majorität ist maßgeblicher als die Erkenntnis der Minorität oder des einzelnen. Dabei gilt natürlich die naturwissenschaftliche Regel, daß Experimente um so zuverlässiger sind, je größer die Stufenleiter, auf der sie praktiziert werden. Auch ist nicht ausgeschlossen, daß erleuchtete Propheten und hohe Genies weiter sehen als die Masse; aber sie sollen keine Geltung haben, bis sich ihre Privateinsicht bei der Masse Anerkennung verschafft hat. In Fachangelegenheiten wird sich das Volk durch Fachleute und Fachparlamente immer vertreten lassen, aber in seiner politisch-sozialen Sache will es selbständig sein. Darum denn darf sich niemand mehr erlauben, die Zukunft auf dem Wege der Privatspekulation gestalten zu wollen. Wohl aber sind die Individuen berufen, die Fragen der künftigen Gestaltung nach An-

sichten und Meinungen zu debattieren und ihre Vorschläge und Gutachten abzugeben — jedoch immer nur mit der selbstverständlichen Reserve einer bescheidenen Privatmeinung.

Die Partei als solche wird nie aus den Augen verlieren, daß es die Basis der demokratischen Allgemeinheit ist, der sie ihre vielbewunderte und nicht genug zu preisende Einhelligkeit verdankt. Nur der Beschränkung unseres Programms auf das Allgemeine, Unverkennbare und Unzweideutige verdanken wir den totalen Ausschluß alles Sektenwesens oder vermindern wenigstens die Sektiererei bis auf ein Nichtssagendes. Der geschlossene Schritt der Arbeiterbataillone kann nur standhalten, wenn sie von allen verschwommenen Zielpunkten absehen, Schulter an Schulter in Fühlung bleiben, nicht ausschwärmen, nicht vorlaufen, nicht nachzügeln, nicht bummeln. Wohin wir wollen, ist vollständig klar; wir wollen Deckung für unsere Blöße, Nahrung, Kleidung und Wohnung. Dabei sind wir nicht von heute, sondern haben eine tausendjährige geschichtliche Belehrung hinter uns, welche jedem deutlich macht, daß der Vereinzelte um sein Erbteil betrogen wird; weshalb wir nunmehr unser Recht „in communibus" suchen.

Wir marschieren also geschlossen; aber eben weil wir das tun, ist unser Marsch nolens volens ein politischer, „staatsgefährlicher". Jedoch nicht nur der Racker von Bourgeoisstaat, auch der unserige ist in Gefahr, vom feindlichen Staate behindert, gemaßregelt und überfallen zu werden. Aber wer ist unser Feind? Näher zugesehen findet sich, daß es die eigenen Leute sind, die uns entgegenstehen; Leute von derselben Klasse, von demselben Blute, Verwandte — wie wir, arme, betrogene Proletarier, die ihre Erstgeburt an eine Handvoll Glückspilze für ein Linsengericht verkauft haben. Unter solchen Umständen werden wir doch nicht gleich mit Flinte und Säbel losgehen und im eigenen Fleische wühlen.

Unsere nächste Aufgabe geht also dahin, die Genossen zu persuadieren, daß sie aus dem Lager der Landesfeinde zu den Freunden übergehen.

Und wenn dann schließlich unsere Agitation von Erfolg gekrönt ist — was nun? Hegel hat bemerkt, daß die Gräser nicht alle gleichmäßig wachsen, sondern mehrere von ihnen Knoten bilden, auf die der Halm sich stützt, und daß das Wasser nicht allmählich heißer zu werden scheint, sondern plötzlich siedet, und dann andererseits, auf den Nullpunkt heruntergesunken, ebenso Knall und Fall gefriert und zu Eis wird. Wenn nun der Gang der Dinge uns Ähnliches bereitet,

wenn eines frühen Morgens wir uns plötzlich im Besitz der politischen Macht fänden, wäre dann auch die Partei hinreichend vorbereitet, die Gunst des Augenblicks auszubeuten? Ich sage dreist: Ja. Nur sollen wir uns recht klar machen, daß alle Zukunftsmalerei vom Übel und Bocksprünge nicht gestattet sind.

Nehmen wir an, das kaiserliche Heer sei sozialdemokratisch geworden, die Unteroffiziere wüßten den Leuten die preußische Räson nicht mehr beizubringen, die Füsiliere seien heimgezogen, dem Parlament sei Angst überkommen, die Bänke leer, und der Arbeiterkongreß habe die Plätze besetzt. Da wäre denn wohl das nächste, das auszuführen, worüber längst alle einig sind: den Ersatz des stehenden Heeres durch die allgemeine Volksbewaffnung. Flinten und Säbel, Pulver und Blei werden ausgeteilt und somit die Demokratie auf den Felsen gegründet.

Unter diesen Verhältnissen ist das Volk beeinflußt von der Notwendigkeit der Produktion, ist der Kongreß beeinflußt vom Volke und die einzelnen Mitglieder — sofern Zukunftsschwärmer unter ihnen — sind unschädlich gemacht von dem praktischen Sinne der Majorität, welche den Grundsatz hochhalten wird, daß ein erfolgloses Unternehmen ein kopfloses ist.

Wer von der Ratlosigkeit des Volkes spricht und an das Chaos denkt, vergißt unsere Voraussetzung, daß eben die Situation nicht aus einem Handstreich, nicht aus einer Überrumpelung der bestehenden Macht hervorgegangen, sondern aus der sozialdemokratischen Erkenntnis der Masse sich entwickelt hat, welche letztere nun weiß, daß das Brot, bevor verabreicht, durch ernste Arbeit erzeugt werden muß, daß es sich nicht darum handeln kann, das „heilige" Eigentum zu profanieren, sondern zu läutern, daß, wie bisher, so auch fürder die vorhandenen Produkte zur Fortsetzung der Produktion dienen müssen.

Es gilt also die Arbeit zu organisieren, und zwar so, daß jeder Arbeiter seinen gerechten Lohn erhält, nicht wie heute, nur einen verkümmerten Teil, sondern den vollen Ertrag seiner Arbeit.

Aber da sind wir gerade an einem Punkt, über welchen recht viele unserer Genossen in ökonomischer Hinsicht sich den bedauerlichsten Illusionen hingeben. Jeder verlangt den vollen Ertrag seiner Arbeit. Recht so; aber er vergesse nicht, daß es in der künftigen Gesellschaft keine Patriarchen geben wird, welche auf einem abgegrenzten Grundstück von der Viehzucht leben. Wir arbeiten heute schon und wollen künftig noch ausdrücklicher als soziale Glieder

des Ganzen schaffen; d. h. die Arbeit ist nicht nur geteilt in der Werkstätte, sondern ist auch national und international geteilt. Man vergesse nicht, daß jeder einzelne Arbeiter, jede Werkstätte, jede Genossenschaft und selbst auch die Nation kein Stück, sondern nur ein Stückwerk von der Arbeit liefern. Die Lieferung des kompletten Arbeitsproduktes ist eine internationale Angelegenheit. Wasser kann man teilen, und was man davon abgeteilt, sind gleichartige Stücke; aber einen Organismus kann man nicht teilen, ohne ihn zu zerstückeln. Der Arbeitsprozeß ist ein Organismus. Was der einzelne, was die Genossenschaft und auch die Nation leistet, ist eine unfertige und insofern noch unbrauchbare Leistung. Wenn auch der Zimmermann sein Holz für das Haus fertig hat, so kann er doch kein fertiges Stück Arbeit liefern, sondern nur Stückwerk, weil zum Hausbau mehr gehört wie der Zimmermann. Und wenn auch das Haus fertig ist, ist doch die Arbeit noch unfertig, weil auch Möbel, Kleiderschränke mit Kleidern, Kochtöpfe und vieles zum Kochen erforderlich sind. Ein kultivierter Mensch bedarf die Arbeit der ganzen kultivierten Welt; allerdings nur einen Teil, aber einen Teil der Gesamtarbeit. Darum genügt uns längst der Tausch nicht mehr, sondern jeder bedarf Geld für seine Leistung, weil eben im Geld das Geheimnis steckt, ein Stück der Gesamtarbeit aller kultivierten Menschen zu sein. Wie kann jemand vom Ertrag seiner Arbeit leben wollen, da die Privatarbeit doch so einseitig und das Leben so Vielseitiges bedarf! Man will natürlich nur ein Äquivalent, eine gerechte Entschädigung. Aber eben das ist die Frage: was heißt da gerecht? was ist Äquivalent?

Hüten wir uns vor der idealistischen Gerechtigkeit: sie ist ein metaphysischer Schemen, der neuzeitlich vielfach noch einen Schatten in unsere Zukunft fallen läßt. Betrachten wir die gegebene Bourgeoiswelt, so ist die gewiß nicht zu loben wegen ihrer Gerechtigkeit. Aber diese Gerechtigkeit ist doch derjenigen vorzuziehen, welche vorher die Ritter den Leibeigenen und die Klöster den Bauern angetan. — Jemand gerecht werden, heißt ihn befriedigen; damit man aber ihm gerecht werden kann, darf er nur das Mögliche und Schickliche verlangen. Die Arbeiterklasse will ihr g a n z e s Recht, kein Stück — aber sie will es doch nur, soweit es schicklich, d. h. möglich ist. Denn das ganze Recht ist eben unmöglich, weil es eine historische, eine künftige weitere und weitere Angelegenheit der geschichtlichen Entwicklung ist. Die Gerechtigkeit wächst mit der Kultur, aber so wenig daran zu denken ist, die Kultur par decret einzu-

führen, so wenig läßt sich die Gerechtigkeit an einem bestimmten Revolutionstage austeilen! Wir können sie nur kultivieren, nur peu à peu erarbeiten.

Die Sache jedoch wird klarer und sich leichter erläutern, wenn wir zu unserem Kongreß zurückkehren, der über Nacht ein Volksparlament geworden war. Mit dem Dringlichsten hatte er begonnen: mit dem Schwert in den Händen des Publikums. Ein Nächstfolgendes kann nicht sein, über Gerechtigkeit zu spekulieren, sondern den Arbeitslosen lohnende Arbeit zu schaffen. Die Mittel fehlen nicht. Es wird aber kein Sozialist darauf antragen, daß wir sie denen nehmen, die sie zur eigenen Arbeit gebrauchen, also den kleinen Handwerkern und Bauern. Nahe dagegen liegen uns die Dränger der Menschheit, die viel verdienen und wenig zahlen. Da sind die Eisenbahngesellschaften, die Domänen und Rittergüter, Bergwerke, Hochöfen, Walzwerke, Spinnereien, Webereien usw. usw. Insofern sich die Herrschaften bis hierher anständig benommen, werden auch wir uns anständig benehmen. Die Expropriateure wären gegen eine mäßige Entschädigung zu expropriieren. Ihre bisherige unendliche Rente würde das Volk gegen eine endlich bestimmte Rente ablösen. Bisher war den Wenigen viel und den Vielen wenig zugeteilt. Was könnte nun gerechter sein, als daß wir die Sache umdrehen?

Derart, in zweifelloser Form, in einer Weise, der jeder von uns zustimmen muß, werden wir die Gerechtigkeit austeilen können. Aber nur keine Haarspaltereien, nur keine philosophischen Flausen! Dahin sind denn Fragen zu rechnen wie folgende: „In welcher Weise die Entlöhnung der Arbeiter im Staate der sozialistischen Produktion zu geschehen habe, ob rein kommunistisch, in völlig gleichmäßiger Verteilung der Genüsse, oder ob jeder Arbeiter mit dem vollen Ertrage seiner individuellen Arbeit gelohnt werden solle; ob es mit der Gerechtigkeit vereinbar, daß der Fleißige mit dem Faulen den gleichen Ertrag habe, oder ob nicht vielmehr die Gerechtigkeit verlange, daß der mit Stärke oder Talent Begabte für den schwachen oder linkischen Bruder mitarbeite.“

Solche Redensarten sind nicht nur müßig, sie sind durchaus „faul“, sie gehen aus der grundverkehrten Ansicht hervor, daß der künftige Staat ein Schablonenstaat sein könnte. Die sozialistische Welt wird wohl eine andere Welt sein wie diese schlechte Bourgeoiswelt, aber doch keine total andere; es wird doch auch wieder dieselbe Welt sein. Die Ungerechtigkeit wird wohl abgeschafft, aber die Ungerechtigkeit wird dennoch bleiben. Kinder, seid nicht so! Wir

fahren nicht aus der Haut. Auch im sozialistischen Staate werden die Dinge je nach Umständen, nach Ort und Zeit und Land und Leuten mannigfaltig sein. Da wird für gleichen und für ungleichen Lohn, auf Zeit und auf Stück, fleißig und faul gearbeitet werden. Wie kann es anders sein, als daß einer für den andern mitarbeitet? Ist es nicht schon immer so gewesen? Nicht nur, daß der Starke den Schwachen, daß der Fleiß die Faulheit unterstützt; auch muß der Fleiß noch dem Fleiße helfen. Das ist ja das einzige Mittel der Kultur, daß wir uns zusammenscharen, um durch Genossenschaft zu erreichen, was dem einzelnen unerreichbar. Es ist bei den Arbeitern genau so wie bei Hammer und Zange, bei Meißel und Säge. Die verschiedenen Gerätschaften bringen ein Werk zustande: aber wie sollen wir nun ermessen, wer das meiste getan? — Weil der Hammer zehnmal auf einen Nagel klopft, den die Zange mit einem Ruck auszieht, soll deshalb der letzteren Werk verdienstlicher sein? Es ist uns gewiß nicht darum zu tun, dem General, der kommandiert, eine Dotation zu geben, und dem Gemeinen, der die Strapazen und Gefahren aussteht, mit einem eisernen Kreuz zu lohnen; aber ich weiß auch nicht, woran ich erkennen soll, daß der Handlanger, der die Ziegel im Schweiße schleppt, mehr verdienen müßte als der Maurer, der sie mit Leichtigkeit zurechtschiebt. Wenigstens gibt mir die Gerechtigkeit kein moralisches Maß zur Ermessung des Verdienstes, und halte ich es für überaus wichtig, daß Marx uns das materielle oder empirische Wertmaß der bürgerlichen Ökonomie hat kennen lernen.

Die ersten Tage nach dem politischen Siege des Proletariats und vielleicht noch auf Jahre hinaus würde die sozialistische Gesellschaft dem Bedürfnis der großen Masse vollkommen gerecht werden, wenn sie (ohne weitläufige Erwägung des Arbeitsertrages) jedem Arbeiter für einen achtstündigen Normalarbeitstag den landesüblichen Durchschnittslohn mit 100 Prozent Aufschlag zahlte. Nehmen wir 8 Mark an pro Tag. Ob das nun dem wirklichen Ertrag der Arbeit entspricht, ist einstweilen noch gar nicht zu ermessen, weil sich nicht spitz kalkulieren läßt, wie viel Mehrwert die miserable Wirtschaft von heute aus der arbeitenden Klasse herauspumpt. Wenn wir aber erwägen, wie zahlreich die Müßiggänger, wie luxuriös sie leben, wie groß die Planlosigkeit des ökonomischen Getriebes unserer Herrschaften, wie viel Reichtum sie indirekt vergeuden durch überlebte Methoden und arbeitslose Krisen — wenn wir alles das erwägen, dann ist der Satz gewiß nicht zu hoch gegriffen, daß die Arbeit in einer plan-

mäßigen sozialistischen Wirtschaft den heutigen Lohn doppelt eintragen muß; so, daß ich wenig einzuwenden wüßte, wenn irgend ein Mitglied des Kongresses dreifachen oder gar vierfachen Lohn forderte. Angenommen auch, der Betrag wäre wirklich zu hoch gegriffen, das Produkt oder der Ertrag der Arbeit deckte die Ausgaben nicht, die Sozialisten machten Unterbilanz und zehrten die ersten Jahre vom Nationalvermögen — wäre denn das so eine horrible Kalamität? Wie manches Geschäft, wie manche Firma läßt sich die Konstituierung etwas kosten. Da heißt es: wer nicht säet, kann nicht ernten. Die nachfolgenden Betriebsjahre sollen das Vorgelegte doppelt und dreifach wieder einbringen. Und wenn der gutfundierte Kapitalist nicht knausert, warum sollte das denn der weit besser fundierte Sozialismus tun? Und wenn unter den Parteigenossen etliche sind, die nicht wissen, wo das Geld herkommt, so belehren wir sie, daß unser Nationalvermögen groß ist, und wir in Flüssigmachung desselben noch weniger skrupulös sind wie Bismarck.

Ich begreife nicht, warum den Parteigenossen die Zukunft so viele Schwierigkeit macht. Es wird uns allerdings noch schwer werden, an die Zukunft heranzukommen, schwer, die Leidensgefährten von ihrer servilen Gesinnung loszumachen, die moralische und intellektuelle Versumpfung zu drainieren und also mittels der Verbreitung besserer Erkenntnis die politische Macht zu erobern. Dann aber, wenn so weit, sind wir weit genug. Die Bahn ist geebnet und die zu ergreifenden Maßregeln können nicht mehr zweifelhaft sein. Wo Mittel und Stoff und Lust und Kraft in Hülle und Fülle vorhanden, werden uns Lappalien kein Halt gebieten.

Der Blick in die Ferne wird benebelt durch übermäßiges Ausschweifen desselben. Man versteht die künftige Ökonomie nicht, weil man die gegenwärtige mißversteht. Die Sozialisten dürfen nicht, wie der Pastor, diese Welt von jener Welt, die Zukunft von der Gegenwart phantastisch oder brückenlos trennen. Was drückt uns heute? Nicht die Arbeit, wir sind Arbeiter mit Leib und Seele. Wenn wir demnächst gezwungen sind, zu schaffen, wird uns der Zwang nicht weher tun, wie er heute tut. Wir können keine zwanglose Freiheit suchen. Wenn es dem künftigen Kongreß nicht beliebt, den Arbeitszwang in das Gesetz aufzunehmen, dann wird es heißen: wer nicht arbeitet, bekommt keinen Lohn, und wer dann noch etwas zu beißen vorrätig hat, mag es erst verzehren; aber den Arbeitszwang können wir ihm nicht erlassen. Wir nennen uns gern radikal, aber das soll nicht heißen, wir seien aus dem Häuschen, wir wollten aus

dieser Welt total hinaus, bis wir in eine andere geraten, wo man Pumpernickel in der Kirche singt.

Es gilt zu begreifen, daß sich die Zukunft aus der Gegenwart organisch entwickelt. Nur wo man das mißversteht und sich übertriebene Vorstellungen von den künftigen Neuerungen macht, verfällt man dem Fehler spekulativer Projektenmacher. Weil wir jetzt verstehen, daß das Geld nur ein untergeordnetes Zwischenglied für den Austausch und die Abschätzung der Arbeitsprodukte ist, dürfen wir nicht gleich denken, der sozialistische Staat müsse das Geld abschaffen und ein neues Prinzip oder einen moralischen Wertmesser an die Stelle setzen. Warum sollten wir nicht auf unseren künftigen Meiereien und Fabriken ruhig für Geldlohn arbeiten, und die „gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit" als immanentes Wertmaß aller Produkte fortbestehen lassen? — Wenn nur dafür gesorgt wird, daß die Arbeit stets menschenwürdig gelohnt und stets lohnende Arbeit vorhanden ist, wird sich die Volksmasse mit unserem Fortschritt gern befriedigen. Und was steht denn heute der lohnenden Arbeit entgegen?

Hier, wie überall, wo wir verstehen wollen, ist erforderlich, die Hauptsache von der Bagatelle zu trennen. Was uns hauptsächlich drückt, ist, daß der Ertrag unserer sauren Arbeit von Tagedieben verjubelt und die menschenwürdige Entwicklung der Produktivkräfte aus Privatinteresse schändlich vernachlässigt wird. Dem ist im sozialistischen Staat doch leicht abgeholfen, indem wir nicht in Diensten des Privatiers, sondern mit unseren eigenen Staatsinstrumenten arbeiten. Auf die Frage, wo wir denn unsere Produkte anbringen, lautet die Antwort: wir kaufen und verkaufen sie unter uns und verzehren sie selbst und verständigen uns nebenbei mit anderen Nationen, was und wieviel wir mit ihnen tauschen. Ob wir da den Wert in Gold oder in einem anderen Produkt geben und empfangen, mögen wir unbesorgt dem konkreten Fall überlassen. Das Gold, das in der bürgerlichen Gesellschaft vorhanden ist, geht der sozialistischen nicht verloren, und wenn es daran mangeln sollte, machen wir es wie der Kaiser von Rußland und andere Potentaten, wir ersetzen es mit Papierläppchen. Vieles ist einzusehen, aber nur nicht, wie eine Gesellschaft in Verlegenheit kommen kann, die Kraft und Mittel hat zu arbeiten, welche die frugalsten Ansprüche macht und mit einer Produktivkraft begabt ist, wie sie die Welt nie zuvor gekannt hat.

In der sozialistischen Zukunft werden die Arbeiter Staatsbeamte und die Beamten werden das, was die große Masse von ihnen auch jetzt ist — redliche Arbeiter. Nur den Dünkel müssen

wir ihnen austreiben, daß leichtfertige Federfuchser berufen seien, den Staat zu regieren. Das kann die Volksmasse besser selbst besorgen. Und wenn sie erst das Regiment erlangt hat, dann steht nichts im Wege, die übermäßigen Gehälter zu beschränken und die Lage der Staatsarbeiter auf eine menschenwürdige Höhe zu heben. Was da im Wege steht, sind einfache Simpeleien.

Zum Exempel die Frage: wie soll künftig über den Beruf entschieden werden? Da von vorneherein nicht zu wissen ist, wieviel die soziale Genossenschaft von diesem oder jenem Produkt konsumiert, und wir zugleich allen Arbeitern lohnende Arbeit schuldig sind, auch natürlich einen jeden nur nach gewohnter Art in seinem Fach beschäftigen können, so wird wohl passieren, was wir durch eine planmäßige Wirtschaft eben verhindern wollen, daß nämlich der sozialistische Markt mit irgend einem Artikel überfahren und überladen wird, während anderes mangelt. Ei ja, solange die Sache nicht vollkommen organisiert ist — und das wird wohl eine Ewigkeit dauern — wird es auch Unzuträglichkeiten geben. Aber ist es nicht genug, wenn fortschreitend die wesentlichsten und empfindlichsten Schäden ausgemerzt werden? Werden nicht auch heute die Arbeiter zu Hunderten aus ihrer Branche herausgeworfen und von einem Metier zum anderen getrieben? Hat nicht der industrielle Fortschritt, die Verbesserung der Maschine usw., an sich schon die Tendenz, die Teilung der Arbeit in gesonderte Fächer insofern aufzuheben, als nunmehr die frühere Kunstfertigkeit auf einfache Handtäfte reduziert wird? Die moderne Industrie bedarf immer weniger fachgeschulte Handwerker, immer mehr und mehr wird die Arbeit allgemeine menschliche Durchschnittsarbeit, die von jedem Durchschnittsmenschen in den verschiedensten Branchen kann besorgt werden. Einerseits erleichtert die Entwicklung der Industrie es, aus dem Schuster einen Weber zu machen, und anderseits geht eben die sozialistische Produktion darauf aus, durch statistische Feststellung des Bedarfes alle Konjunkturen zu beseitigen. Wenn es nun auch in unserem Zukunftsstaate vorkommen könnte, daß jemand, der Maler werden wollte, für kurze Zeit die Schiebkarre fahren müßte, dann wäre es um nichts horribler wie jetzt, wo so viele Generale werden möchten, die schließlich Küster-, Polizeidiener- und andere subalterne Stellen annehmen und lebenslang darin verbleiben müssen.

Verwöhnte Pomadenhengste mögen in Ohnmacht fallen, wenn sie daran denken, daß eine Zeit im Anmarsch ist, wo eiserne Notwendigkeit auch sie zwingt, das zu tun, was sie jetzt in unnötig harter

Weise auf andere Schultern abladen. Die Volksmasse aber hat keine Ursache, sich vor aufgeblasenen Kleinigkeiten zu fürchten.

Für die eigentlichen Arbeiter ist diese Versicherung allerdings überflüssig. Mag aus der Zukunft werden, was will, *schlechter* wie in der Gegenwart kann es für sie nicht sein. Sie haben nichts zu verlieren. Aber nun gilt es, dem Kleinbürger begreiflich zu machen, daß er das Hinauflugen, das Verlangen nach Besitz und Erwerb aufzugeben hat, weil es das unabänderliche Naturgesetz der Volkswirtschaft ist, über die Kleinkrämerei hinweg zur Tagesordnung des Großbetriebes überzugehen. Kaum brauchen wir es ihnen vorzuhalten, sie fühlen ihre wirtschaftliche Misere gar zu gut, sehen zu deutlich, wie ihr bißchen Habe von Tag zu Tag mehr verschuldet, mehr ins Gedränge, mehr zwischen die Gerichtsvollzieher kommt. Truppweise gelangen sie herab in die Reihen des Proletariats. Und wer noch eine eigene Werkstätte und einige Tausend eigenes Vermögen hat, der soll nur ja nicht stolzieren. Morgen trifft ihn ein Verlust und übermorgen ein Todesfall, und was der Vater und die Mutter nicht geahnt, das passiert den Kindern; sie verlassen den hergebrachten Stand und werden Lohnarbeiter sans phrase.

Und nicht nur der Spießer, auch der gemästete Bourgeois leidet an der sozialen Krankheit. Wie wird es heute den Aktionären der Kalker Humboldt= oder der Friedrich=Wilhelm=Hütte bei Troisdorf zumute sein? Sie wissen wohl, daß das Geschäft nur läppert — bis eines frühen Morgens die Hauptaktionäre oder Prioritätenbesitzer herankommen, um zu liquidieren. Die Affäre wird unter den Hammer gebracht und ein kleines Konsortium akquiriert den Schwamm für eine Bagatelle. Nicht nur die kleinen Fische werden von den Hechten, auch die größeren Hechte werden von den weitmäuligen Haien verschluckt.

Unter solchen Umständen muß der erschütterte Bürger wohl disponiert sein, diese elende Welt fahren zu lassen und mit uns eine andere zu erstreben, wo im Notfalle für ihn und seine Kinder menschenwürdig gesorgt ist. Es bedarf nur der Einsicht in den ökonomischen Gang der Dinge, um auch die Kleinbürger stromweise zu uns heranzuziehen. Da ist es denn vom Übel, sie bange zu machen und ihnen eine gewaltmäßige Zukunft vorzumalen. Der Sozialismus hat keine andere Tendenz, wie dem *natürlichen* Zug der Weltgeschichte Luft und Raum zu schaffen. Da gleichen wir wohl den Manchestermännern, die auch behaupten, ihre heutige Konkurrenzwirtschaft sei ewiges Naturgesetz. Jawohl: Nur mit dem Unterschied, daß wir den Menschenkopf, die Planmäßigkeit und den

Vorbedacht mit unter die Naturdinge rechnen und es also auch natürlich finden, Handel und Wandel nicht laufen zu lassen, wie's will, oder wie der Mastbürger will; sondern Vorsorge zu treffen, daß der schon bröckelnde ökonomische künftige Einsturz unsere Häupter geschützt findet.

Dazu ist die Vereinigung aller arbeitenden Kräfte der einzige Weg. Sie wollen nicht mehr jeder für sich, sondern gemeinschaftlich arbeiten, die Arbeit als eine Gemeinschaft betreiben. Der genossenschaftliche Sinn ist dazu vorhanden, bedarf aber der Erweiterung. Sowohl die einzelnen, wie die Fächer und Gewerkschaften sollten sich klar machen, daß das subtile Abwägen von mein und dein in der Kommune nicht gestattet sein kann, daß die generöse selbstlose Hingabe aller Kräfte an die Gemeinschaft dir und mir mehr einbringt als die gerechteste Knauserei.

Gewiß muß alles auf der Welt begrenzt sein. Der Kommunismus der gesamten Zivilisation ist eine verschwommene Idee; die vereinigten demokratischen Staaten von Europa sind noch nicht konstituiert; auch das Deutsche Reich wird schwerlich in der Lage sein, auf seinem ganzen Terrain und in allen Klassen an einem bestimmten Tage die große Genossenschaft einzuführen. Kaum eine kleine Pfarrgemeinde wird sich finden lassen, welche in einer absehbaren Zeit oder auch nur überhaupt den Sozialismus mit allen Konsequenzen dekretieren könnte. Da sind wir denn genötigt, ganz hausbacken an das Bestehende anzubinden. Wir nehmen die politischen Grenzen, wie sie da sind. Die deutschen sowohl, wie die französischen und englischen Arbeiter können ihre Befreiung nur auf nationaler Basis erstreben, ohne deshalb den internationalen Verkehr zu unterbrechen. Die sozialistische Zukunft verfolgt darin denselben Weg wie die heutige Produktion. Warum sollten die Sozialisten nicht das in aller Welt beliebte internationale Gold als Zahlung für ihre Arbeit annehmen, wenn sie nur sorgen, daß das goldene Äquivalent besser wie heute der Leistung entspricht, d. h. daß man dem Gaul auch den Hafer gibt, der ihn verdient. Man wird einfach die Prinzipäle abschaffen und an deren Stelle einen demokratischen Staatsprinzipal einsetzen. Dem hat das Volk dann auf die Finger zu sehen, daß jeder Heller im Sinne der höchsten Gerechtigkeit, im Sinne des Gemeinwohls Verwendung findet. Das sozialistische Ideal liegt im Gemeinwohl, nicht aber in der plumpen Gerechtigkeit einer rohen Gleichmacherei.

Wenn unsere künftige Produktion nur Wichse oder Zündhölzer

zu produzieren hätte, ließe sich vielleicht das Pensum und der Ertrag für jeden Arbeiter genau verteilen; aber auch dann nur unter der Bedingung, daß jeder den eigenen Brei anrührte, durchknetetet formte, einschachtelte usw., kurz, das Produkt von A bis Z herstellte. Aber schon in einer Wichsfabrik ist es vorteilhaft, die Arbeit zu teilen, und läßt sich dann an den fertigen Töpfchen oder Schächtelchen nicht abmessen, noch zählen, ob derjenige mehr geleistet, der den Stoff anrührte oder einfüllte, oder der die Geschichte verpackt hat. Das Wichs-Produkt ließe sich noch gleich verteilen; aber wie soll das mit dem Landesprodukt möglich sein, wo dem einen das Blümchen mißfällt, was der andere zeichnet, und dieser nicht essen mag, was jener kocht?

Die Sozialisten werden wohl viel von der Windbeutelei, von den Fransen und dem Schnickschnack der heutigen Welt beseitigen, ihre Produktion verständiger und einheitlicher halten; aber den Reichtum der Mannigfaltigkeit werden sie sich doch nicht nehmen lassen. Es ist verständig, daß wir unsere Launen und Kaprizen zügeln, also die übermäßigen Schnörkel stutzen, aber die Verschiedenheit des Talents, der Gesinnung und des Geschmackes darf nicht leiden. Nicht Armut, keine Abstinenz und kein Zölibat, kein christlicher Unsinn, sondern Reichtum ist unser Prinzip, und die planmäßige demokratische Produktion kann keine berechtigte Eigentümlichkeit verkümmern lassen.

Da nun dazu alle Mittel reichlich vorhanden sind, soll uns auch die gerechte Verteilung der künftigen Pflichten und Rechte keine übermäßige Sorge machen. Ich schlage vor, wir lassen es anfänglich bei der Geldgerechtigkeit und halten darauf, daß die gute Idee, die schon im heutigen Handel liegt, zur rechten Entfaltung kommt, die rechtschaffene Idee nämlich, daß einer den anderen nicht prellt, nicht übervorteilt, sondern jeder Wert für Wert gibt.

Wenn 1 Stück Leinewand 3 Mark wert ist, dann heißt das bekanntlich, das in 3 Mark enthaltene Gold enthält ebensoviel Durchschnitts-Tagewerk wie 1 Stück Leinewand, heißt also, ein Tagewerk soll so viel gelten wie das andere. Halten wir an diesem guten Grundsatz fest, dann kann die sozialistische Zukunft niemals Bankrot, machen. Die Genossenschaft zahlt ihren Mitgliedern das Tagewerk oder den Normalarbeitstag nach dem Durchschnittspreis, d. h. sie gibt dafür so viel Gold, als in einem Tagewerk für den unmittelbaren sozialen Konsum produziert werden kann, und für dieses Gold kauft das Mitglied in den Konsumläden der Genossenschaft alle Möglichkeit, die ein solcher Durchschnittstag herstellt. (Ein Teil jedes Tagewerkes bleibt notwendig nach wie vor reserviert für den mittelbaren und unpersön-

lichen sozialen Konsum, d. h. für Erziehung, Verwaltung, Versicherung, für Fortführung und Erweiterung der Produktion und so fort, im bewußt kommunistischen Interesse. D. H.) Der dabei mögliche Einwurf, daß in der Tat und Wirklichkeit Tagewerk und Tagewerk nie dasselbe ist, oder daß in einer Werkstätte der eine fleißiger, der andere geschickter, der dritte einen leichteren Dienst hat, daß das geniale Tagewerk mehr wert ist wie das mechanische, sind Wahrheiten, welche die Gewerkschaften unter sich leicht auszugleichen wissen, für das große Ganze aber stets Lappalien bleiben.

Um die Bedenklichen noch weiter zu erleichtern, sei darauf hingewiesen, daß der sozialdemokratische Staatsprinzipal nicht sofort gewaltmäßig alle Privatprinzipäle verschlingen muß, sondern sich anfänglich auf einzelne Zweige und Etablissements beschränkt, um dann durch hohe Löhne und billige Verkaufspreise seinen Konkurrenten das Leben saurer und saurer zu machen. Die sozialistische Staatsproduktion wird zunächst auf die gröbste Notwendigkeit, auf das Substantiellste oder die sogenannten kuranten Artikel gerichtet sein müssen. Die Nippsachen und Eitelkeiten mögen ruhig der Privatarbeit belassen sein, bis der kommunistische Hauptbetrieb soweit organisiert ist, daß mit dem Erfolg die Lust, über Essen der Appetit wächst. Dann mag auch Küche und Hausarbeit sich kommunistisch gestalten, indem unser Staat Hoteliers und Restaurateurs installiert und durch billige Preise und gute Bedienung die Genossen zur Table-d'hote heranzieht. Die größtmögliche Freiheit aber muß bleiben, es muß und kann jedem Arbeiter freistehen, den Ertrag seiner Arbeit nach individuellem Geschmack auf einer einsamen Villa oder im lebendigen Wirtshaus zu verzehren.

Um dieser Freiheit willen erlaube ich mir deshalb den werten Parteigenossen die Frage zur Diskussion zu stellen, ob nicht dem verhaßten Mammon vollständig die Zähne ausgebrochen sind, wenn wir uns den Arbeiter- oder Volksstaat als Meister engagieren, der nebst dem guten Willen die nötigen Mittel besitzt, um jeden Genossen mit einem annehmbaren Dienste und auskömmlichen Gehalt zu plazieren. Dabei ist zu erwägen, daß in der neuen Welt eine neue Sittlichkeit die Menschen ergreifen wird, die dann noch über hundert Schwierigkeiten weghilft, die uns heute wie Berge anglotzen.

Wie der alte Cato jedesmal seine Rede schloß mit einem: „Karthago muß zerstört werden!" — so möchte ich zum Schluß ewig wiederholen: Laßt uns, Parteigenossen, nur über Nebendinge nie die Hauptsache vergessen.

Nachtrag.

Gegenüber dem so vielfach gehörten Vorwurf, der Sozialismus nenne wohl sein Ziel, was er wolle, aber nicht die Art und Weise, wie er es wolle; entweder unterlasse er, sein spezielles Vorhaben zu erklären, oder wisse am Ende selbst nicht, wie er sein Ideal ausführen soll — gegenüber diesem Vorwurf bleibt „Die Zukunft der Sozialdemokratie" bei der alten Reserve. Der Sozialismus will nicht die Zukunft machen, sondern nur die Gegenwart von den Hindernissen befreien, welche sich der geschichtlichen Fortentwickelung entgegenstemmen.

Buckle hat in seiner „Geschichte der Zivilisation in England" darauf hingewiesen, daß das beste, was die staatliche Gesetzgebung bisher getan, in der Aufräumung alter Statuten bestände, daß nicht sowohl die Gesetzgebung als die Beseitigung der Gesetze der positive Teil der Entwicklung sei. Obgleich diese Äußerung sehr nach Manchester, nach der Idee schmeckt, welche den Staat zum Nachtwächter macht, der nichts zu tun hat als das Eigentum des Besitzbürgers zu schützen, so ist dieselbe doch gewissermaßen gerechtfertigt. Jede neue Epoche hat mehr mit Wegräumung des alten Plunders, als mit ihrer Neuschöpfung zu tun.

Die Entwicklung wird nicht von Menschenköpfen erdacht, vielmehr sitzt diese Entwicklung im Fleische der Welt. Sofern wir keine schlechten Projektenmacher sind, entnehmen wir den Äußerungen des Entwicklungstriebes unsere gegründeten Zukunftsprojekte.

Das hat der Sozialismus getan; er folgt mit seinem Denkvermögen induktiv den offenbaren Fingerzeigen, worauf das materielle Weltgetriebe hinweist, und läuft denselben nicht spekulativ voraus. Weder der Geist, der in den Menschenköpfen lebt, noch irgend ein über den Wolken schwebender Monstergeist hat unserem Geschlechte seinen Bildungsgang vorgeschrieben, und kann auch kein verständiger Verstand die Zukunft absehen. Nur soweit das Material in der

Gegenwart vorliegt, sollen und dürfen wir das beurteilen, was demnächst zu geschehen hat.

Und es liegt ein reiches Material vor, ein Material unermeßlichen Reichtums. Die Produkte, woraus dieser besteht, sind schon so unermeßlich, daß die unglücklichen Arbeiter aller zivilisierten Länder, die von der Arbeit leben müssen, nichts zu arbeiten und darum nichts zu leben haben. Jedoch unermeßlicher noch wie die vorhandenen Produkte sind die riesigen Produktivkräfte, die bereit sind zur Erzeugung eines unerhörten Reichtums, wenn nur die vorhandenen Hindernisse weggeräumt sind.

Das erste Hindernis ist die Privatproduktion, welche die Produktivkräfte nur zum Vorteil ihrer Privatbesitzer in Bewegung setzt. Dieses Hindernis muß geräumt werden, und ist nicht zu räumen ohne die Beseitigung der politischen Gewalt, welche es stützt. Ist dieser Widersacher vom Sozialismus geschlagen, so ist die ökonomische Aufgabe des letzteren mittels des vorhandenen Reichtums eine sehr leichte, insofern wir durch übermäßige Skrupel keine Schwierigkeiten hineintragen. Man zählt die offenen Mäuler und kalkuliert das Produkt, welches nötig ist, sie zu stopfen. Insofern ist die Aufgabe schwierig, als wir sie nicht mit Projektmacherei lösen können; sie muß geschichtlich und allmählich, und nicht von einzelnen, sondern von der Volksmasse gelöst werden. Ferner aber tragen beschränkte Köpfe eine Schwierigkeit hinein, die gar nicht vorhanden ist: sie denken, es müsse immer ordentlich vorangehen, und können so weit gar nicht denken, daß sie einsehen, wie wir erst durch Unordnung zur Ordnung gelangen können. Sind doch die gegenwärtigen Verhältnisse so verrückt und der Weiterentwicklung so hinderlich, daß auch die verrückteste Umkehr und die wildeste und ungezügeltste Volksherrschaft immer noch Gold sein würde gegenüber dem bismärckischen „Ordnungs“-Fanatismus und der tollen, verderbenbringenden Wirtschaft der Besitzbürger aller sogenannten zivilisierten Länder.

Wem die Verrücktheit der Gegenwart richtig ans Herz geht, kann um die Zukunft nicht besorgt sein und muß einen detaillierten Plan überflüssig finden. Wer einen Einblick hat in die heutige Volkswirtschaft, hat gar keine Veranlassung, sich von der sozialistischen Volkswirtschaft eine so abnorme Vorstellung zu machen, daß er glaubt, die Sache müsse erst spitzfindig projektiert sein. Die Volkswirtschaft darf nur den Besitzer ändern, an die Stelle der Monopolisten, die sich wohl auch Kapitalisten nennen, tritt die Volksgemeinschaft und schaltet und waltet mit dem Vorhandenen anfänglich recht willkürlich.

Es kommt ja gar nicht darauf an, wie sie es macht und was sie macht: sie ist eigener Herr, und wenn sie es noch so verkehrt macht, ist es noch immer recht, mehr recht, wie es jemals gewesen.

Seien wir kühn und nicht besorgt für den erbärmlichen Krempel, den wir besitzen. Allerdings hat uns die Kultur der Jahrhunderte Schätze gesammelt, die wir konservieren müssen, die sind aber so selbstverständlich, daß wir gar niemanden brauchen, der die Hände darum hält. Das Wesen der Kultur wird sich von selbst erhalten, ihre heutige Form jedoch verlangt nach gründlicher Änderung. Und was da nun Wesen und was Form ist, darf nicht mehr von den „großen Geistern", es muß von der Volksmasse entschieden werden. Nicht der Sozialist, die Entwicklung der Dinge verlangt die Demokratie und muß sie haben, es mag kosten, was es will.

„Revolutionen werden nicht gemacht"; wer dies Wort nicht nur nachspricht, wer es versteht, weiß auch, daß die Zukunft der Sozialdemokratie nicht gemacht wird, sondern sich selbst macht. Gleichwohl hat der Menschenkopf dabei mitzuwirken; auch mein und dein Kopf; jedoch alle Köpfe nur als Mitwirker und nicht a priori, sondern a posteriori. Der Kopf ohne die nötige Demut, der sich überhebende Kopf, ist ein Tölpel. Das Kapitel vom Wesen der menschlichen Kopfarbeit ist ein Kapitel, welches die Demokratie, namentlich die Sozialdemokratie, sehr nahe angeht.

J. D.

Dritter Teil.

Unsere Partei besteht ganz und gar aus Demagogen.*)

Unter dem anrüchigen Namen, den wir hier den Mitgliedern der Sozialistischen Arbeiterpartei beilegen, versteht man Leute, die das Volk politisch aufregen, um sich solche Aufregung zu ihrem Privatvorteil zunutze zu machen.

Zweierlei ist dabei zu merken, es gibt erstlich Demagogen im schlechten Sinne des Wortes, das heißt Leute, die das Volk zu ihrem und ihrer Herrschaft Nutzen politisch düpieren wollen, solche, denen nach Bismarck „etwas politische Heuchelei" unvermeidlich ist; und zweitens gibt es auch Demagogen unserer Art, die das Volk heben und zur Herrschaft bringen wollen, weil das der beste, bravste, solideste und dauerndste Weg ist, sich selbst zu heben.

Auf diese zwei verschiedene Arten müssen wir erst noch besonders hinweisen und sie zu einem Gegenstande der speziellen Auseinandersetzung machen, weil drittens ein böser Gedankenwahn durch die Köpfe geht, der eine große Zahl mit dem Krebsgeschwür der phantastischen Meinung angesteckt hat, es sei die Politik ein Feld der Interessenlosigkeit und geistigen Schwärmerei, und der eigene materielle Vorteil gehöre nicht hinein.

Auf nüchterne Klarheit legt die Arbeiterpartei ein großes Gewicht und muß Gewicht darauf legen, die Ideologie zu zerstören, weil sie das Mittel oder vielmehr das Loch in der Nasenwand ist, wo man bisher dem Volke einen Ring durchgesteckt und es gegängelt hat.

Die Ideologie, von der wir reden, besteht in der geringschätzigen Behandlung der realen Genüsse und der damit verbundenen über-

*) Erschienen im New Yorker „Sozialist", Zentralorgan der Sozialistischen Arbeiterpartei von Nordamerika, vom 27. Juni 1885. D. H.

mäßigen Verehrung der Ideen, namentlich derjenigen Ideen, die sich wegen ihrer umfassenden Größe und wegen ihres unspezifizierten Inhalts zur Konfusionsmacherei besonders eignen. Es sind das die beliebten Ideen des Wahren, Guten und Schönen, des Rechts, der Freiheit und Gleichheit.

Diese schönen Dinge von ihrer realen Basis, von der Pflege des Magens und der Haut, von unserer Nahrung, Kleidung und Wohnung recht weit zu entfernen und in den siebenten Himmel zu erheben, das ist das Merkzeichen jener *schlechten* Demagogen, die das Volk bis dato berückt haben. Namentlich besorgen das die Pastoren und Professoren, die vielfach in der Praxis Schlemmer und in der Theorie Ideenanbeter sind.

Die *wahren* Demagogen, welche die Sozialisten ins Feld schicken, belehren uns, daß nicht fernliegende Dinge, sondern die nächsten und *handgreiflichsten Interessen* der „wahre Jakob" sind, um den es sich in der Politik handelt. Unsere Lehre muß demagogisch sein. Sie kann dem Volke nicht verhehlen, daß wir nichts wissen wollen von dem duseligen *unspezifizierten* Allgemeinwohl, das von der eigenen Person, der eigenen Klasse, dem nächsten Bedürfnis absieht und statt dessen dem Wahren, Guten und Schönen im blauen Dunst abstrakter Allgemeinheit nachjagt.

Wir sind keine Brüder in Christo, sondern brüderliche Lohnarbeiter in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, die täglich mehr und mehr durch ihre leiblichsten Interessen zusammengeschweißt werden, um dem Geschmeiß der Lohnherren, welche uns die Karre von Jahr zu Jahr tiefer in den Dreck fahren, endlich ein seliges Ende zu bereiten.

Zu diesem materiellen Zwecke gebrauchen wir die idealen Güter, die Wahrheit und die Schönheit und Bildung. Wenn die gepriesenen Abgötter uns dazu nicht die Hand reichen wollen, mag sie die Schwerenot holen! Eine Wahrheit, die uns nicht lehren kann, wie wir unsere Blöße decken; ein Recht, das keine Rücksicht auf unsere fühlbarsten Bedürfnisse nimmt; eine Freiheit, die uns zu blutarmen Knechten macht, die sind keine Freiheit, kein Recht und keine Wahrheit, sondern — Humbug.

Keine engen Egoisten dürfen wir sein; aber auch keine Phantasten, die für andere sorgen und nicht an sich selbst denken, die von Begeisterung überfließen, wenn sie die kommenden Jahrhunderte anreden, und den Nachbar vergessen und die nächste Zeit versäumen und überstolpern.

Solche Ansicht, die blind über das eigene Heil hinausfliegt und ohne weiteres die ganze Welt umarmt, engelhaft nennen und dem Sozialismus fälschlich anhängen, ist mit rechtem Namen genannt eine philiströse Bengelhaftigkeit.

Wir sind sonderbare Kerle, welche dem Philister, der das große Wort und die Liberalität vorn im Munde und den Eigennutz samt Beschränktheit und Kleinlichkeit im Hintersack hat, schwer verständlich sind. Wir sind egoistische Brüder und brüderliche Egoisten; wir vereinigen die Widersprüche und machen daraus das höhere Dritte: den wahren Sozialisten.

Charity begins at home, zu Hause muß man mit der Wohltätigkeit anfangen, sagt der Kleinkrämer, der auch klein angefangen und nun ein reicher Mann geworden, damit nicht wenig dick tut und Wunder denkt, wie klug er ist. In seiner Einfalt glaubt er: um die Wohltätigkeit soweit auszudehnen, wie sie der Sozialismus ausdehnt, auf die ganze Gewerkschaft, auf die ganze nationale und schließlich auch noch internationale Arbeiterklasse, da müsse ja der Mensch ein Engel werden. Deshalb will er hübsch zu Hause bleiben und seine Liebe auf Weib und Kind beschränken.

Wir Proletarier dürfen nicht, jeder einzelne für sich und Gott für uns alle, wie die Kleinbürger, mit dem Vater und der Mutter und den Kinderchen an der Hand das Heil suchen gehen — weil die Zeit des kleinbürgerlichen Heils nun ein für allemal vorbei und die höhere Epoche des Großbetriebs angekommen ist. Da konstituieren wir uns als Klasse und pflegen den Klassengeist, um mittels dieser klassischen Pflege aus dem persönlichen Elend heraus zur allgemeinen Menschlichkeit zu gelangen. Letztere, wenn auch „demagogisch" gescholten, ist doch weit entfernt von jenem sanguinischen „Menschentum", welches die nebulosen Freidenker ausposaunen, wie es ihnen Vater Uhlich vorgeblasen hat und das keinen Hund hinter dem Ofen wegzulocken weiß. — Gott ja! die Freidenker und die Radikalen und Kleinbürger, Vermittler und Leisetreter sind auch gute Kerle; aber — da hilft nichts — schlechte Musiker sind es doch. Es sind keine Materialisten von der rechten Sorte, keine klassenbegeisterten Demagogen, die das Volk, klassifiziert wie es nun einmal ist, zusammenscharen können.

Die Proletarier des neunzehnten Jahrhunderts zu Menschen machen, ist eine spezifizierte Aufgabe, welche mit den Schillerschen Versen, mit den „umschlungenen Millionen" und diesem „Kuß der ganzen Welt" keinen Schritt vorwärts zu bringen ist. Der Klassen-

geist muß das besorgen, der einer Lehre huldigt, welche die Massen ergreift; der eine Wahrheit lehrt, für die das Volk offen und empfänglich ist, die sich mit beiden Händen greifen läßt und also die Basis einer Einhelligkeit bildet, welche uns eine genügende Parteimacht zur Überwindung der gegnerischen Partei geben wird.

Wir sind so wenig Gegner der allgemeinen Menschlichkeit, daß gerade ihrethalben wir den einzig praktischen Weg einschlagen, der dahin führt. Das ist der Weg der Klassenorganisation. Um denselben genau einzuhalten und alles Volk zu sammeln, das sich sammeln läßt, stellen wir den unbestrittensten Lehrsatz an die Spitze: die materiellen Güter sind und sollen die Grundlage des Geistes, der Bildung und der Kultur sein.

Das ist echte Demagogie. Nur soll man uns keine schlechte unterschieben, nicht die Worte im Munde verdrehen. Weil wir die materielle Kultur zum Haupthebel machen, sollen nicht die Ideen, sondern nur die Ideologen ausgerottet werden. Aus den Ideen der Wahrheit, Schönheit und Güte bauen wir einen Triumphbogen mit der transparenten Inschrift: „Esel bück' dich, oder ich stoß' dich."

Essen und Trinken ist die Hauptsache.*)

I.

Himmel und Hölle, Wissenschaft und Kunst, Wahrheit, Freiheit und Recht, und wie sonst die schönen Dinge heißen, sind Nebensache.

Das leuchtet dem Arbeiter ein, und es bedarf nicht vieler gelehrter Worte, um es ihm auseinanderzusetzen. Es leuchtet uns ein, ohne jede Auseinandersetzung, weil wir die Entbehrung aus der Praxis kennen. Wer am Notwendigsten Mangel leidet, empfindet, was notwendig, was Haupt- und was Nebensache ist.

Doch nicht genug, daß es die Hungrigen wissen; auch die Satten sollen belehrt werden, jedoch nicht ihrer selbst wegen, sondern wegen denjenigen, die dazwischen stehen, zwischen uns und ihnen.

Es gibt viele Leute, die zu essen und zu trinken haben, denen aber doch der Gedanke nahe gelegt ist, es könnte nächstens damit zu Ende gehen. Dazu gehören die kleinen Leute, will sagen, die Leute mit kleinem Vermögen. Sie gehören weder zu den Satten noch Hungrigen, sondern zu denen, die momentan gesättigt sind und nächstens hungrig werden. Einstweilen sind sie weder Fisch noch Fleisch, bilden aber das Material, aus dem wir Proselyten machen müssen. Da uns obliegt, ihnen Räson zu predigen, müssen wir uns gegen die gespickten Bäuche wenden, weil sie hergehen und den Zöglingen weismachen wollen, Religion und Philosophie, Wissenschaft und Kunst, Bildung, Freiheit und Recht seien die Hauptsache und Essen und Trinken komme erst hintennach. „Wir essen, um zu leben," hat ein alter Philosoph gesagt, „aber wir leben nicht, um zu essen."

Der Leser merkt: wenn wir über die Sache ins reine kommen

*) Erschienen im New Yorker „Sozialist", Zentralorgan der Sozialistischen Arbeiterpartei von Nordamerika, vom 4. und 11. Juli 1885. D. H.

wollen, ist das Philosophieren unvermeidlich, nicht wegen uns und nicht wegen der Prominenten; wegen der Fischlein, die zwischenhin immerfort an der Angel zappeln, müssen wir aus Rücksicht für die Propaganda bestrebt sein, sie von ihrem Hangen und Bangen zu erlösen.

Die Prominenten haben die Professoren und Pastoren in ihren Dienst genommen, welche der Welt seit undenklichen Zeiten vorheulen, der Mensch habe eine unsterbliche Seele und einen übernatürlichen Geist; diese zu bilden und zu pflegen — ich weiß nicht, ob um ihrer selbst willen, „an und für sich“, oder wegen der ewigen Seligkeit — sei das Allererste und Allerhöchste; Essen und Trinken sei ganz nebensächlich und der Leib ein stinkender Madensack.

Es ist nun ein wahrer Spaß, den Schelmen bei diesen Vorträgen und Predigten zuzuhören. Der Fortschritt der Welt hat sie mit der alten Wichse in einen so schroffen Gegensatz gebracht, daß die ganze Gaunerei anfängt handgreiflich zu werden. Um uns darüber zu erklären, wollen wir die Sache nicht beim Paradies anfangen, aber etwas müssen wir doch zurückgehen, so ein paar Schritte mit Siebenmeilenstiefeln.

Nicht viele Jahrhunderte nach Christus fangen die Menschen an, der christlichen Lehre vom Beten und Fasten und des Einsiedlerlebens von Wurzeln und Kräutern überdrüssig zu werden. Die Klöster entarteten, verweltlichten, suchten die Wissenschaft der alten Griechen und Römer hervor, erzeugten die Renaissance und den Protestantismus, und dieser, in Verbindung mit Philosophie und Naturwissenschaft, brachte endlich die moderne Welt zustande.

Hier nun steckt der Has im Pfeffer. Mit den Fortschritten in Industrie und Wissenschaft sind auch die unteren Klassen der Völker so weit fortgeschritten, daß die Kulturerrungenschaften anfangen, den oberen Zehntausend gefährlich zu werden.

Die materiellen Errungenschaften lassen sich unmöglich verheimlichen. Sie sind im Besitz der Prominenten und dienen ihnen als Zwangsmittel, die Volksmasse in ihren Lohndienst zu pressen. Dagegen die höchsten Früchte der geistigen Entwicklung, die Resultate dessen, was die Wissenschaft lehrt über das Verhältnis des Menschengeistes zum Menschenkörper, wie es mit der Pflege des Magens und der Bildung steht, wer von beiden Hauptsache und wer Nebensache — da will man der arbeitenden Klasse ein X für U vormachen.

Ob der Menschengeist vom Körper abhängig ist oder umgekehrt

der Körper vom Geiste, ist eine überaus wichtige Frage. Wenn wir auch unter uns darüber einig und in der Praxis darüber hinaus sind, auch gar keine Gefahr vorhanden, daß wir uns vom rechten Wege abbringen lassen, will doch noch der Weg als der rechte erkannt sein. Wir müssen uns systematisch oder theoretisch darüber Rechenschaft geben können, weil wir die Mission haben, die große Volksmasse katholisch, das heißt einhellig zu machen; wir wollen allesamt einen Weg gehen und ein Seil ziehen. Zu diesem Zweck müssen wir eine einhellige Basis gewinnen, und ist dazu nichts geeigneter wie die wahre Lehre, zu deren Einsicht ohnehin alle Verhältnisse drängen: daß leibliche Dinge die Hauptsache und geistige Nebensache sind.

Unser Materialismus, welcher die Pflege des Leibes sofern über die geistige Bildung erhebt, als er das erstere voranstellt, ist argen Mißverständnissen ausgesetzt, und jemand, dem es mehr um das Verdrehen und Höhnen als um das Begreifen und Verstehen zu tun ist, kann diesen Satz füglich gebrauchen, um damit seine Witze zu machen.

Aber dazu kann man auch jeden Satz gebrauchen, und wohl hatte der alte Hegel recht, als er sagte: Die Wahrheit läßt sich nicht mit einem Satze aussprechen, dazu ist sie zu groß und umfassend. Man kann immer nur einen Teil der Wahrheit in den Mund nehmen. Sofern wir uns über das wahre Verhältnis von Leib und Seele zu unterrichten wünschen, haben wir nicht eine, sondern drei Fragen vor uns. Es handelt sich da um das Wahre, um den Leib und um die Seele — drei Dinge, von denen jedes einzelne groß und inhaltreich genug ist, um ein Menschenleben mit seiner Analyse zu verbringen, ohne sie beendigen zu können.

Deshalb beschränken und bescheiden wir uns hier damit, zu dokumentieren, daß wir keinen Anspruch darauf machen, die Sache bis ans Ende ausgeforscht zu haben, sondern nur sie besser verstehen wollen als die Welt der offiziellen Gelehrsamkeit; nicht etwa, weil uns eine besondere Offenbarung zuteil geworden, sondern weil keine selbstsüchtigen Interessen die sozialistischen Demokraten gegen die Resultate der Wissenschaft voreingenommen haben, sind sie für das Verständnis der neuesten Forschungen um so spezieller disponiert, als eben letztere mit den Interessen des arbeitenden Volkes aufs schönste harmonieren.

Damit das Volk die Befriedigung seiner materiellen Bedürfnisse nicht in den Vordergrund rücke, haben die herrschenden Klassen von

alters her aus der Menschenseele ein Mysterium gemacht, welches sie mit Zeremonien und Weihrauch so umnebelten, daß kein verständiger Blick durchdringen konnte. Sie haben so gehandelt, teils aus aristokratischem, selbstherrlichem Instinkt — sie wußten's selbst nicht besser — teils auch hingen sie aus Schelmerei einen mysteriösen Vorhang um die Sache. Und heute, nachdem das Geheimnis von der unaufhaltsam fortschreitenden Wissenschaft bloßgelegt ist, setzt man noch immer in einer vielfach abgefeimten Weise das Licht der Erkenntnis unter den Scheffel überkommener Irrlehren.

Was dabei den Volkssinn besonders verwirren kann, ist die vorhandene Abstufung der Geheimniskrämerei. Die verschiedensten Farben reichen sich die Hand; von der orthodoxesten Couleur bis zur abgeblaßtesten „Freidenkerei“ bilden alle Parteien eine reaktionäre Masse, sind alle einig: etwas Mysteriöses muß da sein, und die Menschenseele oder der Geist ist das geeignetste Objekt, um etwas Geistliches warm und die nüchterne Anschauung fern zu halten.

Weil es die Aufgabe des Sozialismus ist, das leibliche Bedürfnis in den Vordergrund zu rücken, ist darin die Notwendigkeit eingeschlossen, den geistigen und geistlichen Humbug abzutun. Die von der Wissenschaft bereits in unzweifelhafter Form besorgte Darlegung, daß die geistige Entwicklung der Menschen eine sekundäre Angelegenheit ist, liegt uns ob zu vertreten. Der im Vordergrund stehenden leiblichen Fragen wegen ist die lichtvolle Erkenntnis der Seelenfrage keine fernliegende gelehrte Angelegenheit, sondern eine naheliegende Volkssache, die ganz entschieden zur sozialistischen Diskussion gehört.

Die Wissenschaft zu popularisieren, ist sicherlich eine schwere Aufgabe. Wir sind auch gar nicht der Meinung, daß überhaupt die Wissenschaft von oben bis unten popularisiert werden könnte. *Nur in ihren Resultaten* gehört dieselbe dem ganzen Volk, in ihrer Besonderheit jedoch ist sie das Eigentum der einzelnen Fachleute. Nun gibt es nicht nur Fächer, wie die Elementarlehre der Arithmetik, die jeder sich aneignen muß, sondern auch solche, wie die politische Ökonomie, die *zeitweise* zu einer demokratischen Angelegenheit werden, und ist das Verständnis dessen, was die Wissenschaft über die Erkenntnis von Leib und Seele zutage gefördert hat, kaum minder wichtig.

Die Sozialistische Arbeiterpartei wird nie verlangen, daß alle Mitglieder sich mit den ökonomischen Details beschäftigen; jedoch einige und womöglich recht viele müssen es tun, und es wäre ohne

das die Partei schlecht beschlagen und schlecht zum Kriege und für die Übernahme der unausbleiblichen Weltherrschaft gerüstet.

Dasselbe gilt von dem Verhältnis zwischen Leib und Seele, Sein und Denken, Praxis und Theorie. Seit Aristoteles und noch länger sind darüber bleibende Resultate zutage gefördert worden, die sich von Generation zu Generation vermehren und neuzeitlich einen entschieden materialistischen Charakter angenommen haben, so daß es nunmehr eine rohe Leichtfertigkeit wäre, diese Resultate unbenutzt und unerkannt auf der Seite liegen lassen zu wollen. Wer da sagt, daß der Bildungsgrad des Volkes dafür nicht ausreicht, hat vom Volke und von der Bildung höchst reaktionäre Begriffe.

Es ist notorisch und niemand unbekannt, daß man aus der Menschenseele und speziell aus ihrem Denkvermögen ein abenteuerliches, unbegreifliches, metaphysisches Ding macht. Um zu beweisen, daß Essen und Trinken die Hauptsache sind und das Geistige nachfolgt, müssen wir den Leser überzeugen, daß die Menschenseele kein Metaphysikum, sondern eine klare und bloßgelegte Sache ist, welche die Reaktionäre verheimlichen wollen. Zwar ist dies ein Vorwurf, der dem Gutmütigen ungerecht klingt, weil bei der betreffenden Verheimlichung so viele beteiligt sind, die den von den Interessenten angegebenen hohen Ton aus unschuldiger Dummheit mit- und nachblasen. Doch ändert das so wenig an der Gaunerei der „wissenschaftlichen" Wirtschaft, wie der spitzbübische Charakter der Profitmacherei dadurch geändert wird, daß einige Tröpfe ihr Schäfchen mit dem besten und ehrbarsten Glauben von der Welt geschoren haben.

„An die Arbeiter und ihre Organisationen ergeht die Forderung, daß sie erst so viel politische Macht erobern, um der Wissenschaft den Maulkorb abzunehmen."

Um zur Erläuterung unseres Themas den rechten Standpunkt zu gewinnen, mußten wir uns zunächst auf den Nachweis beschränken, daß die Psychologie oder Seelenlehre eine Branche ist, die dem sozialistischen Agitationsfeld nicht so fern liegt, als diejenigen glauben, welche dafürhalten, daß unsere ganze Aufgabe sich mit Poltern und Wiederkäuen erschöpfe. Der Raum war zu beschränkt, um in der Sache selbst mehr zu tun, als die Frage zu präzisieren, um die es sich handelt: Ist der Menschengeist eine hausbackene Erscheinung oder etwas Geschraubtes, Höheres, Metaphysisches?

II.

Um unser Thema näher zu erörtern, haben wir die Menschenseele und den Menschengeist in den Kreis der Besprechung gezogen. Die Logiker der alten Schule, mit denen wir im Kriege leben, werden fragen: warum bleibst du nicht bei der Stange, was hat der Menschengeist mit dem Essen und Trinken zu tun? Essen und trinken die Tiere nicht auch? Und du wirst doch nicht sagen wollen, daß dies etwas mit dem Menschengeist zu schaffen hat?!

Dieser Ruf „zur Sache!" paßt nicht aus dem Grunde, weil der Gegner von einer Behauptung ausgeht, die erst zu beweisen ist. Wir sind eben dabei, den Beweis liefern zu wollen, daß Essen und Trinken ganz entschieden mit der Seele und dem Geiste zusammenhängt und davon untrennbar ist. Menschliches Essen und Trinken hängt zusammen mit der Menschenseele, und das tierische Fressen und Saufen mit der Tierseele. —

Es ist gleich das ein besonders wichtiger seelischer Punkt, der nicht zu vergessen, daß es auch Tierseelen gibt, und ist dieser Punkt außerordentlich geeignet, uns Licht zu schaffen für den anderen Punkt, worum es eigentlich geht, daß nämlich die Menschenseele kein Metaphysikum ist, nicht mehr und nicht minder mysteriös ist wie jede andere Naturerscheinung, wie jedes andere triviale Ding.

Ein unbeseelter Mensch ist ein Leichnam, kann nicht essen noch trinken, und das geht dem Tiere auch so. Jedes lebendige Tier hat also eine Seele. Wenn wir so fortfahren, haben die Bäume und Sträucher, haben die Pflanzen auch Seelen, denn sie leben; und es findet sich dann schließlich, daß die ganze Welt lebt. Überall ist Stoffwechsel, überall ist Bewegung, überall Leben und Seele.

* * *

Unsere Aufgabe fordert den Beweis, daß Essen und Trinken die Hauptsache, daß das Materielle vorgeht und das Seelische, das Geistige nachfolgt. Wir finden die Lösung der Aufgabe durch den Nachweis, daß das nicht wahr ist, was die Gegner ewig vor- und herleiern: Seele und Geist seien vom Menschenleib unterschiedene, getrennte Dinge. Gegen die übermäßige Trennung, die der Professor und der Pastor machen, lehnen wir uns auf.

Wenn auch das Thema den Namen hat, daß es ein gelehrtes Thema ist, welches ungeheure Studien erfordert, die wir nicht gemacht hätten, so gilt doch unsere Versicherung gerade soviel und darf auch gerade so protzig sein wie die irgendeiner hochnäsigen

Gelehrsamkeit. Der wahre Gelehrte ist jeder, der etwas weiß, und ein solcher versichert nicht. Versicherungen sind Unarten. Die Wissenschaft muß sich erweisen und beweisen. Das Bekenntnis, daß wir uns dieser Forderung unterwerfen wollen, ist hinreichende Demut, und der Trotz und Protz, die dabei unterlaufen, werden notwendig durch die Überhebung hervorgerufen, mit der die falsche, die Pseudowissenschaft die arbeitende Klasse niederzuhalten sucht.

Der Sozialist ist in aufgebrachter Stimmung, und auch mit dem vollsten Recht! Man unterdrückt den Arbeiter leiblich und geistig. Deshalb wird dieser aufständig und rüstet sich — mit Pulver und Blei, aber ebenfalls geistig und mit der Lehre vom Geiste. Wie die Dynamitfabrikation, so wird auch die Seelenlehre in den Klassenkampf gezogen.

Wir behaupten, um es zu beweisen: die Seele ist nicht getrennt vom Leibe; wer den Leib erhält, erhält auch die Seele, und wer den Geist pflegen will, muß ihn materiell pflegen. Es gibt nun eine ganze Masse materialistisch Gesinnter, sogenannt „freidenkender" Menschen, die das teils zugeben; aber nur teils! Das sind die Teilsleute, die geteilten, die Mittelglieder, die weder kalt noch warm, aber ekelhaft sind. Wir können uns nicht darauf einlassen, lange mit ihnen „Männikens" oder Umstände zu machen, denn sie gehören auf die andere Seite, in das feindliche Lager, zur reaktionären Masse.

Unserem Gegner stehen wir ganz geschlossen fest und positiv gegenüber. Der Feind ist einhellig in seiner Feindschaft gegen die Arbeiterklasse. Seine Schattierungen und Unterschiede kümmern uns nicht; nur die Feindschaft halten wir im Auge, nur den Widerspruch gegen unseren Satz: Essen und Trinken geht vor, vor allem, vor Himmel und Hölle, vor Wissenschaft und Kunst, vor Staat und Bildung, vor Seele und Geist.

Wer dieser Tendenz widerspricht, widerspricht den Interessen der arbeitenden Klasse; wer den Interessen der arbeitenden Klasse widerspricht, widerspricht der Wahrheit. Die Interessen der Arbeiter und nicht die der Faulenzer sind wahr und echt, und ihre Verteidigung ist zeitgemäß.

Wir werden in der Wahrheit und mit der Wahrheit beweisen, daß Essen und Trinken die Hauptsache ist. Dabei ist denn unsere Wahrheit von ganz anderer Rasse, als die verduselte, verhimmelte, spiritistische, mystische Wahrheit des feindlichen Lagers. Wir suchen und wollen und mögen nichts wissen von der Wahrheit „an sich", von der „allgemeinen", „ewigen", „lauteren". Wir wollen die spezi=

fizierte, menschliche, zeitliche, geschichtliche, mit dem Ort, Raum und Leib verbundene, mit den besonderen Zu- und Umständen verknüpfte, hausbackene, materialisierte Wahrheit, die so substantiell ist, daß man sie vor sich auf den Tisch legen, zerschneiden und analysieren, essen und trinken kann.

Das, meine Herren, ist marxistische Wahrheit! — Das Verdienst unseres berühmten Vorgängers beschränkt sich nicht auf die Analyse des Kapitals und der politischen Ökonomie, nicht auf die Klärung der Werttheorie oder des historischen Begriffs. Marx hat das Verdienst, eine neue Theorie der Wahrheit, die wahre Erkenntnistheorie, entdeckt zu haben, welche von dem Zusammenhang zwischen Leib und Seele, zwischen Sein und Denken handelt. Er beansprucht das nicht, und wir wollen auch keinen Personenkultus an seine Leistungen knüpfen. Es hieße die marxistische Lehre durchaus verkennen, wenn man das, was ein Produkt mannigfaltigster Beiträge ist, die im Verlauf der Kultur von Generationen angesammelt wurden, als Wunderleistung irgendeiner Persönlichkeit betrachten wollte. Das wäre das Gegenteil des marxistischen wissenschaftlichen Geistes.

Wir knüpfen die neue Wahrheit oder vielmehr die neue Theorie der alten Wahrheit an den Namen Marx, weil man eben für alles eines Namens bedarf; so ungefähr, wie man die Reformation an den Namen Luthers knüpft, obgleich viele Reformatoren vor ihm und neben ihm geholfen haben, die Reformation zu machen, die doch wohl viel sicherer ohne den Luther zustande gekommen wäre, wie der Doktor Martin ohne seine Helfershelfer. Wir knüpfen die neue Revolution, die in den marxistischen Ideen bereits klar vorhanden ist, an diese Ideen, so ungefähr, wie Heinrich Heine von der alten neunundachtziger Revolution sagte und ihrer fatalen Doktrin: „An allem ist schuld Jean Jacques Rousseau, Voltaire und die Guillotine."

Die neue Theorie der Wahrheit, die eine neue Seelenlehre einschließt, welche die Professores zu interessiert sind zu erkennen, und was sie erkennen, auch noch totschweigen möchten, welche dennoch nächstens die Spatzen von allen Dächern pfeifen, ist von der geschichtlichen Völkerbewegung, wo die Leiber, Seelen und Geister ineinander fließen, zutage gefördert. Marx hat das Verdienst, der Sache einen räsonabeln Anstoß versetzt und sie in das Herz der arbeitenden Klasse getrieben zu haben, der es nun obliegt, dieselbe weiter zu popularisieren und ihr die nötige Propaganda zu schaffen.

Wir stellten den Satz: Essen und Trinken ist die Hauptsache, deshalb als These auf, um daran den Geist zu demonstrieren, den die

Wissenschaft im Verein mit dem Völkerleben produzierte und klarstellte, der nun ein sozialistischer Geist geworden ist, woran jeder Sozialist teilhat und teilhaben muß.

Wie der Sozialismus lehrt und lehren muß, daß das menschliche Individuum nur in beschränktem Sinne individuell, in einem höheren Sinne nur ein kleines Teilchen, ein relativ unbedeutendes Teilchen der großen Gemeinschaft ist, so lehrt auch der Sozialismus — diese Lehre ist eminent sozialistisch — daß die Seele, die das Individuum im Leben, und der Geist, den es im Kopfe hat, Partikel, Stücke des generellen Geistes und der generelle Geist ein Stück der leiblichen, materiellen Wirklichkeit ist.

Unsere reaktionären Gegner machen aus dem Unterschiede des Geistes und der Materie eine übertriebene Kluft. Sie glauben oder tun so, als wäre der Name „Materie“ an das Tastbare gebunden, und was nicht schwer und nicht tastbar wäre, wie zum Beispiel das Licht, der Rosenduft oder die Wärme, dergleichen müsse Kraft heißen und nicht Stoff. Wir dagegen machen darauf aufmerksam, wie diese Trennung zwischen Kraft und Stoff nicht weniger eine formelle ist, als wenn auch dieser Apfel eine Reinette und jener eine Rabaue genannt wird. Ganz so wie mit der Apfelnatur der Rabauen und Reinetten verhält es sich mit der materiellen Natur des Leibes und der Seele. Der natürliche Unterschied ist nicht zu leugnen; aber auch ist die Einheit in der Natur auf alles, absolut auf alles auszudehnen.

Um den Satz wirksam zu machen, daß Essen und Trinken die Hauptsache, müssen wir verstehen lernen, wie die geistigen Schätze, die man teils abergläubisch, teils listig übermäßig verherrlichen will, wie die „ewige Wahrheit“, die „unsterbliche Seele“ oder die „Kraft der Intelligenz“ mit dem Handgreiflichen von einer Natur sind. Die Wahrheit von der Ein-Natur, was man Monismus nennt, ist nicht mit dem Mikroskop oder Teleskop zu suchen, obgleich das Hilfsmittel sind, in ihre Details einzudringen. Die wahre Einheit und ihre Wahrheit wird in ihrer Universalität nur erkannt durch Einsicht in das logische Wesen der Nomenklatur.

Leib und Seele sind zwei verschiedene Namen für zwei verschiedene Erscheinungen einer Natur. Wenn wir das Leben, die Seele, den Geist, die Vernunft, den Intellekt, und wie die Namen alle heißen, als verschieden benamte Naturerscheinungen erkannt haben, dann ist das Mysterium und der Mystizismus aus der Welt geschafft.

Damit der Arbeiter die Materie, womit der Magen gefüllt

wird, nicht zu gering achte, muß er wissen, daß die Wahrheit keine geistige Natur hat in dem mysteriösen Sinne des Wortes, wie die offizielle Welt sie auslegt. Die materielle Natur ist ebenso wahr wie die geistige. Beide Naturen sind von einer Wahrheit; beide Wahrheiten von einer Natur, und wer da die erste und wer die letzte ist, hängt nicht von verpfafften Meinungen ab, sondern von Zeit und Umständen. In der heutigen Zeit und für die Arbeiterklasse hat Essen und Trinken den Vorzug vor allen Kulturanhängseln. Wenn man uns belehren will, daß es damit nicht genug ist, daß auch feinere Vergnügen, wie Tanz und Musik, dazu gehören, so lassen wir uns das gefallen und dergleichen nachkommen; dann mag auch Schönheit und Kunst, Moral und Sittlichkeit, Staat und Gesellschaft, und wie sonst der geistige und vergeistigte Schnickschnack noch heißt, nachfolgen — nachfolgen. Doch immer nur mit der Hauptsache langsam voran.

Der Menschengeist ist eine körperliche Eigenschaft.*)

Deubler, der kürzlich verstorbene sogenannte „Bauernphilosoph", hat sich auf sein Grabmal eine Inschrift setzen lassen, welche mit den Worten beginnt: „Der Geist ist eine Eigenschaft des Körpers."

Mit diesen Worten ist ganz richtig der Sinn des Materialismus ausgedrückt, das heißt des Materialismus des 18. Jahrhunderts. Dagegen kann sich der materialistische Sinn des 19. Jahrhunderts mit diesem Worte oder wenigstens mit dem Sinne, den ihm der gewöhnliche Sprachgebrauch unterlegt, gar nicht einverstanden erklären. Wir wollen hier durchaus nicht gegen die Grabschrift Deublers polemisieren, sondern nur den Unterschied zwischen dem Materialismus des vorigen und dem des gegenwärtigen Jahrhunderts hervorheben, welcher letztere die theoretische Grundlage bildet, aus der die praktischen Lehren der Sozialdemokratie hervorgegangen sind.

Die letzten Worte sind leicht mißdeutbar. Wir wollen uns näher darüber erklären. Der Sozialismus ist auf keine von der Praxis getrennte Theorie gegründet. Theorie und Praxis haben vereint durch Wechselwirkung es dahin gebracht, daß der Sozialismus heute als ein Materialist dasteht, der seinen Namensvettern, den Materialisten früherer Jahrhunderte überlegen ist.

Der Materialismus hat viele Abteilungen oder Arten; die Art aber, die wir propagieren, ist, wie Marx und Engels sich ausdrücken, „antimetaphysisch von Profession". Jedoch nennen wir uns nicht Materialisten in dem Sinne, als hätten wir niemals etwas von Metaphysik erlebt. Vielmehr ist der moderne Materialist ein durch die Erfahrungen der Metaphysik bereicherter Physikus. Der angeführte Satz aus der Deublerschen Grabschrift verrät gleich durch

*) Erschienen im New Yorker „Sozialist", Zentralorgan der Sozialistischen Arbeiterpartei von Nordamerika, vom 19. Dezember 1885. D. H.

seine Form, daß damit die Quintessenz des modernen Materialismus mißverstanden wird.

Es gibt bekanntlich viele praktische Materialisten, die man besser „Lebemänner" nennt. Wir haben es hier natürlich nur mit den theoretischen Materialisten zu tun, die deshalb noch gar nicht unpraktisch sind. Der theoretische Materialismus hat sich lebenslänglich nicht nur mit der Materie, sondern vornehmlich auch mit der Frage nach dem Herkommen, der Beschaffenheit und Klassenzugehörigkeit des menschlichen Geistes beschäftigt, und namentlich was und wie sie über diesen Geist denken, charakterisiert die verschiedenen Arten der materialistischen Denkweisen.

Der moderne Materialist ist geistreich auch in dem Sinne des Wortes, daß es ihm nicht genügt, den Geist als eine Eigenschaft des Körpers charakterisiert zu haben; er will auch das Umgekehrte, den Körper in gewissem Sinne als eine Eigenschaft des Geistes behandelt wissen.

Wir sagen: „in einem gewissen Sinne", weil in einem anderen übertriebenen Sinne die Körperwelt von dem spekulativen Philosophen als ein geistiges Anhängsel mystifiziert wurde.

Wenn man aber die Frage so klobig stellt: ob der Geist ein Anhängsel des Körpers oder der Körper ein Anhängsel des Geistes, — dann ist der moderne sozialistische Materialismus unzweifelhaft auf Seite der körperlichen Substantialität. Doch dürfen wir nicht verkennen, wie solche Stellung der Frage eine geistlose, unzulängliche Antwort hervorrufen muß.

In dem Disput zwischen Geist und Materie handelt es sich gar nicht darum, wer eine wichtige Sache und wer eine bloße Eigenschaft, wer Substanz und wer Akzidenz ist. Das ist gleichsam eine Frage nach dem Herrn und seinem Diener, während wir im 19. Jahrhundert demokratisch denken sollen, so daß wir die beiden, den Geist und die Materie, nicht als subordiniert, sondern als koordiniert, als gleiche Subjekte einer Art erkennen.

Die Inschrift: Der Geist ist eine Eigenschaft des Körpers, besagt eigentlich nur, daß beide zusammenhängen. Insoweit ist der Satz wahr. Aber zugleich sagt der Satz auch, die Materie ist die Hauptsache und der Geist untergeordnet. Letzteres jedoch ist eine zweifelhafte Sache, wenn wir uns so problematisch ausdrücken dürfen.

Das Gegenteil davon ist ebenso wahr: Der Geist beherrscht auch die Materie, durchschaut, erkennt und modelt sie.

Der holländische Scholastiker Hugo Grotius hat sich mit der

Frage beschäftigt, „ob die Materie nicht denken könne". Wenn wir uns mit der umgekehrten Frage beschäftigen wollen, ob das Denken sich nicht materialisieren könne, wäre das ein ebenso räsonables Problem. In der Tat jedoch ist kein Problem mehr vorhanden. Die Materie kann denken und denkt auch, und das Denken materialisiert sich täglich, zum Beispiel unter den Händen des Künstlers, und hoffentlich wird sich auch die Idee des Sozialismus materialisieren.

Die Erklärung oder Auseinandersetzung, die Analyse des Problems ist jedoch eine vexierliche Sache, weil wir gewohnheitsmäßig Materie und Geist als zwei entgegengesetzte Dinge betrachten, während die fortgeschrittene Wissenschaft sie als eine höhere Einheit erkannt hat; als „höhere" Einheit, das heißt, sie sind nicht eins, aber sie sind zwei Varietäten einer Art, zwei Individuem einer Gattung.

Der moderne Materialismus verlangt, daß wir von der Materie nicht zu plump und vom Geiste, von der Denkkraft, nicht zu spiritistisch denken; er verlangt die Vermittlung. Beschränkt man den Begriff der Materie auf das Schwere oder Tastbare und betrachtet den Geist als das Kind einer metaphysischen Welt, so kann man unmöglich zu einem Verständnis oder zu einer Verständigung gelangen. Man muß die Mittelglieder aufsuchen, das sind solche Materien, die weder schwer noch tastbar sind, zum Beispiel das Licht, die Wärme, die Elektrizität, der Schall und der Geruch.

Von diesen zu sagen, es seien Kräfte und keine Stoffe, und also durch verschiedene Namen die Dinge auseinanderzuhalten, führt nicht zum Ziel, bringt keine höhere Erkenntnis. Im Gegenteil, die neuere naturwissenschaftliche Lehre von der „Verwandlung der Kräfte", welche dazu getrieben hat, Schwere, Wärme, Elektrizität usw. als Varietäten einer Art zu begreifen, das allein ist der Weg des lebendigen Begriffes.

Um dem ungeübten Denker, der in diesen Dingen an Namen klebt und dadurch in der Konfusion stecken bleibt, zu einem helleren Gesichtskreis zu verhelfen, ist nichts ratsamer, als die gewohnte Nomenklatur zu verlassen und sich zum Beispiel zu sagen: das Schwere und Tastbare, das Licht, der Ton oder Schall, die Wärme usw. sind keine Materien, keine Stoffe, keine Kräfte, sondern Naturerscheinungen. Da endlich haben wir einen Namen, der soweit alles umfaßt, daß wir nun auch den Menschengeist, das Denkvermögen, leicht in dieselbe Kategorie bringen können. Der Geist ist eine Naturerscheinung und die Materie desgleichen. Soweit sind beide

Dinge von einem Kaliber. Auf diesem Wege und nur auf diesem ist gründlich aus der Metaphysik herauszukommen.

Metaphysik heißt die Sucht nach Übersinnlichem, Übernatürlichem, Überschwenglichem, Anderweltlichem. Der metaphysischen Sucht, die Welt auseinanderzureißen, steht die wissenschaftliche Sucht entgegen, die alles zusammenreimen oder verbinden will. Welches von beiden krankhafte Sucht und welches berechtigter, unveräußerlicher Trieb, ist für unsere Leser außer Frage.

Wir sind wissenschaftlich gezwungen, die Dinge der Welt als Einheit zu erfassen; der Gegensatz von Materie und Geist macht keine Ausnahme.

Solange man den Geist zu einer Eigenschaft des Körpers macht, ist dieser Gegensatz nicht hinreichend überwunden. Körper und Geist wollen als gleichberechtigte Varietäten e i n e r Natur betrachtet sein. Auf diesem Wege erst lernen wir das Denken als eine natürliche Erscheinung betrachten, dem kein metaphysisches Geheimnis mehr anhängt. Gewiß ist das Denken eine Eigenschaft, aber das Schwer-, Tastbar-, Materiellsein ist auch nur Eigenschaft. Zu einem gediegenen Verständnis des sozialistischen Materialismus gehört es, über das logische Verhältnis von Subjekt und Prädikat genau informiert zu sein.

So wenig, wie man von der Abstammung des Menschen weiß, wenn man gehört hat, er stamme vom Affen, ebensowenig begreift man vom Denkvermögen, wenn man sich sagen läßt, es sei eine Eigenschaft der Materie, oder es sei eine Hirnfunktion. Die Tierabstammung des Menschengeschlechtes und das Gebundensein unserer Gedankenarbeit an das Hirn ist evident genug. Es ist auch wahr, daß die Malerei eine Pinselarbeit ist, und dennoch hat derjenige, der das sagt, uns wenig von der göttlichen Kunst berichtet.

Daß das erste Menschenpaar in einem Affennest gesessen habe, ist absolut unerklärlich, und die Geschichte, so nackt hingestellt, ist um kein Haar glaubhafter wie die von Adam und Eva im Paradies. Wenn wir aber erfahren, daß wenigstens einige hunderttausend Dutzend Zwischenglieder ausgestorben sind und also eine merkwürdige Kluft zwischen Affe und Mensch entstanden ist, oder wenn gar ein Zoologe uns diese ausgestorbenen Zwischenglieder durch ein Dutzend vielleicht im Eise vorgefundener, vorweltlicher, nunmehr ausgestopfter, markanter Exemplare vorzeigen könnte, würde somit die Sache lichtvoll.

Ebenso ist es mit der materialistischen Erklärung des Sozialismus. Wir sagen nicht, der Geist ist eine Eigenschaft des Körpers.

Wir sagen dir nur, du solltest von der Körperlichkeit dir nicht eine so grobtastige Vorstellung machen, als seien zwischen der schweren Naturerscheinung und der geistigen nicht genug lichtvolle Mittelglieder vorhanden. Ich taste das eine, sehe das andere, höre das Dritte, rieche das Vierte und fühle den Geist, den Denkprozeß, so unzweifelhaft im Kopfe rumoren, wie ich das Herz in der Brust pochen fühle.

Daraus folgt, daß das denkende Wesen nicht gemäß irgend einer Hypothese, sondern zufolge unseres leiblichen Gefühls ein sinnliches Wesen ist, das ebensowenig wie irgend eine andere Naturerscheinung etwas mit der Metaphysik zu tun hat.

Ob nun auch der Geist ein körperliches, materielles Wesen genannt werden darf, hängt einzig davon ab, wie weit man die Namen Körper und Materie ausdehnt. Sollen wir nur das Tastbare, oder auch das Sichtbare, Hörbare, Fühlbare körperlich und materiell nennen? Wenn man die Nacht dem Tage zuzählen darf, warum nicht den Geist unter die physischen Materialien?

Ein paar Worte über die Menschenseele.*)

I.

Das Bild einer Wolke, eines Hauses oder eines Baumes hat jeder im Kopf. Aber wie sieht es mit dem Bild von der Menschenseele aus?

Um diesem näherzutreten, machen wir darauf aufmerksam, daß der Abstand oder Unterschied zwischen jenen sichtbaren Dingen und der Menschenseele zu groß ist, um eine wirksame Erkenntnis einzuleiten. Wir müssen Zwischenglieder aufsuchen, welche die Vermittlung besorgen.

Von allem Sichtbaren läßt sich leicht ein Bild machen. Aber gibt es auch Bilder von Tönen, Gerüchen oder Gefühlen? Können wir uns ein Bild vom Schmerz machen? Wohl nur unter der Bedingung, daß man solchen Bildern, die man nicht sehen kann, einen unterschiedlichen Namen gibt. Man nennt sie Vorstellungen.

Diejenigen Bilder, die wir von sichtbaren Dingen im Kopf haben, sind ja auch keine eigentlichen Bilder, sondern nur vorgestellte oder Vorstellungsbilder.

Vorstellungen sind also geistige Bilder. Solche besitzen wir von allem, von allem Wahrgenommenen. Eine Wahrnehmung ist der Ton, der Geruch, der Schmerz und auch die Menschenseele.

Es ist das Grundelement der Seelenkunde, die Menschenseele als eine Wahrnehmung zu klassifizieren. Damit wissen wir allerdings sehr wenig von ihr, aber doch schon etwas Bedeutendes, und zwar dasjenige, was aller näheren Kenntnis unseres der Betrachtung geweihten Gegenstandes vorausgehen muß. Wenn ich dem Zögling der Psychologie klarmachen kann, daß die Seele eine Wahrnehmung

*) Erschienen im Januar und Februar 1886 im New Yorker „Sozialist", Zentralorgan der Sozialistischen Arbeiterpartei von Nordamerika. D. H.

ist, dann habe ich das erste Element gewonnen, woraus ein klares Bild von der Seele zu machen ist, und habe den Schüler der Seelenkunde zugleich den Klauen des Pfaffen entrissen.

Der Pfaff macht aus der Seele ein Geheimnis, ein Mysterium. Machen wir eine Wahrnehmung daraus, so wehrt er sich schon mit Händen und Füßen dagegen, weil damit der erste Schritt zur Klärung eines Wassers geschieht, worin es sein Amt ist, im Trüben zu fischen.

Was man behauptet, muß man beweisen. Beweisen wir, daß die Seele eine Wahrnehmung ist. Der Leser halte dabei wohl im Auge, was „beweisen" heißt. Der Beweis soll nicht auf der Wortmacherei beruhen, sondern unsere Worte sollen nur die Wahrnehmungen, die Erfahrungen ins Gedächtnis zurückrufen, die der Leser im praktischen Leben erlebt, erfahren oder wahrgenommen hat. Unser Beweis ruht nicht auf Fisimatenten oder Augenverblendung und Verstandesverwirrung, sondern auf Erfahrungen, Erlebnissen oder Tatsachen.

Wenn du zugestehst, daß du von der Wolke, vom Baume, vom Hause ein Bild im Kopf, eine Vorstellung hast, wenn auch nur eine trübe, dunkle, vage, so hast du zugestanden, daß du Seelenregungen erfahren hast. Wenn aber Erregung der Seele, dann hast du das Seelenleben und die Seele selbst erfahren, dann hast du zugestanden und muß dir so viel klar sein, daß die Seele eine Wahrnehmung ist.

Die Menschenseele ist also ein empfundener, gefühlter, wahrgenommener Gegenstand, ein Ding des Lebens, der Natur und der Erfahrung, wovon wir demnach erwiesenermaßen eine Vorstellung haben, wenn auch vorläufig nur eine duselige.

An der bis hierher vorgetragenen Seelenlehre wäre wohl noch ein fraglicher Punkt. Denen gegenüber, die so arg darauf versessen sind, ein Geheimnis aus der Sache zu machen, müssen wir den Punkt, wenn auch kurz, doch besonders ventilieren. Niemand leugnet, Seelenerregungen erfahren oder wahrgenommen zu haben. Indes, es gibt Geheimniskrämer — und deren sind viele — die einwerfen, der Mensch erfahre nur die Wirkungen seiner Seele, aber nicht das geheimnisvolle Ding, das diese Wirkungen loslasse.

Es ist das ein böser Punkt, über den schon unendlich viel Papier beschrieben und bedruckt worden ist. Jedoch, wem es nicht um Wortklauberei, sondern um deren Beseitigung zu tun ist, wird einsehen, daß alle Dinge aus Wirkungen zusammengesetzt sind. Der Windstoß ist auch nur eine Wirkung des Windes, und doch ist der-

jenige vom Winde selbst gestoßen worden und hat den Wind erfahren, der sagen mag, die Windwirkungen hätten ihn umgeblasen.

Die Menschenseele ist ein Erfahrungsgegenstand wie jeder andere. Nicht jeder Gegenstand ist sichtbar und tastbar; darum ist doch der Blumenduft und der rollende Donner nicht weniger ein erfahrungsmäßiger Gegenstand wie jeder andere.

Die Wissenschaft kann keinen Schritt in der Klarlegung des Seelenlebens tun, ohne ihr Objekt von dem Vorurteil loszumachen, daß es kein Ding wie andere Dinge, sondern ein besonderes Geheimnis sein soll.

Die Eiche ist keine Buche, doch sind dies zwei Bäume und sind darin gleich, Bäume zu sein. Es gleichen sich alle Dinge der Welt darin, daß es Erfahrungsgegenstände sind. Geheimnisvoll ist auch das Sichtbare und das Tastbare. Hölzer und Steine nicht weniger wie Töne und Menschenseelen; an allem gibt es Unendliches zu studieren.

Wir haben also von der Seele erfahren, daß sie das Bildermachen versteht. Rubens hat den heiligen Franziskus gemalt. Wenn nun jemand, der dies Bild vor sich hat, zum Laien sagt: Sieh her, dies ist ein Rubens, so würde der sich wundern und antworten: Rubens war doch ein Maler und hier sieht er ja aus wie ein Kapuziner. — Damit wollen wir den zwieschlächtigen Charakter des Bildes darstellen: Es ist der heilige Franz und zugleich auch ein Rubens.

Genau so ergeht es den Bildern, welche von der Menschenseele gemalt sind. Sie malt Bäume, Häuser, Landschaften, Stilleben, Historienbilder und alles mögliche. Aber es ist ein unendlicher Zank darüber entstanden, ob die von der Seele gemalten Bilder Seelenbilder genannt werden müssen, oder ob es Kapuziner, Landschaften, Historienbilder sind. Unsere Vorstellungen und Seelenschöpfungen haben eben einen zwieschlächtigen Charakter. Die Seele gibt uns keine Wahrheit, sondern nur Konterfeis von der Wahrheit.

Der Rubens malt den heiligen Franz; aber es ist nicht der heilige Franz, sondern nur ein mehr oder minder gut getroffenes Bild von ihm. In unserem Seelenleben findet sich derselbe Sachverhalt. Denselben nicht begriffen, zwischen dem Original und Konterfei nicht unterschieden, den Rubens und seinen Kapuziner miteinander verwechselt zu haben — das ist das Leiden der alten verpfafften Seelenkunde.

Bildermachen ist das Handwerk der Menschenseele. Doch geht sie darin nicht gerade auf. Sie hat auch noch andere Häuslichkeiten zu besorgen. Sie empfängt Gefühle und produziert Empfindungen. Sie ist ein reiches Wesen und besitzt viele Eigenschaften. Wir aber

wollen uns diesmal nur an der einen halten, an der Kunst, „Vorstellungen“ zu geben.

Wir haben gesehen, Vorstellungen sind Bilder, die bald schlecht, bald besser „getroffen“ sind; je nachdem ist das Produkt der Menschenseele bald eine trübe, konfuse Vorstellung, bald ein heller, klarer Begriff.

Vorstellungen und Begriffe unterscheiden sich, wie gute und schlechte Bilder. Die Seele ist intelligent, und intelligente Bilder machen, ist eine wahre Kunst.

Unser Zögling der Psychologie hat in der ersten Stunde bereits genug von dieser Wissenschaft erlernt, wenn er nur festhalten will, daß die Seele eine erfahrungsmäßige Kraft ist wie andere Kräfte und von diesen sich unterscheidet als eine Künstlerin, die versteht, intelligente Bilder zu malen.

II.

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Unsere Seele produziert Vorstellungen — das sind ihre Früchte. Sie ist ein Baum, auf dem auch noch andere Früchte reifen. Wir wollen uns jedoch auf die Vorstellungen beschränken, weil man nicht alles auf einmal tun noch erlernen kann. Zum Zweck der Seelenerkenntnis soll man, wie bei anderen Dingen, Schritt vor Schritt gehen.

In der Erwartung, daß nichts dagegen zu sagen, daß die Sache selbst evident ist, wenn Vorstellungen als Seelenbilder, als Bilder bezeichnet werden, welche die Seele gemalt hat, gehen wir einen Schritt weiter und fügen zu, daß Vorstellungen solche Seelenbilder sind, welche ihre Gegenstände nur noch sehr neblig darstellen. Es gibt aber auch klare Vorstellungen, die jedoch einen anderen Namen führen. Man nennt sie Begriffe. Begriffe sind klare Vorstellungen, und Vorstellungen sind konfuse Begriffe. Es gibt Begriffe, die mehr oder weniger jedem klar sind. Von der Stadt, vom Dorf, vom Baum und vom Berge hat jeder einen annähernd korrekten Begriff. Zur näheren wissenschaftlichen Korrektheit gehört allerdings noch eine Darstellung, die gar zu schulmeisterlich ist, um sie hier zu produzieren. Wir wünschen diesmal nur, dem Interessenten ein entferntes Bild davon zu geben, wie der Unterschied zwischen den verschiedenen Abteilungen des menschlichen Intellektes, zunächst zwischen Vorstellung und Begriff, ein kleiner und gradueller ist. Es bestehen da Schattierungen aus dem tiefsten Dunkel bis zur lichtvollsten Helligkeit, vom trübsten Gedankenflug bis zur pointiertesten Erkenntnis.

Die Menschenseele übt viele Funktionen, die wohl alle gleich wichtig sind, doch ist das Erkennen eine Funktion, welche insofern am wichtigsten, als sie am geheimnisvollsten ist. Das Geheimnis aus der Menschenseele auszutreiben, Klarheit in sie hineinzubringen, war das Streben aller Kultur. Alle Wissenschaft strebt nach Aufdeckung, nach Beseitigung der Geheimniskrämerei. Die Astronomie deckt die Geheimnisse der Sternenwelt auf und die Psychologie die Mysterien der Menschenseele. Das „Problem der Erkenntnis" ist bekanntlich das größte Problem, das, woran die sogenannten größten Geister, Pythagoras, Plato, Aristoteles, Kant und Hegel gearbeitet haben.

Neben der Arbeit der großen Geister, welche auf Klärung des Problems zielten, haben aber auch verpfaffte Geister geschafft, um es möglichst in alten, versteinerten Formen festzuhalten. Deshalb war die Arbeit der Wissenschaft eine im gewissen Sinne antireligiöse. Die religiöse Vorstellung macht aus der ganzen Welt womöglich mysteriöse, übernatürliche und unnatürliche Schöpfungen. Aus ihren alten Positionen, aus der heiligen Sonne, dem heiligen Krokodil und der heiligen Kuh vertrieben, haben die Religiösen sich in die Menschenseele geflüchtet, indem sie aus der Menschenseele, namentlich aus der Erkenntnis ein Unerforschliches machen.

Das Geheimnis der Menschenseele ist die letzte religiöse Position. Wer dies Geheimnis in eine natürliche Vorstellung oder gar in klare Begriffe auflöst, schlägt dem Glaubensfaß den Boden aus. Ja, er tut noch mehr. Mit einem treffenden Bilde unserer Denk- oder Geisteskraft, mit der Begriffsklarstellung des Erkenntnisvermögens wird der menschlichen Erkenntnis oder Wissenschaft Tür und Tor noch mehr geöffnet, als bisher schon offen steht.

Die Analyse einer Rechenaufgabe ist zugleich Lösung. Die Analyse unseres Problems enthält die Enthüllung der Sache. Ist die Menschenseele eine Sache? Entschieden! Wem das Wort nicht paßt, der ändere es und setze „Objekt". Wir können mit der Worttüftelei nicht auskommen. Die Seele und auch der Teil, den wir besprechen, die Erkenntnis, ist eine Wahrnehmung, Erfahrung, Naturerscheinung, eine Sache, ein Objekt. Der Begriff tut alles! Name ist Rauch und Schall!

Wir haben es dem Leser in der ersten Stunde gesagt: die Seele will als eine leibliche Wahrnehmung wie andere Wahrnehmungen, ihre Funktionen, ihre erkennende Kraft, ihr Begriffsvermögen wollen als Bildermacher erkannt sein. Wir wollen uns ein

begreifliches Bild machen von jenem Ding, das wir täglich und stündlich als Denkkraft erfahren und gewahren.

Wir können dem Leser zu diesem Bilde verhelfen, wenn er redlich mitwirkt, nicht etwa, weil dem Autor eine besondere Offenbarung zuteil geworden, sondern weil die genannten großen und viele andere kleine Geister das gewünschte und vortreffliche Bild so weit entwickelt haben, daß es nunmehr farbenprächtig in unseren Köpfen zum Durchbruch gelangen kann.

Wenn es unser Zweck ist, ein farbenreiches Bild der Menschenseele zu gewinnen oder vielmehr desjenigen Seelenteils, der unter dem Namen „Erkenntnisvermögen" bekannt ist, und wir diesem Zweck Schritt für Schritt uns nähern wollen, so ist es Vorbedingung, sich zunächst mit einem allgemeinen Bilde, mit einem bloßen Umriß zu begnügen.

Zum Exempel sagt uns die Erdkunde, daß unser Planet ein Planet ist wie die anderen, und nicht etwa „das Auge Gottes". Solange man die Erde für eine gottbegnadete Gegend gehalten hat und Sonne, Mond und Sterne als ihre Anhängsel, war an keine Erdkunde zu denken. Wenigstens ist es zu einem treffenden Bilde des Erdwesens sehr belangreich, ihren gottbegnadeten, exzeptionellen, unvergleichlichen Standpunkt auszumerzen und an die Stelle den Planeten zu setzen, der ein Planet ist wie andere. Und speziell das ist der vornehmste Zweck unserer „paar Worte über die Menschenseele", letztere von ihrem exzeptionellen Standtpunkt zu erlösen und sie zu einem Objekt, zu einer Naturerscheinung, Wahrnehmung oder Erfahrung zu machen wie andere. Das ist die Vorbedingung, um Näheres von ihr zu erfahren.

Von irgend einer natürlichen Sache weit und breit erläutern zu wollen, daß sie eine Naturerscheinung, Wahrnehmung oder Erfahrung ist, müßte läppisch erscheinen. Wenn sich aber der Leser erinnert, daß die Theologen und Metaphysiker darauf versessen sind, ihre Siebensackpfeifen aus dieser natürlichen Kategorie herauszurücken, wenn er sich erinnert, daß die Menschenseele in den religiös und metaphysisch verdrehten Köpfen der Masse eine unnatürliche Sackpfeife ist, dann muß er uns recht geben, wenn wir es als ein verdienstliches Werk betrachten, die Köpfe in diesem Punkte zurechtzusetzen; er muß uns beipflichten, daß wir mit allen Mitteln der Logik und Überzeugung uns die Tatsache ins Gedächtnis rufen, wie die Menschenseele durchaus in die Kategorie der natürlichen Wahrnehmungen gehört.

Wir werden im Verlauf unserer Darstellung noch öfter sehen,

daß die Sache mannigfaltige Haken hat, die der Mühe wert sind, zur näheren Besichtigung ausgehakt zu werden.

III.

Wir stellten die Seelen- und Erdkunde in Parallele. Wir lernten Erde und Seele als zwei Wahrnehmungen oder Naturerscheinungen kennen. Um in der Erdkunde fortzuschreiten, wurde der Planet nach Himmelsgegenden, Zonen, Ländern usw. eingeteilt. Solche Einteilung der Erde setzt viele Erfahrungen, Reisen usw. voraus. Kein einzelner Mensch konnte ursprünglich sich ein treffendes Konterfei von der Erde machen. Es bedurfte gehäufter Wahrnehmungen und deren Erweiterungen von Generation zu Generation.

Ebenso in der Seelenkunde. Es hat den Forschern lange Zeit genommen, ehe sie nur zu einer annähernd perfekten Einteilung des Erdwesens und Seelenwesens gelangen konnten. Besonders das letztere ist ein Wesen, das seinen exzeptionellen, außerkosmischen, religiösen Standpunkt hartnäckig behauptet hat und heute noch behaupten möchte.

Die Interessenten des exzeptionellen Seelenstandpunktes sind klug genug, sich in der Gegenwart nicht mehr auf einen plumpen Mystizismus, auf eine offenbare Religiosität zu stützen. Die Sache hat sich „philosophisch" verfeinert. Man sagt von der Seele nicht mehr, daß sie absolut unerforschlich sei; man hat sie allgemein unter die wissenschaftlich zu erforschenden Objekte eingerückt. Soweit konnte man dem Strom der Zeit nicht widerstehen. Man etablierte eine Seelenkunde, und besonders die Philosophen widmeten sich dem „Problem der Erkenntnis". Wenn Aristoteles, Cartesius, Kant und Hegel nicht auf einmal zu einem lichtvollen Bilde ihres Seelenobjektes gelangten, so liegt das in der Natur der Sache. Wunderlich oder dem Seelenobjekt eigentümlich ist nur, daß man jahrtausendelang die verschiedensten Provinzen dieses Weltkörpers erfolgreich durchforschte, ohne daß es gelingen wollte, ihn generaliter aus seiner exzeptionellen Stellung herauszubringen. Viele Mysterien haben die Forscher entdeckt, konnten jedoch davon nicht loskommen, das Seelenwesen überhaupt als ein ewiges Mysterium zu betrachten, konnten nicht dahin gelangen, das Menschenseelenwesen als lichten Weltkörper zu betrachten, der im allgemeinen allen anderen Naturerscheinungen gleich ist.

Andere Baumeister fangen am Fundament an und bauen aufwärts. Die Seelenforscher haben oben angefangen, und das Fundament, womit wir uns hier beschäftigen, wurde erst in der Neuzeit entdeckt. Einen besonders schweren Stein hat unser Marx, der Autor

des „Kapital“, dazu niedergelegt. Obgleich er denselben nicht erwähnt und nicht besonders bloßlegt, liegt er doch seinen berühmten ökonomischen und geschichtswissenschaftlichen Entdeckungen zugrunde.

In dem Satz: Die Menschenseele ist eine Wahrnehmung wie andere Wahrnehmungen, sie ist eine Naturerscheinung und nichts Exzeptionelles — in dem übertriebenen Sinne, wie sie in der Anschauung der Metaphysiker seit Jahrtausenden dagestanden hat — in diesem Satze und in der weiteren Erfahrung, daß der Seelenteil, der sich „Erkenntnisvermögen“ nennt, ein darstellender Künstler, ein Bildermacher ist, finden wir im allgemeinen die Lösung des ganzen „Problems der Erkenntnis“ gegeben.

Diese beiden Sätze mit ihren Konsequenzen sind höchst wichtig für den Sozialismus und können nur durch ihn propagiert werden.

Wir wollen damit ihren Wert nicht zu hoch anschlagen. Wir wissen sehr gut, daß der Sozialismus marschiert auch ohne alle Seelenkunde. Aber dennoch ist letztere ein berufenes Erleuchtungsmittel.

Die klare Erkenntnis von der Naturwüchsigkeit der Menschenseele entkleistert die religiös-metaphysisch angelegten Augen und entzieht der herrschenden Weltanschauung den letzten geheimniskrämerischen Grund und Halt.

Auf die Voraussetzung, daß die Menschenseele ein geheimnisvolles Ding oder Wesen sein soll, stützt sich die übernatürliche Landschaft, welche das Pfaffentum aller Länder und Zeiten kultiviert. Durch gründliche Aufklärung darüber, daß der menschliche Intellekt ein natürliches, erfahrungsmäßiges Wesen ist, werden die letzten dunklen Gründe aufgehellt, worauf die Verpfaffung sich stützt. Letztere hat durch den Fortschritt der Wissenschaft wohl unendlich verloren; indessen sind wir auf einem Standpunkt angekommen, wo sich die „Wissenschaft“ — natürlich nur diejenige, der die Gänsefüße anhangen — mit dem Pfaffentum und mit der Militärgewalt verbrüdert, um die Volksentwicklung und auch die Seelenentwicklung der Völker niederzuhalten. Zu den Wissenschaften, die von der reaktionären Liga niedergehalten werden sollen, gehört neben der politischen Ökonomie besonders die Seelenkunde. Die gelehrten Widersacher der untersten Volksklasse verlegen in ihre „Wissenschaft“ die letzten Gründe für das Dasein einer überschwenglichen Welt. Die Menschenseele und speziell das Denkvermögen in geheimnisvollem Dunkel zu erhalten, ist das höchste Interesse einer verpfafften Psychologie. Allerdings wird die Reaktion auch noch weiter gedrängt, auch die neuere und neueste Naturwissenschaft paßt nicht mehr in ihren

Kram. Wenn nicht gesorgt wäre, daß die Bäume nicht bis in den Himmel wachsen können, möchte sie wohl das Wissen und Erkennen, die Kunst, treffliche Gedankenbilder von allen Teilen und von der Welt im ganzen anzufertigen — von der Erde verbannen.

Aber die Sozialisten sind auch da, und das Licht, das die Reaktionäre unter den Scheffel stellen, müssen wir hervorholen. Wir wollen uns ein treffliches Bild von dem Seelenteil machen, den man Vernunft, Verstand oder Intellekt heißt. Die Grundfarbe zu diesem Bilde ist die Kenntnis von der natürlichen, sinnfälligen Natur des Gegenstandes, den wir zu konterfeien vorhaben.

Das Thema hat seine besondere Schwierigkeit. Von der Seele zu wissen, daß sie ein natürlich Ding, ein Ding wie andere Dinge ist, daß sie einen Teil an sich hat, der Intellekt oder Geist heißt und Bilder malt, ist uns nicht genug; wir wollen mehr davon wissen, wollen ein treffliches, spezifiziertes Bild davon haben. Da sehen wir also, daß unser Geist Produkte verschiedener Art, treffliche und auch falsche, dunkle, unkenntliche Bilder liefert. Der Intellekt liefert Erkenntnisse, das sind Bilder, die teils gut und teils schlecht, wahr und unwahr sind. Wahre Erkenntnisse sind getroffene, unwahre schlecht getroffene Konterfeis.

Wir kommen hier auf ein sehr merkwürdiges Mißverständnis, das in der heutigen Welt grassiert und dem wir, behufs eines trefflichen Seelenbildes, entschieden entgegentreten. Jedes Konterfei ist mehr oder minder trefflich. Jedes Bild entspricht seinem Gegenstand in etwas. Wer einen Truthahn zeichnen will, malt uns keinen Kochtopf vor. So schlechte Porträts liefert keine Menschenseele, daß nicht das Bild in etwas seinem Gegenstand entspricht; so schlechte Erkenntnisse produziert kein Intellekt, daß das Objekt total verfehlt wäre. Die wahren oder trefflichen Erkenntnisse und Sachverständnisse unterscheiden sich von den schlechten, unwahren nur durch eine mehr oder minder große Trefflichkeit. Der Verstand und die Vernunft sollen uns Wahrheit liefern, das heißt treffliche Bilder machen. Daraus ergibt sich, daß die Definition der Wahrheit, die in den Schulbüchern zu lesen — abgesehen von der verpfafften Wahrheit — ein konfuses Gewäsch ist.

Der Pfaff sagt: Gott ist die Wahrheit. Die Schulbücher lehren, die Wahrheit sei geistiger Natur. Demgegenüber behauptet der Sozialismus: Die Wahrheit sei leiblich; die Natur selbst, die sichtbare, hörbare, schmeckbare, riechbare, fühlbare Natur sei die Wahrheit, und nichts anderes neben, hinter oder außer ihr.

Die alten Schulbücher, welche die Wahrheit, die Freiheit und noch viele andere Dinge zu etwas „Geistigem" machen, vertreten eine Ansicht, welcher die theologischen Eierschalen anhangen. Sie suchen die Anschauung zu erhalten, daß das Geistige oder Beseelte etwas Exzeptionelles, eine Wunderbarkeit sei, welche mit natürlichen Wundern in keinem Vergleich stehe. Deshalb ist es wichtig, uns klar zu machen, wie der beseelte Geist nur ein Lieferant von Naturbildern ist, und wie diese Bilder nebst den Objekten, die von ihnen dargestellt werden, und nebst dem geistigen Darsteller, samt und sonders keine überschwenglichen Wahrheiten, noch die Wahrheit selbst sind, sondern gemeinschaftlich in dieselbe Kategorie der einen leiblichen oder wahrnehmbaren Natur gehören, die alles umfaßt, was da fleugt und kreucht.

IV.*)

Der Leser wird mich verstehen, wenn ich z. B. von kopflosen Menschen spreche, obgleich niemand vorhanden sein kann, der tatsächlich ohne Kopf wäre. Es gibt viele unintelligente Leute, obgleich niemand vorhanden ist, dem die Intelligenz fehlt; sogar der Narr hat davon.

Daraus geht hervor, daß, wenn man sich auch wahrheitsgemäß ausdrückt, doch „eigentlich" und „tatsächlich" die Dinge anders beschaffen sind, als man sie mit bestem Wissen und Willen darstellen kann. Man wird einwenden, daß man seine Gedanken positiv statt figürlich ausdrücken könne und dadurch Mißverständnisse meide. Mir jedoch ist daran gelegen, den Beweis zu führen, daß man auch mit bestem Wissen und Willen nicht positiv reden könne, daß jeder Gedanke nämlich nur ein Bild von irgend einer Sache, deshalb auch von Natur und Geburt sich bildlich ausdrücke und gar nichts anderes vermöge. Wie könnte ich das, was ich da eingangs sagen wollte, daß jener Mensch dort ein dummer Mensch ist, wie könnte ich das ausdrücken, ohne Mißverständnissen ausgesetzt zu sein?

Der Leser beachte wohl, daß jener Tölpel dort, jener Dummian, eigentlich und tatsächlich kein Tölpel und Dummian ist. Er beträgt sich nur im allgemeinen, in ordinären Umständen linkisch und tölpelhaft; aber er hat seine Spezialitäten, worin er höchst schlau und pfiffig ist; wenn man ihn da in seinem Elemente sieht, ist er kein

*) Bisher unveröffentlichte Fortsetzung aus dem Nachlaß, geschrieben in 1888, kurz vor dem Tode.

Tölpel. Und ich wage daraufhin die Behauptung: es gibt keine dummen Menschen, sie haben alle Geist und am Ende sogar gleichviel, jedoch in sehr verschiedener Gestaltung. Das geistige Quantum jedes Individuums ist seine Spezialität.

Was ich sagen wollte: der intelligenteste Mensch von der Welt kann die Dinge nicht wahrheitsgemäß vor- und darstellen, er muß sich mit der Bildlichkeit, mit der Figürlichkeit begnügen. Wer in der Psychologie nicht geschult ist, verkennt das sehr; weil er einen verkehrten Begriff von der Wahrheit hat, lebt er in der Meinung, man könne die Wahrheit sagen. Er denkt, die Wahrheit sitze in der Seele, im Intellekt. Das ist aber verkehrt: die Wahrheit ist nicht intellektueller, sie ist natürlicher Natur. Alle natürlichen Dinge haben Teil an der Wahrheit. Weil sie das haben, sind auch die gemeinsten und natürlichsten Dinge von einer so erhabenen Natur, daß man mit Gedanken und Worten ihnen nur bildlich beikommen kann. Steife Dinge, die ein für allemal sind, was sie scheinen, gibt es in der Welt nicht; die Dinge sind gar keine Dinge in dem alten steifen und verkehrten Sinne des Worts. Die Dinge sind Erscheinungen, das heißt, sie sind alle im Fluß; in demselben Moment, wo wir glauben sie seien, da haben sie sich schon verändert, da sind sie schon gewesen. Die Dinge sind keine Dinge, sondern Verhältnisse. Es steht in der Natur nicht jedes für sich, nein, nichts steht für sich, alles ist Zubehör eines anderen, alles ist Eigenschaft oder Erscheinung der G e s a m t n a t u r. Letztere allerdings hat ein wahres Sein, ein beständiges ewiges, welches jedoch aus zeitlichem Wechsel zusammengesetzt ist.

Um die Menschenseele in ihrer Eigentümlichkeit zu erkennen, müssen wir sie erst in eine Reihe stellen mit allen anderen Dingen. Wir müssen erst die Gesamtnatur aller Dinge erkennen, um dann zu sehen, wie sich die Spezialnatur der Seele davon abhebt.

In diesen Sätzen ist eine Entdeckung enthalten. Wir decken auf, wie unser Erkenntnisvermögen durch Gegensätze zu seinen Vorstellungen und Bildern gelangt. Es erkennt das Licht mittels der Dunkelheit, das Krumme am Graden, das Saure am Süßen, und so auch das Subjekt am Objekt. Wir erkennen die Seele mittels des Unbeseelten: durch Unterscheidung.

Die Menschenseele stellt sich Dinge vor, welche in Wahrheit und eigentlich und wirklich nur Verhältnisse, Veränderungen, Wandlungen, Erscheinungen von relativer Bedeutung sind. Es sind Verhältnisse, welche das Objekt unserer Erkenntnis bilden, welch letztere

wiederum nur verhältnismäßige Vorstellungen und Begriffe empfangen und bilden kann. Daraus geht hervor, daß bei allem was wir tun, denken und reden, wir aus der Verhältnismäßigkeit oder Figürlichkeit nicht hinausgehen können. Und was der Mensch nicht kann, soll er auch nicht wollen, oder er gerät mit seinem Streben ins Bodenlose.

Ich stelle nun die Frage: Wenn unsere Seele sich und alles andere als etwas Verhältnismäßiges und Figürliches erkennt, welches beständig im Entstehen und Vergehen, im Formenwechsel begriffen ist — wenn also alle, auch die beste Erkenntnis uns nur Erscheinungen, nur Schimmerndes und Schillerndes erkennen läßt — wo ist dann die Wahrheit, die Substanz, das zugrundeliegende Subjekt und die Ursache der Vergänglichkeiten dieser Welterscheinungen?

Diese Frage läuft auf die Erkundigung hinaus, ob ein Herrgott oder ein Geheimnis vorhanden sei. Davon abgesehen ist unleugbar die Frage eine berechtigte, das heißt, sie liegt in der Natur des Menschengeistes; dieser fragt bei allem, was er bemerkt: was ist das? in welche Klasse gehört das, und was folgt demnach? Bei jeder speziellen Erscheinung lassen sich diese Fragen triftig beantworten; warum nicht im großen und ganzen? Muß es nicht auch für die Erscheinungen, Veränderungen oder Dinge der Welt eine summarische Erklärung, eine General-Ursache, ein Subjekt oder ein Geheimnis geben, das sie verursacht, dessen Schöpfungen, Wirkungen, Folgen oder Eigenschaften die Welterscheinungen sind?

Die Antwort auf diese Frage kann nicht mit Ja oder Nein abgemacht werden. Der Frager muß auf das Studium der Menschenseele verwiesen werden.

V.

Es lebt in mir, geneigter Leser, eine menschliche Seele und in dir desgleichen. Deine Seele und die meinige sind verschieden, so ungefähr wie der Kirschbaum und der Zwetschgenbaum, welche verschieden sind und doch sich entschieden gleichen. Alle Bäume gleichen sich, so auch alle Menschenseelen. Jede individuelle Seele ist gleichsam ein Stück der allgemeinen Menschenseele. Ich will damit sagen, daß die Menschengeister zusammenhängen in einer Gemeinschaft, welche noch gemeinschaftlicher ist als der Zusammenhang aller Bäume.

Deine und meine Seele, geneigter Leser, hängen mit den beseelten Geistern unserer Vorfahren noch entschiedener zusammen, bilden mit ihnen eine lebhaftigere Gemeinschaft, als unsere Leiber mit den

beleibten Vorfahren zusammenhängen. Die geistigen und körperlichen Akquisite der Menschheit haben sich von Generation zu Generation vererbt und sind wir uns der geistigen Erbschaft noch lebhafter bewußt als der körperlichen. Das Bewußtsein dieses geschichtlichen Zusammenhangs, das Bewußtsein, daß jede Seele ein besonderes Stück ist von der allgemeinen Menschenseele, bildet kein unwichtiges Kapitel zur Erkenntnis dieses mysteriösen Lebewesens.

Ein anderes, auch sehr wichtiges Kapitel der psychologischen Wissenschaft ist das Verhältnis zwischen Subjekt und Prädikat. Ob das Erkennen, Verstehen, Begreifen, ob diese seelischen Funktionen eine Eigenschaft des Körpers oder vielmehr umgekehrt der Körper und alles Leibliche, was sich fühlen, hören und sehen läßt, ein Ausfluß, eine Schöpfung, eine Folge oder ein Anhängsel des Geistes sei, ist ein Kapitelchen, welches der Wissenschaft viel Kopfschmerz gemacht und worüber vielleicht mehr Folianten beschrieben und bedruckt sind als mit einem Eisenbahnzug sich fortschaffen lassen.

Wenn ich nun sage, daß sich im gewöhnlichen Leben sowohl als auch bei der weitaus größten Zahl der Gelehrten aller Länder das **Vorurteil** festgesetzt hat, daß der Geist eine Eigenschaft des Körpers ist, daß der Menschenleib das Subjekt und die Seele nur Prädikat ist, so soll mit dem Namen „Vorurteil" keineswegs gesagt sein, daß ein solches Urteil grundverkehrt sei. Ich nenne dieses herrschende Urteil nur deshalb ein Vorurteil, weil das Verhältnis zwischen Subjekt und Prädikat ein wissenschaftlich dunkles Verhältnis geblieben ist, das erst der Erhellung bedarf, um irgend einen Satz, der sich auf dies Verhältnis gründet, aus einem Vorurteil in ein helles Urteil zu verwandeln.

Was die Grammatik Subjekt und Prädikat, das nennt sich im Leben **Sache und Eigenschaft**. Nun handelt es sich um die Frage: Ist die Menschenseele eine Sache oder ist sie eine Eigenschaft?

Da will ich denn meinem Schüler der Psychologie zunächst demonstrieren, daß dieser Unterschied gar nicht die Bedeutung besitzt, welche gewohnterweise ihm beigemessen wird. Der Unterschied ist durchaus **relativ**. Sachen sind Eigenschaften und Eigenschaften sind Sachen. Was sich hier jedoch unserem Verständnis hinderlich entgegensetzt, ist das böse Vorurteil, daß **tastbare** Sachen, oder Sachen von körperlichem Gewicht, sachlicher, substantieller, wirklicher und wahrer seien als Sachen, die man nicht tasten und wägen kann. Licht und Schall, Wärme und Gerüche, denke ich, sind ebenso sachlich wie das Tast- und Wägbare. Man bleibe fern mit der Einrede,

Farbe, Ton, Wärme usw. seien **keine Stoffe**, sondern **Bewegungen** des Stoffes. Weißt du nicht, daß die Naturwissenschaft alles, auch die Tastbarkeit des Stoffes in Bewegung auflöst?!

Alle **Eigenschaften** der Welt, ohne Ausnahme, sind Erscheinungen der Natur. Alle Naturerscheinungen sind **Sachen**, Dinge, Gegenstände. Es ist kein Grund vorhanden, das Tastbare für etwas Gegenständlicheres auszugeben als das Sichtbare, Hörbare usw. Der wägbare Stoff ist nicht gegenständlicher als der Ton oder das Licht, als ein Wort oder ein Begriff. Sonne und Erde sind Gegenstände und zugleich Eigenschaften. Es ist die Eigenschaft des Weltraumes Sonnen zu haben, wie es Eigenschaft der Sonne ist, Wärme, Licht, Strahlen usw. zu haben. Alles was unter der Sonne und auf der Erde ist, besitzt die Doppelbestimmung, Sache und Eigenschaft zugleich zu sein. Zur Erläuterung der Seelenkunde muß ich zufügen, daß allen Dingen unendlich viele Eigenschaften zukommen, welche sich sozusagen „widersprechen". Alle Dinge sind Ursachen und Wirkungen, sind gute und böse.

Mein Zweck geht dahin, begreiflich zu machen, wie die Menschenseele ein Naturstück ist, welches mit allen anderen natürlichen Stücken die gleiche Gemeinschaft hat, ähnlich wie der Apfelbaum und der Birnbaum untereinander gleich sind.

Weil unsere Seele die Bestimmung hat, sich von allen Naturstücken, von allen Dingen und Eigenschaften der Welt ein Bild zu machen, so ist die Seelenlehre oder namentlich die Erkenntnistheorie zugleich eine Universallehre geistiger Produktion.

Die Lösung der praktischen Frage: wie soll ich meinen Kopf gebrauchen, daß er mir treffliche Weltbilder liefert? findet ihre Erledigung in der theoretischen Frage nach der Beschaffenheit des geistigen Wesens, welches im Menschenhirn rumort.

VI.

Ich wiederhole — was mehrfach gesagt ist — wenn hier von der Menschenseele gesprochen wird, so ist nur ein Teil davon gemeint, nämlich derjenige Teil, der das Erkennen, Begreifen, Verstehen, Wissen und Bildermachen besorgt.

Ich bediene mich dieser mannigfaltigen, losen Ausdrucksweise, weil der erkennende wohl der mysteriöseste Teil der Seele ist und meine Tendenz sich wesentlich gegen den Mystizismus richtet, der noch mehr im Mißverständnis von Namen als von Sachen wurzelt. Auch möchte ich den geneigten Leser gern beständig erinnern, daß das Erkennen

mit dem Empfinden und anderen seelischen Eigenschaften unauflöslich zusammenhängt.

Zwei Dinge möchte ich zunächst konstatieren: die Seele oder näher der Menschenkopf läßt sich auf zwiefache Art erhellen. Erstlich durch jede Spezialkenntnis äußerer Dinge, die unser Wissen bereichert, und zweitens erhellen ich und jeder andere unsere Seele, wenn wir dieselbe, die Empfängerin und Produzentin aller Kenntnisse, direkt und speziell zum besonderen Objekt unserer Forschung machen. Letztere ist in beschränktem gewissen Sinne eine Generalerhellung, welche jedoch die Erhellung unserer Köpfe mittels spezieller anderweitiger Kenntnisse durchaus nicht überflüssig macht. Die direkte Ausforschung des Erkenntnisvermögens wurde erst möglich, nachdem vorher schon überaus zahlreiche anderweitige Kenntnisse gewonnen worden, also bereits eine bedeutende Erhellung der Seele stattgefunden hatte.

Die Wissenschaft hat mittels ihres geschichtlichen Verlaufs die Menschenseele erhellt durch Bereicherung derselben mit Naturkenntnissen. Die Erhellung, die uns so widerfahren ist, macht uns endlich kapabel, nun auch direkt unsere Seele zum Gegenstand der Wissenschaft zu machen. Mit anderen Worten: der geistige Maler, der uns von Geburt im Kopfe sitzt, konnte erst durch die ihm geschichtlich widerfahrene Bildung soweit erzogen werden, daß er nunmehr imstande ist, ein passables Bild von sich selbst zu machen. Die Kunst, der wir hier nachgehen, die Kunst der Menschenseele sich selbst zu konterfeien, ist namentlich von der Philosophie gepflegt und angebahnt worden. Die Philosophie hat wohl Erhebliches geleistet, aber doch nur in und mit dem Entwicklungsgange der gesamten Wissenschaft und gesamten Weltbewegung. Um ein treffliches Bild vom Menschengeiste zu gewinnen, vermeide der Leser sorgfältig die Vereinzelung der Dinge. Sie gehören zusammen. Obgleich ich in getrennten Begriffen davon reden muß, soll doch das Bewußtsein ihres Zusammenhangs beständig nebenher gehen.

Der Geist, der mir und dir im Kopfe arbeitet, vollzieht die Funktion des Bildermachens nicht als ein Wesen „für sich", sondern nur als ein Stück des Generalwesens, nur im Zusammenhang mit dem universalen Weltorganismus. Um selbstbewußt zu werden, muß er von dieser seiner Abhängigkeit Akt nehmen; er muß sich als Natureigenschaft erkennen.

Wohl ist es nur eine oberflächliche Kenntnis, von unserem Erkenntnisvermögen zu wissen, welche Eigenschaft dasselbe mit allem anderen gemein hat; wir wollen auch Kenntnis von seiner Spezialität,

von seinem besonderen Tun und Lassen, von seiner speziellen Art und Weise haben. Die weitere oder nähere Kenntnis, daß es ein Vermögen ist, das Abbilder liefert, ist immer noch zu allgemein. Wir verlangen noch nähere Kenntnis von der Beschaffenheit der geistigen Produktion.

Da möchte ich denn in diesem Punkte meinen Leser auf die „formale" Logik hinweisen, wie sie Aristoteles angebahnt und seither in allen Handbüchern dieses Fachs wieder gelehrt worden ist. Da sind die näheren Spezialitäten, wie und auf welche Weise der Menschengeist operiert, bereits genügend dargetan. Aber diese Lehre hat nicht verhindern können, daß unser phantastischer Künstler, nämlich der überschwengliche Patron Menschengeist, mit sich selbst so schwer hat ins reine kommen können. Er hatte immer so ein zwieschlächtiges Wesen, so eine rechte Künstlernatur, die sich beschränken muß, wenn sie etwas leisten will und zu diesem Zweck auch das Bewußtsein ihrer Beschränktheit mit sich führen soll und doch den hohen Flug der Universalität nicht entbehren darf und mag.

In meinen paar Worten über die Menschenseele verfolge ich eine von der formalen Logik sehr verschiedene Aufgabe. Ich möchte nachweisen, daß niemand ein Recht hat die Seele zu verhimmeln, aber zugleich auch dartun, daß derjenige Materialist ein bornierter ist, welcher die Wissenschaft erschöpft zu haben glaubt, wenn er sagt: „der Geist ist eine Eigenschaft des Körpers". Damit erklärt er sich für einen Anhänger der beschränkten Gesinnung, welche das Tastbare für das non plus ultra der Forschung hält.

VII.

Zur geistigen Erfassung des Seelenstückchens, von dem hier die Rede ist, wird verlangt, von der bornierten Denkweise abzulassen, welche sich mit dem Glauben trägt, daß *nur das Tastbare* sich in Stückchen zerbröckeln läßt. Auch mußt du von der verkehrten Meinung ablassen, daß ein Stückchen Holz ein *eigentlicheres* Stück sei als ein Teil des Lichtes oder ein Wärmeteilchen oder ein Gedankenteilchen. Den Gedanken kannst du allerdings nicht mit den Händen fassen; aber deshalb ist doch das, was du mit dem Gedanken, mit dem Verstande, mit der Seele fassest, ebenso eigentlich erfaßt wie das mit der Faust. Das eine ist nicht sinnbildlich und das andere eigentlich.

Ich kann dir, geneigter Leser, meine psychologischen Gedanken gar nicht mitteilen, wenn du deinen Kopf nicht von der schlechten

Gewohnheit befreist, zu glauben, daß es in diesem Universum unvereinbare Dinge gäbe, Dinge, so verschieden, daß sie nicht allesamt ein Herz und eine Seele hätten. Nein, lieber Leser, solche grundverschiedenen Dinge gibt es nicht. Das Universum ist der Urgrund, der Grund von allem, und da ist nichts drin, das nicht zusammengehört, das nicht von einem Geschlecht, von einer Gattung, von der universalen Natur abstammt.

Die Zerstücklung und Einteilung ist wichtig und wissenschaftlich; indes ebenso wichtig und wissenschaftlich ist es, die wissenschaftliche Einteilung mit dem Bewußtsein zu begleiten, daß sie nur eine formelle Bedeutung hat, weil das Universum ungeteilt und unzerstückelt zusammenhängt. Um ein Bild der Menschenseele zu gewinnen, mußt du wissen, daß sie kein Ganzes, nichts „für sich", sondern ein Stückchen ist und zwar ein unendlich teilbares Stücklein. Die Seele des Individuums ist ein Stück von der beseelten Menschheit, aber auch das individuelle Seelenstückchen ist zusammengesetzt aus unendlichen Mannigfaltigkeiten. Meine individuelle Seele ist an jedem Tage, zu jeder Stunde, in jedem Moment, eine verschiedene. Als Jüngling hatte ich eine andere oder anders beschaffene Seele wie heute, wo ich beinahe ein Sechzigjähriger bin.

Um meine Seele zu erkennen, um ein Bild davon zu gewinnen, muß ich mir ihren mannigfaltigen Inhalt vergegenwärtigen, ohne zu vergessen, daß sie, trotz der Mannigfaltigkeit, in der sie schillert, stets ein und dieselbe Seele ist und war, von der Geburt bis zu ihrer Auflösung. Noch mehr. Es gehört zum Seelenverständnis die Erwägung, daß meine Seele nicht erst entstanden ist in dem Augenblick ihres Hervorgehens aus dem Mutterschoß, sondern daß sie wie auch mein Körper monatelang schon vor der Geburt im Dunkeln zugebracht und ihr Anfang sich ebenso verliert in die Unendlichkeit des Universums, wie auch Anfang und Ende jedes anderen Weltstückchens.

Die Analyse des Satzes, daß die Menschenseele sowie auch der spezielle Teil, welcher das Verstehen, Begreifen, Erkennen usw. praktiziert, eine Naturerscheinung ist, führt zu der Notwendigkeit, das Verhältnis zwischen der Natur und ihren Erscheinungen zu analysieren. Dieses Verhältnis zeigt uns alsdann die Natur als die generelle Gattung und ihre sämtlichen Erscheinungen als die besonderen Arten der Mutter Natur.

Diese hier vollzogene Analyse des Begriffes „Naturerscheinung" ist eine begriffliche Operation, welche das Wesen der Begriffsoperation vollständigst exemplifiziert. Der menschliche Seelenteil, der sich Er=

kenntnisvermögen nennt, kann und will nichts weiter als die natürliche Welt in Gattungen und Arten einteilen. Eine Naturerscheinung ist erkannt, sobald wir sie klassifiziert haben. Wenn ich nun das Erkenntnisvermögen als Naturerscheinung klassifiziere, so ist damit seine Erkenntnis nur eingeleitet, nicht aber erschöpft, weil seine Klassifikation, seine Einteilung nicht erschöpft ist.

Der Teil der Menschenseele, der sich Intellekt nennt, hat viele Namen; er nennt sich: Erkenntnisvermögen, Vernunft, Verstand, Begriffsoperateur, Erklärungsinstrument usw. Diese Vielnamigkeit erklärt die Sache wenig; aber doch nötigt der Sprachgebrauch mit ihr zu rechnen und zu manipulieren.

Der Intellekt soll die Natur erklären, erhellen, begreiflich machen. Darin hat er Bedeutendes geleistet, während er in der Leistung der Selbsterklärung noch sehr rückständig ist. Er, der menschliche Intellekt, hat sich jedoch soweit fortgebildet, daß er nunmehr weiß, wie er selbst ein Naturstück ist, das gerade so erhellt sein will wie irgend ein anderes Naturstück. Wir haben ihn als solches kennen gelernt, und zwar als ein intelligentes, welchem es durch Einteilung, durch Klassifikation oder Kategorienbildung gelingt, sich und anderes zu erhellen, zu begreifen, zu verstehen, erklären usw. — alles identische Namen für dieselbe Sache oder Tätigkeit.

Was uns über diesen geheimnisvollen Seelenteil, genannt Intellekt, wohl noch besonders stutzig macht, sind Kategorien oder Einteilungen, woran die Menschheit seit Jahrtausenden herumdoktort, auch wohl mehr oder minder Licht darüber verbreitet hat, die aber dennoch in mystisches Dunkel gehüllt blieben. Um dem Leser zu zeigen, wo ich hindeute, will ich einige namhaft machen: da sind die Kategorien der Wahrheit und des Irrtums, der Ursache und der Wirkung, des Anfangs und des Endes usw. usw.

VIII.

Die Menschenseele ist kein so räumlich begrenzter Teil wie es die Hand, der Arm oder das Bein sind. Um das Verhältnis zwischen Seele und Körper zu illustrieren, kann eine Staubwolke vielleicht als Mittelglied dienen; ihre Grenzen sind nicht nur beweglicher als die Grenzen der Leibesteile, sondern verfließen allmählich; die Staubteilchen besitzen an den Grenzen der Wolke größere Zwischenräume und verlieren sich schließlich im unendlichen Weltraum, so daß nicht abzusehen, wo Anfang und Ende, wo die Grenzen der Wolke sind. Ebenso unbestimmt, oder wenn man will, noch unbestimmter mögen

die Grenzen der Seele und des Geistes sein; die Seele und der Geist sind nicht das Unendliche, sondern nur Teile, Stücke oder Erscheinungen im Universum, dem unbegrenzten, dem sie angehören.

Mein Garten ist durch den Zaun beschränkt, der ihn umgibt. Das deutet aber nicht darauf hin, daß es im Himmel der Metaphysik unbeschränkte Gärten geben müsse. Ebensowenig berechtigen uns die Schranken des Menschengeistes zur Ahnung, zum Glauben oder zum Schluß, daß irgendwo ein monströser unbeschränkter Geist vorhanden wäre. Im Gegenteil. Diese schrankenlose Ahnung als monströs zu erkennen und darzustellen, ist eine wissenschaftliche Leistung. Das Schrankenlose ist einzig und allein das Universum, welches vom Beschränkten nicht abgesondert existiert, sondern daraus zusammengesetzt ist.

Der über sich selbst schlecht unterrichtete Menschengeist hat es für absurd gehalten zu denken, das Unbeschränkte sei aus Schranken, das Ewige aus Zeitlichem und die Welt aus Widersprüchen zusammengesetzt. Der Geist war unerfahren, darum mißverstand er das Absurde nicht nur, saudern auch das Wahre. Absurd ist dem Geiste alles, was er nicht versteht. Deshalb vermindern sich die Absurditäten mit dem Fortschritt des Verstandes und der Wissenschaft. Soweit haben sie sich in der Tat vermindert, daß es jetzt nur noch absurde Vorstellungen, aber keine absurden Dinge außerhalb des menschlichen Kopfes gibt, das heißt der über sich selbst unterrichtete Menschengeist ist über das Wahre und Absurde so ziemlich hinreichend aufgeklärt.

Also, der Menschengeist ist beschränkt und das Universum unbeschränkt. Können wir denn nicht alles erkennen, nicht alles begreifen? Gibt es noch irgend etwas Unbegreifliches? Nein, wir erkennen alles, wenn du recht verstehst — zwar du nicht, ich auch nicht, keiner erkennt alles, wohl aber das Erkenntnisvermögen der Menschheit.

Jedoch ist wohl zu beachten, daß die Lehren, die ich hier vom Menschengeist vortrage, in mißverständliche Worte gekleidet sind. Es liegt dies an der Natur des Wortes und der Sprache überhaupt. Letztere ist vieldeutig. Ich versichere, wir können alles erkennen, aber alles und alles ist zweierlei. Einerseits bedeutet „alles" das eine ungeteilte und unteilbare Universum oder All. Da jedoch dies unteilbare Universum andererseits begriffsweise oder gedanklich teilbar ist, so hat „alles" auch die Bedeutung einer Summe von Einzelheiten. Demnach schillert gleichsam das All bald als Eines und bald als

Vieles und dieses Schillern ist es, das uns das Begreifen des Erkenntnisprozesses unendlich erschwert.

Wir können alles erkennen, dürfen dabei aber nicht vergessen, daß das Erkennen nicht alles ist, was wir vermögen, und noch weniger alles enthält, was in der Universalnatur vorhanden. Wir können alles erkennen, das heißt alles und jedes hat eine Seite, die sich erkennen läßt und eine andere Seite, die sich nicht erkennen läßt. Diese andere nicht erkennbare Seite jeder Naturerscheinung verlangt nähere Beachtung, weil sie zur Erhellung der gegenüberliegenden kennbaren Seite viel beiträgt. Ich will versuchen, mich an einem Exempel darüber auszulassen.

Da ist eine durchaus klare Glasscheibe, ich sehe durch und durch und es ist nichts Unsichtbares an diesem hellen Glase. Ist letzterem so? Läßt sich sehen, wie viel Pfund Schwere das Glas hat, oder daß ich mit meinem Finger es nicht unverletzt durchbohren kann, daß es mir Widerstand entgegensetzt? Nein, das ganze Glas ist nicht absolut durchsichtig, es hat Eigenschaften, die sich nicht sehen lassen, die man hören oder fühlen muß usw. Das Glas hat demnach eine sichtbare und eine unsichtbare Seite; es besitzt die Eigenschaft der Sichtbarkeit und zugleich die Eigenschaft unsichtbar, zugleich durchsichtig und undurchsichtig zu sein.

In derselben Weise sind auch alle Dinge im einzelnen sowohl wie als gesamtes Universum für den Menschengeist sowohl erkennbar, begreiflich und dem Auge des Geistes durchsichtig, wie sie zugleich auch alle samt und sonders undurchsichtig sind.

So wenig das Glas pure Durchsichtigkeit ist, so notwendig die gläserne oder irgend eine andere Durchsichtigkeit mit anderen Dingen oder Eigenschaften zusammenhängt, die nicht durchsichtig und gar nicht einmal sichtbar sind, z. B. die Schwere, so ist auch der Seelenteil, der das Erkennen, Begreifen usw. besorgt, keine Sache „für sich" und ebensowenig die Erkennbarkeit. Vielmehr hängen alle Dinge, alle Eigenschaften, alle Weltteile, die tastbaren sowohl als die untastbaren und intellektuellen mit anderem zusammen, welches just das Gegenteil darstellt.

IX.

Die alte Logik lehrt, daß man die Gegensätze, das Gerade und Ungerade, das Durchsichtige und Undurchsichtige, das Erkennbare und Unerkennbare auseinanderhalten müsse. Wir wollen diese Lehre nicht als Irrlehre bezeichnen, wohl aber bedürfen wir zur Er-

weiterung und Bereicherung unseres Wissens den Zusatz, daß nirgendwo absolute Widersprüche vorhanden sind, daß alle Dinge, trotz größter Verschiedenheit, doch immer noch einen Zusammenhang haben. Das heißt der Zusammenhang und die Verwandtschaft aller Dinge und Eigenschaften ist absolut; es gibt kein Stückchen im Dasein, das nicht zur unbeschränkten Verwandtschaft des Seins oder Universums gehört.

Die erkennende Tätigkeit des Menschenkopfes hat Teil — wie sich Plato ausdrücken würde — am absoluten Universalzusammenhang; sie selbst ist beschränkt, sie ist eine beschränkte Tätigkeit des Absoluten, des unbeschränkten Universums; sie ist der Maler desselben, ein universeller Maler, dessen Kunst sich jedoch auf die Bildermacherei beschränkt. Der intellektuelle Künstler konterfeit alles. In der Natur ist nichts, das dem Geiste widersteht, und doch ist die Vergeistigung von allem nur ein Porträtieren. Die Dinge oder Naturstücke gehen nicht auf in die Vergeistigung. Auch der Geist muß sich bescheiden, ein Besonderes zu sein, von dem man sich zwar Jahrtausende hindurch eine übertriebene Vorstellung gemacht hat.

Eine bescheidene Wissenschaft von der Art und Weise, wie die Naturerscheinung, die sich Menschengeist nennt, zu ihren Bildern von anderen Naturerscheinungen gelangt, erzeugt das Bewußtsein, daß ein Allgemeines vorhanden ist; ob wir es Universum, Natur, Welt usw. nennen, gleichviel, das Allgemeine ist der Mutterschoß, worin alle Besonderheiten anfangen und endigen und darin „aufgehoben“ sind.

Solche Wissenschaft beseitigt die übertriebenen Vorstellungen. Der Mutterschoß aller Dinge besteht nicht „für sich“, sondern nur mittels der Erscheinungen, der Vorgänge, die in ihm stattfinden. Die Äußerungen oder Formen des Naturwesens sind ebenso wesentlich für den Bestand des Ganzen, als das Natur- oder Weltganze wesentlich ist für die Besonderheiten der Erscheinung. Das unerfahrene und unerzogene Urteil übertreibt den Unterschied zwischen Subjekt und Objekt, zwischen Schein und Wahrheit, zwischen Form und Wesen, Eigenschaft und Sache und erschafft dadurch Unbegreiflichkeiten, Ungeheuerlichkeiten, Götter, Wunder und — Übertreibungen. Übertriebene Vorstellung beruht auf einem unerzogenen Urteil. Letzteres schuf die Probleme der Religion und spekulativen Philosophie.

Materialismus.*)

Wir bekennen uns zur materialistischen Weltanschauung. Wer aber nichts weiter von uns weiß wie dies, der verkennt uns. Es gibt allerlei Materialisten und darunter auch solche Käuze, die sich den materiellsten Namen beilegen und doch das gerade Gegenteil, nämlich die „reinsten" Idealisten sind. Wir Sozialisten gehören zu dieser Sorte, wir sind widerspruchsvolle Menschen, wir wollen und werden auch noch die Welt auf den Kopf setzen, aber wir werden es auch verantworten.

Unter den Philosophen, die über das Märchen gegrübelt, wie die Welt entstanden sei, gab es solche, die sie aus Atomen, aus Stoffatomen zusammensetzten, und auch solche, die an Geister glaubten, welche die Welt erschaffen haben sollten. Mit der Einteilung jedoch der Philosophen in Materialisten und Idealisten verhält es sich ungefähr wie mit der Einteilung des Wetters in gutes und schlechtes oder in Regen und Sonnenschein: die Geschichte läuft durcheinander. Manchmal ist das Schlechte gut und manchmal das Gute schlecht. Manchmal ist Regenwetter das Herrlichste der Welt, und sogar kommt es vor, daß während des Regens die Sonne scheint.

Gerade wie in der Natur, wo es in den Sonnenschein regnet, so steckt in unserem Materialismus die Idee mitten drin.

Idee und Materie sind zwei Dinge, die verdienen gekannt zu werden. Besonders wenn man sich einem Heerlager, dem der Idealisten oder Materialisten anschließen will, muß man diese Dinge näher kennen. Es ist noch gar nicht ausgemacht, ob die beiden so weit auseinander liegen wie Holland und Polen, oder gar, ob es damit geht wie mit Europa und Amerika, die zwei Gesichter eines Erdklotzes darstellen.

Wir sind Leute, die alles zusammenhängen. Das Mein und

*) Geschrieben Anfang 1888. D. H.

Dein wollen wir nicht so auseinandergehalten haben, wie es die Bourgeois lieben. Dein Eigentum und mein Eigentum, wenigstens soweit die Eigentumsgegenstände als Produktionsinstrumente dienen, und ebenso deine und meine Arbeitskraft wollen wir zusammenhängen und gemeinschaftlich wirken lassen. Und wenn wir Philosophie treiben, wird uns die Idee in Verbindung mit der Materie zuerst theoretisch und dann auch praktisch auf die Strümpfe helfen.

Wer ein gesundes Auge hat, kann sofort sehen, wie wir darin recht haben: die Dinge gehören zusammen. Ja, wenn wir sie im Kopfe richtig auseinanderhalten, so daß jedes für sich ganz hell und demonstrierbar ist, zeigt es sich erst recht, daß sie in Wahrheit innig verbunden sind. Die Materie ist eine Idee, und die wahren Ideen sind durchaus materialistische Gedanken.

Ich sage, die Materie ist eine Idee; sie ist überall und nirgends. Lehm ist Materie, Eisen, Wasser, Fleisch, Luft und Duft. Bei letzterem wird die Sache in etwas fraglich. Rosendüfte, Sonnenstrahlen, Farben- und Glockentöne gehören zu den zweifelhaften Materien. Man kann sie noch materiell nennen; aber sie sind nicht streng genommen „Material". Streng genommen ist materiell nur das Greifi- und Tastdas Wägbare. Aber ganz und gar streng genommen ist de Mateier, eine Idee, die mit dem Massiven anfängt und sich allmählich verflüchtigt — bis wir an das Allerflüchtigste kommen: Gedanken, die in Menschenköpfen hausen.

Aus diesen Gedanken darf sich der Arbeiter kein Gespenst machen lassen. Weil das Gespenstersehen bisher so Gebrauch war, wollen wir die Genossen besonders davor warnen. Der Pastor und der Schulmeister und der ganze hohe Rat bis hinauf zu den akademischen Doktoren und Professoren sind sämtlich stark in der idealistischen Gespensterlehre.

Sie machen aus der Denktätigkeit, die sich automatisch in dem Hirnkasten bewegt — wenn ein Weltwunder, dann ließe sich das hören, weil die Welt in allen ihren Teilen wunderbar genug ist — nein! die demagogisch gewordene Gelehrsamkeit macht aus der Idee ein Meerwunder, eine Seeschlange, ein Phantastikum.

Demgegenüber nennen sich die Sozialisten materialistisch gesinnte Leute, weil ihnen die Seeschlange keine Seeschlange, sondern ein erkannter Irrwisch ist. Wir sind deshalb keine Atomisten; auch verhalten wir uns zur Idee nicht nur negativ, sondern positiv im höchsten Grade.

Ein materielles Beispiel, wie sich der Sozialismus zur Idee

verhält, ist die Idee der Arbeit. Die Arbeiter, welche keine Sozialisten sind, haben keine, das heißt eine verkehrte Idee von der Arbeit; sie haben keine Idee von dem Zusammenhang, von der Zusammengehörigkeit der verschiedenen Arbeiten und Arbeiter. Die ideelosen Arbeiter begreifen nicht, wie das Schneidern, Schustern, Drechseln, Mauern, Hufschmieden usw. mannigfaltige Gewerke und doch nur **ein** Werk sind. Wären diese Arbeiter überhaupt mit der Idee bekannt, dann erkennten sie auch die Idee der Arbeit und würden ihren Drängern nicht so erbärmlich vereinzelt gegenüberstehen. Statt einander die Hände zu reichen und mit vereinter Kraft dreinzuschlagen, gehen sie jetzt hin mit Verkennung aller Idee und pflegen die Dünkelhaftigkeit. Der Schuster dünkt sich mehr wie der Schneider, der feine Drechsler will nicht so ein gemeiner Kerl sein wie der grobe Zimmermann. Der Engländer hält sich für etwas Besseres wie den Irländer. Statt der Ideen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit pflegen sie Eifersüchteleien. Jeder will sein dünkelhaftes Ich in den lieben individuellen Wanst einschließen und ist ein geistloser, aber kein sozialistischer Materialist.

„Proletarier aller Länder, vereinigt euch!" Zu diesem Zweck lernt die „Idee" kennen! Ihr werdet dann wahrhaftige, verständnisvolle, ideale Materialisten. Es ist deshalb nicht nötig, daß jeder Philosoph werde und Philosophie studiere. Die Idee lebt in allen Künsten, allen Wissenschaften und Handwerken. Aber doch will sie speziell gesucht und mit einer gewissen Verehrung behandelt sein. Sie ist geistiger Natur; sie ist die leibhafte Natur des Geistes, der mit dem blöden Worte geistloser Materialisten, welche aus ihm nichts weiter als eine Hirnfunktion zu machen wissen, noch lange nicht abgetan wurde.

Die Idee kommt aus dem Hirn, ganz sicher! Wie das Gesicht aus den Augen. Doch weiß der noch sehr wenig vom Gesicht, der nicht mehr davon weiß. Um das Gesicht zu kennen, muß ich mehr kennen wie das Auge, muß ich auch noch etwas vom Lichte und von anderen Dingen wissen, die dem Auge scheinbar fern liegen. So mußt du, um mit der Idee bekannt zu werden, viel fernere Dinge in den geistigen Gehirnkreis holen wie den Gehirnbrei.

Materialisten nennt man neuerdings eine bornierte Naturforscherschule, welche über die philosophische Wissenschaft, die sich den Intellekt und seine Ideen zum speziellen Forschungsobjekt erkoren, geringschätzig wegsieht und so grobtastig ist zu glauben, sie habe mit dem materiellen Organ schon den flüchtigen Geist und seine Idee erforscht. Gewiß! In der Wissenschaft handelt es sich auch um das Organ und

auch um die Anatomie der Gehirnmasse; aber auch um die Funktion und darum, daß die Funktion etwas von dem Organ Verschiedenes ist. Wer das Gehör und die Töne erforschen will, muß die Luftschwingungen von den Ohrlappen zu unterscheiden wissen.

Marx, der uns über die handgreiflichsten Dinge, über die leibliche Arbeit so gründlich belehrte, war nicht nur ein sehr intensiver Ideenforscher in materiellen Disziplinen, sondern auch ein eminenter Philosoph, das heißt ein Forscher, der den Intellekt, den Geist, die Idee oder die Abstraktionskraft zum speziellen Gegenstand seiner Studien machte. Er lehrte, daß der Leib der Gesellschaft oder ihre Struktur von den Produktionsverhältnissen gebildet wird, ohne welchen ihr Geist, ihr politisches und juristisches Treiben gar nicht zu verstehen sei. Mit anderen Worten heißt das: erst muß der Mensch essen und trinken, eh' er denken kann, und wie der einzelne, so auch die Völker.

Die Sozialisten werden das Denken und die Idee nicht mißachten, wohl aber die Phantasterei, welche den Leib auf der Erde lassen und mit dem Geiste gen Himmel fahren will.

Philosophie.*)

Der Philosophie ergeht es wie den Nordpol-Expeditionen: ungemein viele weitschichtige und abenteuerliche Fahrten, große Opfer an Gut und Menschenleben, Mühen und Strapazen und dann scheinbar kein oder doch nur ein sehr winziges Resultat. Indessen sind alle diese Opfer und Mühen notwendig und unvermeidlich und durch die Heilsamkeit ihrer Wirkungen für Leben und Wissenschaft von unberechenbarem Erfolg.

In seiner Vorrede zur „Lage der arbeitenden Klasse in England" spricht Fr. Engels von der Feuerbachschen „Auflösung der Philosophie". Demnach ist also das Rätsel der Philosophie gelöst, sie hat ihren Nordpol gefunden. Von L. Feuerbach ist die Lösung oder Auflösung zuerst entschieden in Angriff genommen worden, und er hat ein gutes Stück dazu beigetragen. Seine Leistung jedoch betrifft fast ausschließlich den religiösen Teil, während die Philosophie weit mehr umfaßt. Marx und Engels haben nicht minder Großes auch im Punkte der Auflösung des philosophischen Rätsels geleistet, obgleich in ihren Schriften mehr davon zwischen, als in den Zeilen zu lesen ist.

Der Sozialdemokratie liegt es nun wesentlich ob, die philosophische Errungenschaft, welche zugleich antiphilosophisch ist, zu läutern, zu popularisieren und in das Volksbewußtsein hineinzutragen. Die „philosophischen" Resultate der Wissenschaft sind, gleich den ökonomischen, weil sie zur Volksbildung eminent beitragen, den herrschenden Klassen durchaus widerhaarig.

Die Spitzen der Gesellschaft betreiben die Volksausbeutung — ein Geschäft, das der Wissenschaft nicht nur fern liegt, nein, das durchaus unwissenschaftlich ist. Die Wissenschaft widerspricht ganz und gar dem Interesse unserer interessierten Widersacher. Die Natur-

*) Aus dem Jahre 1887.

wissenschaften, soweit sie ihnen die Schätze des Reichtums erschlossen, fanden eine Zeitlang Gnade vor ihren Augen. Jetzt, nachdem das Volk anfängt seine Rechte geltend zu machen, stimmen sie von Tag zu Tag mehr mit Rom und dem Papst überein, der, wie er jüngst in seinem Sendschreiben sagt, zur Philosophie des heiligen Thomas von Aquino zurückkehren will, oder mit dem Organ der preußischen Junker, das schon seit Jahrzehnten, mit dem Pastor Knak, von der Umkehr der Wissenschaft spricht.

Gewiß! Die Preußen und die Pfaffen reden auch viel vom Schulwesen, und die Bourgeois gehen dafür ins Zeug wie für die Freiheit — das heißt krebsmäßig.

Im Mittelalter verwandten die Scholastiker ihre ganze Vernunft, ihre ganze Verstandesfinesse dazu, aus dem religiösen Dogma etwas Vernünftiges oder Verständiges herauszuklauben. Daran erstarkte die Vernunft so weit, daß die französische Revolution schließlich mit der ganzen Klerisei tabula rasa machen und statt der Unvernunft die Vernunft auf den Altar setzen konnte. Seitdem haben die Betbrüder allen Geschmack an der menschlichen Intelligenz verloren und halten es nun mit dem heiligen Thomas: je unvernünftiger, je verrückter die Lehre, um so heilsamer ist sie für die Gemeinde, weil nur derart den Leuten der Verstand, dieser Teufelsbub, aus dem Kopf zu treiben ist.

Die Klerisei bekennt Farbe: die Wissenschaft ist nichts für die Laien. Die „Gebildeten" und ihre Schulmeister machen es ähnlich so, sie dozieren: die Arbeitermasse ist nicht gebildet genug, um an der Politik und Volkswirtschaft teilzunehmen. Wohl setzen sie Bildung und Wissenschaft auf den Thron, aber auf einen so hohen, der so dicht verhangen mit prunkvoller Draperie ist, daß weder sie selbst noch andere Menschenkinder herankommen sollen. So machen sie es mit der Wissenschaft überhaupt, und die Philosophie stecken sie noch tiefer in die Bundeslade.

„Was in der Entwicklung eines beschaulich von seinem Streben sich selber Rechenschaft gebenden Individuums die Selbstbetrachtungen bei bedeutenden Wendepunkten des Schicksals, das sind ja eben im Gesamtleben der Menschheit die hervorragenden philosophischen Systeme. Es handelt sich hier nun für den einzelnen zunächst darum, aus der Menge der Gedanken seiner Zeit und seines Volkes die besten herauszufinden. . . . Es gilt schließlich mit sicherem Blick zu erkennen, welche darunter Fruchtbarkeit versprechen." (Freund, Titanen und Pygmäen.)

Und der beste Gedanke, den wir, die arbeitende Klasse, zunächst aus der philosophischen Gedankenmenge herausfinden können, ist der Gedanke an unsere Vereinigung und Organisation. Die Unterscheidung der Arbeiter von den Nichtarbeitern, der Knechte von den Herren, ist dabei, besonders in ihrer modernen Verworrenheit, eine echt philosophische Unterscheidung, welche in exakter Weise ohne scharfe Schulung des Geistes kaum möglich ist.

So wenig jeder Bettelsack ein Arbeiter, so wenig ist jeder, der einen guten Rock trägt oder Hände ohne Schwielen hat, ein Ausbeuter. Kapitalisten und Proletarier sind zwei ganz verschiedene Klassen, aber laufen so durcheinander, daß philosophischer Scharfblick dazu gehört, um sie hinlänglich zu unterscheiden. Es gehört dazu die geschichtliche Kenntnis, wie die moderne Knechtschaft aus der ursprünglichen Barbarei hervorgegangen, wie das Tyrannisieren und Ausbeuten anfangs unvermeidlich, notwendig und gerechtfertigt war, wie also Herr- und Knechtschaft nie das gewesen, was sie heute sind. Die Dinge haben ihren Sinn verändert. Um den veränderten Sinn zu begreifen, bedarf es geläuterter, gebildeter, philosophischer Begriffe.

Gewiß, die Arbeiterklasse kann sich vereinigen und organisieren ohne weitere Spitzfindigkeit. Der Unterschied zwischen dem Arbeiter und seinem Ausbeuter ist stellenweise faustdick, so daß es keiner geschärften Sinne bedarf, um ihn zu erkennen. Erkenntnis ist kaum nötig, der Instinkt reicht aus. — Im Groben, ja! Aber die instinktive Grobheit ist doch nicht ausreichend. Wir haben mit Intelligenz und Bildung, mit Wissenschaft und Philosophie zu rechnen. Sie sind da, und Heil uns, daß sie da sind!

„Wir brauchen die gelehrte Zwitscherei nicht; wir wollen eine Sprache hören, die wir verstehen können. Wir zerschlagen die feinen Unterschiede mit dem Knüttel" — so bramarbasieren die Bramarbasse. Doch machen sie allein die Suppe nicht fett. Wenn das Volk über seine Widersacher jemals zum Siege gelangen will, muß es nicht nur die rohe Gewalt erobern — die hat es schon immer gehabt — sondern die Intelligenz. Mit ihr müssen wir eine Propaganda machen, zu der uns die Knüttelhelden nicht verhelfen können.

Wie das Volk schon ohne alle Philosophie seine Feinde kennt, weist es ebenso instinktmäßig die rohen Schwadroneure ab. Man mag noch so viel wider die Autorität räsonieren, das Volk ist doch auch autoritätsbedürftig. Und wir alle sind es — niemand kann alles *wissen*. Der Glaube ist dem Menschen notwendig, wenn auch nur der Glaube an andermanns Wissen.

Wie die „Damen der Halle“, die Pariser Fischweiber, hinter der französischen Revolution, so läuft überhaupt die Roheit hinter der Volksbewegung her, um von ihrem Sonnenschein zu profitieren. Fürchten wir deshalb nicht, daß das wüste Anhängsel ihren Gang aufhalten und die Strahlende diskreditieren könnte.

Philosophie und Wissenschaft werden ihren Einfluß auf das Volk nie verlieren. Die Autorität, die sie besitzen, werden sie mit der Entwicklung noch stündlich vermehren. Die Bramarbasse können wohl die Rotte Korah hinter sich her locken, aber die Volksmasse nicht rühren. Mit der Vergrößerung der Partei verlieren jene unfehlbar ihren Einfluß.

Wir haben mit diesem Artikel nicht mehr gewollt und gekonnt, als dem Leser versichern, daß der Sozialist seinen Stoff nicht nur aus den Dynamitfabriken und Pulverkammern herbeiholt, sondern auch aus dem höchsten Arsenal der Wissenschaft.

So wenig der Gerber einem Neugierigen sagen kann, wie man Leder macht, so wenig wird ein Verständiger verlangen, daß wir mit einem Male die Philosophie ausschöpfen. Nur so viel: sie gehört zur Sache und will brockenweise genossen sein.

Erkenntnis und Wahrheit.*)

Die Wahrheit will erkannt, die Erkenntnis wahr sein. Dies Problem hat die Natur dem Menschen in die Brust gelegt und in den Kopf gesetzt. Die wissenschaftliche Arbeit um dasselbe beginnt mit den ersten Tagen der griechischen Philosophie. Ein überkommenes Vorurteil, das noch heute in den Köpfen spukt, erschwerte ihr den Anfang, das Vorurteil nämlich, die Erscheinungen der Natur und des Lebens seien „lauter Schein", und die Wahrheit lebe von den Erscheinungen getrennt und verborgen und sei ein Geheimnis.

Ist die Wahrheit beständig oder veränderlich? — das war die erste Frage der Erkenntnistheorie. Parmenides behauptete ihre Beständigkeit, das ewige unveränderliche Sein. Heraklit legte sich auf das Gegenteil und findet sie im unaufhörlichen Wechsel, im ewigen Fluß. Es kommen dann die Sophisten und behaupten, der Streit sei unerheblich, es gebe keine Wahrheit und kein Wesen der Dinge, sondern Redekünste, mit denen man plausibel mache, was man plausibel machen wolle.

Dieser Dialektik der Sophisten setzten Sokrates, Plato und Aristoteles den Glauben an die Wahrheit entgegen; sie bemeisterten sich der sophistischen Redekünste, stellten sie in den Dienst der Wahrheit und gründeten damit die neue Dialektik, welche die Worte und Begriffe nicht gebraucht, irgend ein beliebiges x glaubhaft und wahr machen, sondern das Wahre nicht nur glauben und mein n, sondern wissen und erkennen will.

Seitdem ist aus der Dialektik eine Wissenschaft der Erkenntnis, eine Kritik der Vernunft geworden. Hat sie die Wahrheit erkannt, die Erkenntnis bewahrheitet?

Diese Frage ist gar spitz und will zur Beantwortung spitz erwogen sein.

---

*) Geschrieben Anfang 1888. D. H.

In der Neuzeit ist die Naturwissenschaft ins Mittel getreten und hat das Problem mehr praktisch als wissenschaftlich gelöst; sie hat die Erkenntnis bewahrheitet, indem sie durch Naturerkenntnisse bewiesen, daß der Mensch ein wahres Erkenntnisvermögen besitzt; sie hat den Glauben an die Wahrheit derart befestigt und das Bewußtsein ihrer möglichen Erkenntnis derart gehoben, daß der Zweifel daran und die Sophisterei unwissenschaftlich geworden. Aber auch die Dialektiker selbst, welche sich die Erkenntnis zum Spezialobjekt gemacht, haben zur Lösung des alten Rätsels erhebliche Dienste geleistet.

Die Praxis der Naturwissenschaft ist so vom Erfolg gekrönt, daß auf diesem Gebiet unsere Frage keine Frage mehr ist. Man weiß dort die Wahrheit zu erkennen und die Erkenntnis zu bewahrheiten, zu bewähren; im gesellschaftlichen Leben jedoch, auf dem politisch-ökonomischen Gebiet, spielt die Sophistik noch immer Trumpf auf und beweist faktisch, wie die Erhebung der Dialektik zur populären Wissenschaft ein Erfordernis der Zeit ist.

Auf politisch-ökonomischem Gebiet handelt es sich um das Allgemeine und das Besondere insofern, als es sich um die Interessen der allgemeinen Gesellschaft und das Verhältnis zu ihren besonderen Mitgliedern handelt. Wahrheit und Erkenntnis können dort den Frieden nicht herstellen, wohl aber sehr wesentlich fördern. Die Wahrheit ist eine Macht, weil das Allgemeine eine Macht, eine unwiderstehliche ist, der das Besondere sich fügen und untertan sein muß. Die Interessen der Allgemeinheit, der menschlichen Gesellschaft und ihrer besonderen Mitglieder hängen verschlungen zusammen. Der verschlungene Zusammenhang kann nicht gelöst, wohl aber erhellt und erkannt werden. Da hat also die Erkenntnis dasselbe zu leisten, was sie auf naturwissenschaftlichem Felde täglich und meisterlich besorgt.

Wahrheit und Erkenntnis nicht nur praktisch zu betätigen, sondern zur theoretischen Spezialität zu machen, ist erfordert zum Kampf wider die Sophisten der sozialen Entwicklung, welche die Interessen einzelner Klassen mit Wortkünsten auf den Thron der Wahrheit heben wollen. Ob sie dabei den Namen dieser Göttin mit Vorbedacht oder aus Unkenntnis mißbrauchen, kommt wenig in Betracht gegenüber dem notorischen Zweck.

„Die Religion muß dem Volke erhalten bleiben.“*)

Dieses kaiserliche Wort ist sehr zutreffend; aber dennoch ist die Frage nicht überflüssig, woran denn das Zutreffende wahrnehmbar ist.

Man will doch heutzutage kein Wort mehr, auch kein kaiserliches, auf Treu und Glauben hinnehmen! In dieser Zeit wissenschaftlicher Herrschaft ist die Begründung des Wortes mehr wert als das Wort selbst nebst dessen Kaiserlichkeit.

Die Religion muß dem Volke erhalten werden! Warum? Weshalb? Auch wenn sie nicht wahr ist? Kann man denn das Gegenteil der Wahrheit aufrechterhalten?

Jedenfalls ist die Religion sehr „praktisch“, und das Praktische muß doch wahr sein! Eine unpraktische Wahrheit reimt sich nicht. Was sollten wir mit der Wahrheit machen, wenn sie nicht brauchbar, nicht leistungsfähig wäre? Und etwas Leistungsfähiges, wie sollte das unwahr sein können?

Der Leser sieht, wir schweifen ab; vom Gebiete der Religion auf das Gebiet der Wahrheit, und wieder vom Gebiete letzterer auf das Gebiet der Praxis und des Praktischen.

Wir wollen das kaiserliche Wort begründen; aber es läßt sich zu einem gründlichen Worte nur machen, wenn es wahr, und ist nur wahr, wenn es praktisch ist.

Der Wunsch, den Deutschen Kaiser zu stärken, treibt uns zu einer Abhandlung, welche fast einen metaphysischen Anstrich gewinnt. Doch beruhige sich der Leser; die Sache ist gar nicht so überspannt, als sie aussieht. Die Frage, was an der Religion Wahres, und was davon erhalten werden kann, ist gar nicht so unpraktisch, und wenn uns das dahin führt, etwas Charakteristisches von der Wahrheit überhaupt auszufinden — eine Sache, welche doch allgemein sehr im argen liegt — so wäre das, scheint mir, eine annehmbare Nebenleistung.

---

*) Geschrieben Anfang 1888. D. H.

Nach übermäßiger Gründlichkeit wollen wir nicht streben; da kämen wir am Ende in einen pedantischen Verruf; doch wird ein belangreiches Stück Gründlichkeit die allgemeine Anerkennung nicht verfehlen.

Wir haben es erklärt: die Religion ist praktisch; aber wo, wann, für wen? Daß sie praktisch ist in jeder Form, an allen Orten, zu allen Zeiten, für jedermann sei, wird in diesem Zeitalter der Wissenschaft wohl niemand mehr behaupten, weil es zur Wissenschaftslehre gehört, daß man seine Sätze in konkreter Weise und nicht in der blauen Allgemeinheit aufstellt.

Religion ist ein so konfuser, weiter und schlotteriger Begriff, daß man dazu, rein wörtlich genommen, das Blaue vom Himmel herunterdenken kann. Religion haben die Fetischdiener, die Afrikaner in Kamerun, die Indianer am Winnipeg, die Türken und die Christen, die Kannibalen in Australien sowohl als die freien Gemeinden in Berlin und Magdeburg, welche letztere die Religion auf eine pure Erbaulichkeit herabgedrückt haben.

Soviel geht aus diesen Tatsachen hervor, daß „die dem Volke zu erhaltende Religion" ein geschichtliches Gewächs ist, dessen Ursprung und Anfang sich in die Vergangenheit allmählich verläuft und in der unendlichen Vorzeit sich auflöst.

Aber, was heißt „auflöst"? Der Keim wird anfänglich größer und größer, dann wieder kleiner und kleiner, jedoch aus etwas wird niemals nichts. Wenn man also der Sache keinen Zwang antun, wenn man sie bis ans Ende verfolgen will, geht es der Religion gleich allen anderen Dingen: sie haben keinen Anfang und kein Ende.

Die Religion, heißt es, ist mit dem Menschen zur Welt gekommen. Elefanten — nach Feuerbach — haben keine Religion. Aber wann und wo ist der Mensch geboren? Sein Stammbaum verliert sich nicht unter den Affen, sondern geht zurück auf die ersten Anfänge des animalischen und demnach des organischen Lebens. Und wenn nun gar die Organismen vom Anorganischen abstammen, — wo kommen wir dann mit dem Menschen und der Religion hin?

Kurz, die Sache hat keinen Anfang, sondern stammt, wie die ganze Welt, von der Ewigkeit ab und gehört deshalb der Ewigkeit an und kann folgerichtig kein Ende nehmen. Soweit ist also die Fürsorge des Deutschen Kaisers, der seinem Volke die Religion erhalten will, überflüssig. Der religiöse Keim sitzt ewig im Universum, ist nicht geboren und kann nicht aussterben. Im Sinne des gesunden Menschenverstandes jedoch hat die Sache ihr Entstehen und Vergehen,

also auch einen Mittelpunkt ausgewachsener Gestalt, wo sie definitiv und greifbar wird. Aber weder ihren Anfang noch Mitte noch Ende darf man allzu exakt anfassen wollen. Eine gewisse Verschwommenheit steckt in der religiösen Haut, wie die Variabilität in allen Dingen steckt, die nicht nach Graden, nach Pfund und Lot oder Fuß und Zoll ausgemessen sind.

Der Deutsche Kaiser hat die Wahrheit gesagt, auch ist sein Spruch eine praktische Wahrheit. Doch ist mir zunächst darum zu tun, mittels dieser Dissertation nachzuweisen, wie unpraktisch eine Wahrheit ist, wenn sie nicht näher spezifiziert wird.

Wir verstehen jetzt unter Religion jenes bekannte, religiös bekannte geschichtliche Gewächs, das in seinem Mittelpunkt recht katholisch oder doch orthodox protestantisch aussieht. Dieses Gewächs auf diesem orthodoxen Punkte erhalten, ist wahrhaft sehr praktisch; aber für wen? Weniger für die große Volksmasse als für die herrschende Klasse.

Unsere Herrschaften finden die Lehre von einer anderen, höheren Welt sehr zweckmäßig und deshalb sehr wahr.

Daß es höhere Welten gibt als unsere irdische, läßt sich sehr schnell beweisen. Einen solchen Beweis holt man nicht aus der aristotelischen Logik, sondern zeigt nur auf andere Weltkörper: auf den Mond, den Merkur, den Uranus usw. Diese Welten liegen höher als die Erde; aber keine von ihnen ist die „höhere“ Welt, welche die Religion im Sinne hat. Die religiöse Welt, die dem Volk zu erhalten ist, liegt nicht im Raum und in der Zeit, sondern in der Ewigkeit.

Ja, aber die räumlichen und zeitlichen Dinge sind doch auch ewig, auch anfang- und endlos. Jeder hat doch viel gehört von der Unzerstörbarkeit des Stoffes und der Erhaltung der Kraft. Dennoch ist solche materielle Ewigkeit keine religiöse. Wie sollen wir also jene ewige Welt kennen, beschreiben und packen, welche dem Volke erhalten werden muß? Wir sehen: Worte reichen dazu nicht aus.

Die Religion hat eine „andere“ Welt als die, von der unsere Sprache sprechen kann. Wir haben hier unten auch vielerlei Welten; aber jene dort oben ist eine „ganz andere“.

Wie denn, wo denn, was denn? Eine göttliche? — Damit ist wiederum nichts gesagt, sintemalen man versichert, daß dies Jammertal hier ebenfalls eine göttliche Schöpfung ist. — Daraus soll der Teufel klug werden!

Am besten hat wohl der noch die religiöse Welt gezeichnet, der

sie die „wahre“ genannt hat. Da oben ist reine Wahrheit und hier unten lauter Schein und Irrtum. Aber, mein Gott, was soll aus der Wissenschaft werden! Die Wissenschaft ist doch auch Wahrheit.

Die wissenschaftliche Wahrheit ist geistig, und die dort oben, die religiöse? „Gott ist ein Geist, und wer ihn anbeten will, soll ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten.“ Da sind wir also mit dem Witz und der Unterscheidung wieder am Ende.

Das einzige Heil besteht darin, daß wir zu der neuen Logik rekurrieren, welche der Sozialismus zutage fördert.

Der Sozialismus lehrt, daß die Wissenschaft nicht die Wahrheit selbst ist, sondern nur ein Abbild davon zu geben vermag. Die Wahrheit selbst in höchst eigener Gestalt ist das lebendige Universum, das universale Leben. Gegen diese Wahrheit, die wir sehen, hören, riechen, fühlen, schmecken und betasten, kann kein Mensch aufkommen, kein Pastor, kein Professor und kein Kaiser. Das universale Leben ist nicht nur das Ideal, es ist das Original der Wahrheit.

Allerdings ist dies Leben voller Mängel, Scheinbarkeiten und Irrtümer, die jedoch seiner Wahrheit keinen Eintrag tun, weil sie von ihm selbst überwunden werden.

Die sozialistische Wahrheit besteht nicht in der Lehre von der Notwendigkeit, die Arbeiter und ihre Arbeit zu assoziieren, das ist auch eine Wahrheit, aber doch nur eine von den vielen. Diesmal aber wollen wir von der Generalwahrheit reden, von der Natur der allgemeinen Wahrheit, welche alle einzelnen umfaßt; wir wollen das, um die religiöse Wahrheit als eine Spezialität ins Auge zu fassen.

Die „religiöse Wahrheit“! Ist denn von dieser Sorte nicht streitbar, daß sie zu den Wahrheiten gehört? Ist es nicht zweifelhaft, ob die Religion überhaupt einen wahren Charakter hat? Nein, so weit wollen wir nicht gehen. Wir dürfen nicht mit dem Bad auch das Kind ausschütten! Daß die Religion eine geschichtliche Erscheinung ist, will und kann und darf nicht geleugnet werden. Was aber im geschichtlichen Verlauf erschienen, was gewesen, was gegenwärtig ist oder was kommen wird, gehört ins allgemeine Sein, und was dahinein, was zum Dasein gehört, was wirklich da ist, ist wahr und gehört zur originalen Wahrheit.

Dieses Original ist jahrtausendelang bitterböse verkannt worden. Es ist im Fleische vorhanden, und man hat es im Geiste gesucht. Mit dem Geiste, mit dem natürlichen, leibhaftigen soll man die Wahrheit suchen. Weil man sie suchen muß, hat man

sich beirren lassen, sie für ein Geheimnis, für ein Überschwengliches zu halten.

Nunmehr ist die Menschheit so weit aufgeklärt, daß sie nicht mehr die originale Wahrheit sucht, sondern die Erkenntnis, das ist das Abbild derselben. Das Original ist ohne weiteres an allen Orten und zu allen Zeiten vorhanden, aber das Konterfei will gemacht, will gesucht sein, und ist nur schwierig deshalb, weil das Original über einen unendlichen Raum und eine ewige Zeit verbreitet ist, und zweitens, weil der Menschengeist unbeholfen zur Welt kommt und erst lernen muß, sich ein trefflich Bild von der wahren Welt zu machen.

Die Trennung zwischen dem wahren Original und dem forschenden Geiste, die Trennung zwischen Wahrheit und Erkenntnis ist überaus wichtig.

Die ursprünglich unbeholfene Erkenntnis malt sich phantastische Bilder, wobei die religiösen vornehmlich mitzählen. Nun dürfen wir nicht vergessen, daß solche bildliche religiöse Welterklärungen viel besser sind als gar keine, und werden das um so leichter zugestehen, wenn wir erwägen, wie auch die besten, trefflichsten wissenschaftlichen Welterklärungen mit dem bildlichen Charakter behaftet bleiben müssen. Kein Bild ist mit dem lebendigen Original identisch.

Man betrachte im speziellen die besten, modernsten wissenschaftlichen Erkenntnisse. Da ist zum Beispiel die Chemie. Unsere Professoren schreiben dicke Bücher über die „Geschichte der chemischen Theorien“. Diese ändern sich fortwährend. Die Tatsachen stehen fest, oder besser, sie mehren sich; aber die „Hypothesen“, die „Erklärungen“ müssen durch vermehrte Beobachtung eine der andern weichen. Der Laie stutzt vielleicht, daß ich die „Erklärungen“ den Hypothesen gleich setze; aber die Fachleute sind sich wohl bewußt, welche wertvollen Dienste, behufs Erklärung, die Hypothesen leisten.

Es ist gar nichts dagegen einzuwenden, daß man das wissenschaftlich Feststehende vom Hypothetischen unterscheidet. Aber soll man nicht auch die guten von den schlechten Hypothesen unterscheiden? Hat man dann endlich genug unterschieden, wird man auch nicht mehr leugnen können, daß die besten Hypothesen den wissenschaftlichsten „Gesetzen“ oder Erklärungen sehr nahe verwandt sind.

Hermann Meyers Geschichte der chemischen Theorien ist schon in sechster Auflage erschienen, ein Werk, dem die allgemeinste Anerkennung zuteil wird, und der Verfasser bemüht sich angelegent-

lichst und eingehend, den Nachweis zu liefern, wie neuzeitlich die ganze Tendenz der chemischen Wissenschaft darauf ausgeht, die Affinität als eine Unterabteilung der kosmischen Gravitation zu behandeln, und wie selbst die letztere als eine „Hypothese" anzusehen ist, die möglicherweise durch eine bessere ersetzt werden kann.

Bis jetzt gehört das Rhinozeros zu den Dickhäutern. Wer weiß, wie bald die zoologische Einteilung gänzlich revolutioniert werden muß und die Dickhäuter eine Hypothese geworden sind. Das dicke Fell werden sie wohl so sicher behalten, als zweimal zwei gleich vier bleibt. Letzteres jedoch kann nicht hindern, daß selbst die bombenfeste Mathematik im Laufe der Entwicklung ein mehr oder minder verändertes Gesicht annimmt. Allerdings gibt es ständige wissenschaftliche Erkenntnisse. Dennoch übt der unaufhörliche Zusatz neuer Entdeckungen eine revolutionäre Macht aus auf das Abbild, welches die menschliche Erkenntnis sich macht vom universalen Leben, das zugleich die ewige Wahrheit ist. Einzelne Teile dieser Ursache aller Ursachen mögen von der Wissenschaft noch so vollständig erklärt sein, dennoch gehört der Teil zum Ganzen, und anderweitige neue Erklärungen reißen das Feste mit sich in den flüssigen Gesamtstrudel.

Was aber hat diese weitschweifige Auseinandersetzung mit der kaiserlichen Religion zu tun?

Der Deutsche Kaiser Wilhelm I. hat nämlich aus der Religion einen „ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht" machen wollen, und ich will nachweisen, wie er recht hat, wie aber auch dies Recht ein dialektisches Recht ist, welches sich mit dem Unrecht eigentümlich verquickt. Sein Spruch ist wahr, deshalb jedoch nicht die Wahrheit. Der Spitz ist ein Hund, aber nur ein spezieller, und das Hundegeschlecht ist davon wohl zu unterscheiden; dieses hat noch mehr solcher Spezialitäten.

Das universale Leben ist die Wahrheit; die Religion ist daraus emporgetaucht; dies konnte sie nicht, ohne im Keim ewig darin gesessen zu haben; sie wird auch wieder untertauchen; alle Zeichen sprechen dafür, wie sie schon merklich im Untertauchen begriffen ist; aber wenn sie nun untergetaucht, ist sie deshalb nicht futsch, sondern — nach Hegelschem Ausdruck — „aufgehoben erhalten".

Die Religion sitzt im universalen Leben so fest wie die Felsen und Gebirge und doch nicht fester als Wind und Nebel, welche sämtlich in der ewigen Wahrheit auf- und untergehen und dann wohlverwahrt darin konserviert bleiben.

Wir glauben ein gutes Werk zu tun, derart das Kaiserwort

erklärlich zu machen, sonst dürfte es dem Spott und Hohn verfallen. Die Religion soll geschätzt werden; aber mäßig, nicht überschwenglich; sie darf sich nicht an die Stelle der Wahrheit setzen, weil letztere das Universale, das Allumfassende ist, wogegen im Verhältnis die einzelnen Wahrheiten gleichsam nur Windbeutel zu sein scheinen.

Um das universale Leben in seiner allgemeinen Wahrhaftigkeit darzustellen, so daß keine Spezialität sich übermäßig breit machen kann, dürfen wir unsere Aufmerksamkeit nicht auf die religiöse Wahrheit allein beschränken, sondern sind genötigt, auch andere wahre Individuen, welche gespreizt auftreten, wie zum Beispiel die menschliche Wissenschaft, in unseren Betrachtungskreis zu ziehen. Der Kardinalpunkt, um den es sich hier handelt, daß nämlich das religiöse Leben nur ein untergeordneter Teil des kosmischen Lebens ist, wird derart in sein zukömmliches Licht gerückt.

Religion und Wissenschaft sind wahre Spezialitäten, aber die Generalwahrheit, der lebendige Kosmos, ist weit erhabener und dennoch nicht von jener extravaganten Erhabenheit, wie vielleicht religiöse Augen sie zu sehen belieben. Diesen Augen haftet das Übel eines dualistischen Gesichtes an; sie sehen ihre Objekte nicht in monistischer Helligkeit, sondern stets aus dem verwirrenden Winkel der Zweiweltentheorie.

Der Begriff des Universums, der monistische oder kosmische Begriff, ist der Religion ein böhmisches Dorf. Seinen Namen auszusprechen, ist ihr wohl möglich; aber denselben einweltlich oder universal zu denken, wo bleibe dann ihre höhere Extravaganz?

Wo das Universum als Generalwahrheit begriffen ist, hat die überschwengliche Religion aufgehört und ist untergegangen im ewigen Leben, wo sie einst hergekommen. Mit der Extravaganz steht und fällt die Religion als geschichtliche Erscheinung; sofern sie jedoch ein Teil des ewigen Lebens und der universalen Wahrheit ist, hat sie ihre bleibende Wohnstätte im Schoße Abrahams.

Wir jedoch, als Sozialisten, die nüchtern denken, wollen auch vom universalen Leben nicht schwülstig sprechen. Dieses Leben ist kein von den Vergänglichkeiten gesondertes, sondern es besteht die ewige Wahrheit ganz und gar aus zeitlichen und örtlichen Spezialitäten. Die Species facti*) sind A r t e n der generellen Wahrheit. Zu ihnen gehört denn auch die menschliche Erkenntnis, aus der man so gern eine überschwengliche Himmelstochter machen möchte.

---

*) In der Jurisprudenz die Zusammenfassung des Tatbestandes, auf den sich die Entscheidung eines Rechtsfalles stützt. D. H.

Zur näheren Kenntnis dieser intelligenten Lampe, welche aus dem menschlichen Kopfe Licht strahlt über das Weltall, hat unter anderen namentlich auch Immanuel Kant einen erheblichen Beitrag geliefert. Er demonstrierte, wie dieses Licht auf erfahrungsmäßiges Gebiet beschränkt sei. Eine treffliche Lehre das für diejenigen, welche mit unbezwingbarer Sehnsucht ihr Lämpchen ins überschwengliche Jenseits hinaustragen möchten. Indessen war der große Philosoph doch noch zu religiös befangen, um die Natur des intelligenten Lichtes, welches die Welt erleuchtet, gründlich verstehen zu können.

In § 49 seiner „Prolegomena" kommen folgende Sätze vor, welche seine Anschauung vom menschlichen Intellekt lebhaft charakterisieren: ... „Mit anderen Gegenständen, als denen, die zu einer möglichen Erfahrung gehören, haben wir es nicht zu tun, eben darum, weil sie uns in keiner Erfahrung gegeben werden können, und also vor uns nichts sind ... und es ist eine ebenso sichere Erfahrung, daß Körper außer uns (im Raume) existieren, als daß ich selbst, nach der Vorstellung des inneren Sinnes (in der Zeit) da bin." Die Körper nennt er „äußere Erscheinungen im Raume", seinen Geist und seine Seele sind ihm „ein innerer Zustand", eine Erscheinung des inneren Sinnes"; er kann „nicht zweifeln, daß sie nicht wahrhafte Erfahrung ausmachen sollen". Einerlei also, ob innerlich oder äußerlich, nach § 30 können wir nur „Erscheinungen buchstabieren, um sie als Erfahrung zu lesen".

Dennoch heißt es § 32: „Der Verstand also eben dadurch, daß er Erscheinungen annimmt, gesteht auch das Dasein von Dingen an sich selbst zu, und sofern können wir sagen, daß die Vorstellung solcher Wesen, die den Erscheinungen zugrunde liegen, mithin bloßer Verstandeswesen nicht allein zulässig, sondern auch unvermeidlich sei." ... „Wo Erscheinungen sind, muß auch etwas sein, das erscheint." In diesem Punkte war Kant übel beraten: er erkennt die Naturerscheinungen für wahrhaft und will doch eine „höhere" Wahrheit dahinter setzen; so verlangt es nicht nur seine „reine", sondern mehr noch seine „praktische" Vernunft.

Wir urteilen heutzutage, daß die Kantsche Vernunft weder rein noch praktisch war, wohl aber beliebt ist, von religiösen Praktikanten neu aufgetischt zu werden. Diese möchten mit Hilfe Kants dem kaiserlichen Wort eine grundverkehrte Auslegung geben, was uns veranlassen muß, die also mit dem Kopf nach unten gestellte Sache der einen, reinen und ganzen Wahrheit auf die rechten Füße zu bringen.

Ist dann das Kantsche Räsonnement auch ein zutreffendes? Wo Erscheinungen sind, ist es da nicht genug, wenn solche Erscheinungen Naturerscheinungen sind? Muß da noch eine andere, höhere, extravagante Wahrheit dahinter sitzen? Reicht die Natur, der Kosmos, das Universum nicht aus?

Unzweifelhaft ist ein logischer Verband nötig; aber wer wird daran zweifeln, daß die Welt, das Original unseres Denkens, eine treffliche, logisch geordnete Verbindung darstellt. Das logische Subjekt, welches hinter den Naturerscheinungen, hinter unseren Erfahrungen sitzt, ist die allgemeine Natur selbst, die aber kein Kantsches „Ding an sich“, sondern in, mit ihren und durch ihre Spezialitäten lebt und wirkt.

Bei der Ausforschung des Intellekts machte Kant die Entdeckung, daß der Mensch ohne dieses Werkzeug der Erleuchtung, ohne dieses Vermögen weder Räumliches noch Zeitliches, weder Ursachen noch Gründe, noch alle die Dinge erfahren kann, welche in unseren Erfahrungen enthalten sind. Daraufhin urteilte der Philosoph, daß, obgleich der Intellekt auf das erfahrungsmäßige Gebiet ausschließlich beschränkt sei, er dennoch eine Kraft sei, welche sogenannte Kategorien und „Ideen“ mit sich führe, die ihrerseits, wie er sich ausdrückte, „unabhängig von unserer Erfahrung, a priori vorhanden, also aller Erfahrung vorausgehen müssen und dieselbe erst möglich machen“.

Lassen wir auch diese Lehre ganz unbestritten, so erhebt sich doch die Frage, warum das, was wir innerlich besitzen und das die äußere Erfahrung erst möglich macht, nämlich das Bewußtsein mit seinen Kategorien und Ideen, warum das nicht zu der erfahrungsmäßigen Welt gehören soll!

Kant hat unter der Voraussetzung gearbeitet, daß die Natur des menschlichen Intellekts von anderer Art sei als die gemeine oder allgemeine Natur. Solche Voraussetzung ist ein religiöses Vorurteil, an welchem diejenigen festhalten, die nicht begreifen können oder zu interessiert sind, es begreifen zu wollen, wie das Original der Wahrheit mit der universalen Einnatur identisch ist.

Zum Verständnis der Natureinheit gehört vor allem die Erkenntnis, wie die mannigfaltige Unterschiedenheit und Verschiedenheit derselben kein Widerspruch, sondern das Element ihres Lebens ist. Die Erscheinungen dieses Lebens, die Flüchtigkeiten, Subjektivitäten und Irrtümer, gleichviel ob religiöser oder anderer Art, widersprechen weder seiner originalen Wahrhaftigkeit, noch der subalternen menschlichen Erkenntnis. Letztere ist wahrhaftig wahr, und wenn sie

sich noch so oft und noch so sehr irrt, weil diese Irrtümer und namentlich auch die religiösen Phantastereien mit der natürlichen Entwicklung von selbst beseitigt werden. Ja, die Irrungen widersprechen so wenig einer wahrhaften Naturerkenntnis, daß sie eigentliche Stufen oder Instanzen darstellen, auf denen der Menschengeist zu einem trefflichen Bilde der originalen Wahrheit emporklettert.

Nicht nur ist unser Intellekt auf das Gebiet der Erfahrung beschränkt; er selbst ist ein Erfahrungsstück, welches auf dem räumlich und zeitlich, quantitativ und qualitativ unbeschränkten Gebiet der Erfahrung alles mögliche beurteilen, das heißt alles mögliche versinnbildlichen kann.

Wir haben einen beschränkten Intellekt, der in seiner Art dennoch durchaus unbeschränkt ist. „Seine Art" ist menschlich und natürlich. Der Intellekt des Individuums hängt erfahrungsmäßig mit allen intelligenten Individuen und der ganzen Natur zusammen. Der Gedanke an einen unnatürlichen Geist ist ebenso irrsinnig als der Gedanke an ein übernatürliches Holz. Erkennen wir die Natur als das Unbeschränkte, Unermeßliche, Unauskenntliche, Unerschöpfliche usw., so ist mit diesem wahren Original aller religiösen und metaphysischen Extravaganz der Paß abgeschnitten.

Unser Kaiser hat recht: Die Religion muß dem Volke erhalten bleiben; es fragt sich nur, was man mit diesem Namen begreift. Zu jedem Begriff gehört ein Name, zu jedem Namen ein Original.

Wie die Götter entstanden sind.*)

In der Welt geht es umgekehrt zu wie im Menschenkopf. Hier entsteht aus eins, zwei, drei die Vielheit; dagegen in der realen Welt der geschichtlichen Entwicklung gab es anfänglich kannibalisch viele Götter, die sich zu Einem Gott verdichtet haben. Das Wort „kannibalisch“ paßt genau, denn da hat wirklich einer den anderen gefressen. Nach der griechischen Götterlehre verschlang Kronos seine Kinder und verschluckte dazu noch einen schweren Stein, welcher den Vielfraß nötigte, die ganze Nachkommenschaft wieder auszukotzen. Wenn wir uns nach dem Kannibalismus der Göttergeschichte näher umsehen wollten, gäb' es barbarisch viel zu tun. Aber das interessiert uns vornehmlich: der eine Gott, der keine anderen Götter neben sich hat, ist vergleichsweise eine sehr späte Erfindung.

Aus vielen Göttern ist schließlich einer geworden. Die Sache hat sich vermindert, und so ist denn berechtigte Hoffnung, daß auch dieser eine schließlich aus unserem Lebenskreise ganz und gar verschwinden wird. Ein zähes Leben haben diese Phantasiegestalten allerdings; doch was lange währt, sagt das Sprichwort, wird auch endlich gut.

Genaue wissenschaftliche Auskunft über die Entstehung der Götter sind Entdeckungen, welche erst der allerneuesten Zeit angehören. Dergleichen dürfen wir jedoch nicht in der Theologie, in der Gottesgelahrtheit suchen. Dies Priestertum gehört so wenig unter die Forscher, als Saul unter die Propheten. Die heutige, auf die Niederhaltung des Volksgeistes gegründete Welt hängt dem Pfaffen zwar einen wissenschaftlichen Rang an — sogar wider besseres Wissen; weil sie glaubt, daß solcher Nimbus für die weitere Volksausbeutung unentbehrlich sei.

Die Wissenschaft, welche die Entstehung der Götter entdeckte, ist

*) Geschrieben Anfang 1888. D. H.

die vergleichende Sprachforschung, eine Disziplin, die kaum fünfzig Jahre alt ist und worin namentlich die Gebrüder Grimm und Bopp, der die „Vergleichende Grammatik“ geschrieben hat, aber auch noch viele andere, Franzosen und Engländer, Bedeutendes geleistet haben.

Wenn wir nichts von der lateinischen Sprache wüßten, wenn alle historischen Dokumente, die dem 15. Jahrhundert vorausgegangen, verloren wären, wenn sogar die Tradition über das Dasein des früheren römischen Reiches geschwiegen, so würde der bloße Vergleich der sechs romanischen Dialekte uns befähigen, mit Gewißheit zu sagen, daß zu irgend einer Zeit eine Sprache dagewesen, von welcher alle diese modernen Dialekte ihre Abkunft herleiten, weil es ohne diese Voraussetzung unmöglich wäre, die unverkennbare Verwandtschaft zu erklären.

Als Beleg führen die Sprachforscher gewöhnlich in erster Reihe das lateinische Hilfszeitwort sum, ich bin, auf. Wenn sie dieses nur mit demselben Zeitwort in der italienischen, walachischen, rätischen, spanischen, portugiesischen und französischen Sprache konfrontieren, so sieht der Laie diesen sechs Brüdern auf den ersten Blick die gemeinschaftliche Herkunft aus den Gesichtszügen leuchten.

In derselben Weise und auch sogar an demselben Zeitwort zeigt sich, daß die Sprachen des Sanskrit, Zend, Griechisch, Lateinisch, Gotisch, Slawisch und Keltisch Geschwister sind, also eine gemeinschaftliche Mutter haben. Man darf aber nicht glauben, daß sich die Gemeinschaft dieser verschiedenen Sprachen auf das angezogene Verbum beschränkt. Die bloße Tatsache, daß die Namen Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Tochter in allen diesen sogenannten arischen Sprachen stammverwandt sind, bezeugt nicht nur, daß ein Muttervolk und Mutterland vorhanden war, sondern gibt auch Kunde, daß jenes Land schon eine Kultur erreicht hatte, wo die Vaterschaft so weit bekannt war, daß man sie mit besonderem Namen bezeichnen konnte, was nämlich, nach Morgan, nicht überall der Fall ist.

Im Arischen oder Indogermanischen ist die Wurzel für den Namen „Vater“ „Pa“, welches dort nicht zeugen, sondern pflegen, unterstützen bedeutet; der Vater als Erzeuger, heißt es, nennt sich im Sanskrit „ganitar“, doch als Beschützer und Pfleger seines Zöglings „pitar“. Darum werden in der Veda, der berühmten Sanskritbibel, diese zwei Namen zusammen gebraucht, um die volle Vateridee auszudrücken. In derselben Weise ist „matar“, Mutter, mit „ganitri“ (genetrix) verbunden, woraus hervorgeht, daß das Wort „matar“ bald schon seine ursprüngliche Bedeutung verlor und ein Ausdruck der Achtung und Verehrung wurde.

Doch wir wollen uns nicht in die Ursprache vertiefen, sondern nur einen flüchtigen Begriff davon geben, wie scharfsinnig und doch mühevoll, mit welch echt wissenschaftlicher Arbeit man den Pfaffen hinter das Geheimnis gekommen ist, wie die Götter entstanden sind. Sie sind nämlich von den Menschen erschaffen worden, und nicht stammt, umgekehrt, das Menschengeschlecht von den Göttern und noch weniger von einem lieben Gott ab. Einer kann niemals einen Menschen gemacht haben; es mußten immer ihrer zwei, es mußte stets eine Göttin dabei sein.

Die Götter sind nicht aus der Priesterschlauheit hervorgegangen. Im Gegenteil. Diese Schlauheit entsteht erst, wenn die Götter in Verfall geraten. Wenn die historische Entwicklung so weit gediehen ist, daß das Gebäude anfängt zu wackeln, kommen die Schlauberger und erfinden Stützen. Die Götter sind nicht erfunden. Das war nur eine Meinung seichter, rationalistischer Aufklärer. Erst neuzeitlich wird die Entdeckung gemacht, daß die Götter entstanden, daß sie ein historisches Gewächs sind. Sie bilden, genau wie die Kapitalisten, eine Kulturstufe. Sie sind keine bloße Unart, aber auch keine ewige Wahrheit, sondern eine vergängliche, eine kulturgeschichtliche Kategorie.

Der Professor der vergleichenden Sprachforschung, Max Müller von Oxford, hat eine vergleichende Mythologie geschrieben. Daraus sehen wir klar, wie die Götter entstanden sind, und — obgleich er die Konsequenz nicht zieht — erhalten wir derart auch einen Begriff von der christlichen Mythologie. Denn die Geschichte vom Gott Vater, Gott Sohn und Heiligen Geist nebst der Jungfrau Maria und den lieben Engelein ist im Grunde nichts anderes als eine Mythologie. Die ganze Gesellschaft des Olymps nebst dem alten Gott Vater gehört zu den Frauenbüsten mit Fischschwänzen, den Männern mit Ziegenfüßen, der Sphinx und den Zentauren, den Riesen und Drachen, den Zwergen und Koboldeen, dem Schmiedchen von Bielefeld, Knüppelchen aus dem Sack und Tischchen deck dich, in ein und dieselbe Kategorie.

Zu wissen, daß dies im allgemeinen Phantasien sind, ist nicht genug. Indem die vergleichende Sprachforschung näheren Aufschluß gibt, führt sie uns ein in die Entwicklung des menschlichen Geistes und bestätigt und detailliert die Resultate der Philosophie, so daß wir die reale, wissenschaftlich wirksame Welt des Geistes vom Spiritismus, der noch in der Gegenwart spukt, exakt unterscheiden lernen. Dadurch erst verschafft sich die materielle Kopfarbeit jene apodiktische

Selbstgewißheit und das kühne Selbstvertrauen, das sie nötig hat, um die Pfafferei nicht nur mittels eines vagen negativen Unglaubens, sondern mit positivem Wissen zu beseitigen.

Plato erzählt, wie der alte Sokrates von einem Freunde gefragt wird, was er von dieser und jener Göttergeschichte halte; worauf der „Weiseste der Menschen" die Antwort gibt, er habe keine Zeit für diese Dinge. Seit das Delphische Orakel ihm empfohlen, seine ganze Kraft auf das „Erkenne dich selbst" zu richten, erscheine es ihm lächerlich, wie jemand, der dies zu tun noch unterlassen, sich um Dinge kümmern soll, die ihn nichts angehen. Deshalb glaube er, was andere Leute glaubten, und richte seine Gedanken auf sich selbst.

Hierzu bemerkt Max Müller: „Unser Objekt bei Betrachtung der griechischen Mythologie oder bei anderen Fabelgeschichten des Altertums ist so verschieden von dem sokratischen, daß darauf seine Antwort nicht paßt. . . . Warum studiert der Mensch die Geschichte des Altertums, bemüht sich um tote Sprachen und entziffert unleserliche Inschriften? Was flößt uns das Interesse ein, nicht nur für die Literatur der Griechen und Römer, sondern ebenso für Indien und Persien, für Ägypten und Babylonien? Warum ziehen die kindischen und sogar abschreckenden Legenden wilder Horden unsere Aufmerksamkeit an und beschäftigen unsere Gedanken? Sind nicht die Romane Walter Scotts amüsanter als Apollodorus? oder die Werke Bacons lehrreicher als die Kosmogonien der Urvölker? Was zwingt den Menschen in dieser geschäftigen Zeit, seine Muße so augenscheinlich solchen wenig anziehenden und nutzlosen Studien zu widmen, als die Überzeugung, daß wir — dem Delphischen Orakel gehorchend? — um zu wissen, was der Mensch ist, wissen müssen, was er gewesen."

Wir sehen: Sokrates dachte noch als Individualist. Professor Müller aber ist in seiner Denkweise schon kommunistisch geworden. Sokrates wollte in sich hineingehen und sich selbst erkennen. Der mit der neuzeitlichen Philosophie geschwängerte Professor geht hinaus bis in das entfernteste Altertum und betrachtet die Menschheit nicht mehr als einen Haufen isolierter Individuen; sondern er betrachtet das Menschengeschlecht als einen zusammenhängenden Organismus, wo man sich selbst nur erkennen kann durch den kommunistischen Verband mit der gesamten Menschheit. — Das Wort „kommunistisch" ist hier mit erweitertem Horizont aufzufassen.

Bevor wir weiter gehen, sei der Leser gebeten, sich den Unter-

schied, wie Sokrates gedacht hat und wie Professor Max Müller denkt, nochmals aufmerksam anzusehen. Es handelt sich hier, bei unserer Darstellung, mehr um den Fortschritt in der allgemeinen Denkweise als um die Enthüllung einzelner Göttergeschichten. Unser Zweck ist die Einsicht in den Prozeß, wie die gottesfürchtige Denkweise des Altertums zur modernen Gottlosigkeit heranreift, welch letztere jedoch sich von der ungläubigen, negativen Gottlosigkeit des vorigen Jahrhunderts durch ihr positives, wissenschaftliches Element merklich unterscheidet. Wir wissen jetzt, daß der Menschengeist kein Dämon, kein höheres Wesen ist, das im Kopf oder in der Zirbeldrüse sitzt, sondern ein Naturprodukt, welches nur im Zusammenhange mit der Gesamtnatur denkt und sich selbst erkennt.

Die Selbsterkenntnis besteht nunmehr hauptsächlich darin, daß das Individuum sich als Teil der menschlichen Gattung und diese Gattung als einen Naturteil begreift. Nunmehr setzt sich der Mensch nicht hin und kehrt sein Seelenauge nach innen, sondern er wandert hinaus, studiert das Leben seiner Vorväter in allen Einzelheiten, wandert ihnen nach in alle Länder, untersucht Steine, Tiere und Pflanzen, die Sonne, den Mond und alle Sterne und verschafft sich derart ein farbenreiches Bild des Lebens, der Welt, der Natur oder des Kosmos. — Das erst nennt sich im neunzehnten Jahrhundert „Selbsterkenntnis". Das Menschengeschlecht ist kein von der Welt getrenntes, gleichsam in eine Schachtel gepacktes Edelsteinchen, sondern ein Leben, das nur mitlebt im Alleben. Inneres und Äußeres, Seele und Leib, Mensch und Tier, Leben und Tod sind nur zum Zweck der Übersichtlichkeit gemachte Abteilungen des ungeteilten kosmischen Weltalls, dem man auch die Namen Natur, Universum und noch mehr Namen beilegt, das sich als leiblicher Urgrund aller Dinge auch schließlich noch als „Gott" schimpfen läßt, weil es ohne Anfang und Ende ist und alle jene Eigenschaften lebendig verwirklicht, welche das fabelsüchtige Kindertum der Menschheit seinen Göttern angehangen.

Das ist die kommunistische Weltanschauung, welche sich der bisherigen individualistischen oder atomistischen — wie man's nennen will — nicht entgegensetzt, sondern sie „aufgehoben" in sich enthält. An dieser kommunistischen Denkweise haben alle große Dichter und Denker mitgearbeitet, und sie ist endlich selbstbewußt geworden. Die kommunistische Denkweise weiß von sich selbst, daß sie im allgemeinen Umriß vollendet, aber auch ebenso unvollendet ist in ihren Detailkenntnissen. Sie ist nicht der Geist der Verneinung, der da sagt:

es gibt keine Götter. Sie weiß, wie die Menschenkinder sich deren unendlich viele erschufen und dieselben im Verlauf der Kultur auf einen einzigen reduzierten, der nun auch als ein Glied, wenn auch nur als ein phantastisches Bild der Weltkommune erkannt sein will. Selbsterkenntnis ist identisch mit Natur- oder Welterkenntnis, und umgekehrt.

„Sokrates brütete ewig über das Geheimnis der Menschennatur, indem er seinen grübelnden Geist auf die eigene Seele setzte und ihre geheimsten Regungen belauschte, das Organ der Wissenschaft analysierte und dessen Grenzen zu bestimmen suchte; demnach resultierte seine Philosophie in dem bescheidenen Bewußtsein, wie er wenigstens wisse, daß er nichts wisse. Für uns ist der Mensch nicht mehr das einsame, sich selbst genügende Wesen; für uns ist der Mensch des Menschen Bruder, Glied einer Klasse, eines Geschlechts, einer Nation, und deshalb nur verständlich im Zusammenhange der Gemeinschaft. Unsere Erde war den Alten unverständlich, weil sie dieselbe einsam anschauten, als selbstvollkommen und selbstgenügend, ohne den Blick ins Universum zu werfen. Doch gewann sie alsbald eine andere Bedeutung, als sie als ein Planet unter vielen Planeten auftauchte, die um einen Mittelpunkt sich drehen. Ebenso ergeht es der Menschenseele, und ihre Natur steht in einem ganz anderen Lichte vor uns, seit der Mensch gelehrt wurde, sich als Glied einer großen Familie zu wissen und fühlen — gleich einem der wandernden Sterne unter Myriaden, die alle, von demselben Gesetz regiert, um dasselbe Zentrum rotieren und ihr Licht aus derselben Quelle schöpfen. Die Geschichte der Welt, die „Universalgeschichte", hat dem Gedanken neue Straßen eröffnet und unsere Sprache mit einem Wort bereichert, das die Lippen des Sokrates, des Plato oder Aristoteles nie passierte — die Menschheit. Wo die Griechen Barbaren sahen, sehen wir Brüder; wo die Griechen Heroen und Halbgötter, sehen wir unsere Vorfahren; wo die Griechen Nationen, sehen wir die arbeitende und leidende Menschheit, mittels Ozeane getrennt, durch Sprachen und nationale Feindschaften zerklüftet — doch ewig, unter göttlicher Führung nach der Erfüllung jenes unberechenbaren Zwecks streben, für welchen die Welt erschaffen und der Mensch, Gottes Ebenbild, hineingesetzt wurde."

So spricht der vergleichende Sprachforscher, der auf dem besten Wege ist, uns darüber zu unterrichten, wie die Götter entstanden sind. Aus dieser Sprache ergibt sich dann auch für uns die Belehrung, daß der Herr Professor es mit der kommunistischen oder „monistischen" Weltanschauung gut meint, zugleich aber wegen schwachen Fleisches noch nicht bis zum Ziele hat durchdringen können. Er wird uns bekannt machen, wie die Götter der Mythologie, die Fabelwesen entstanden sind; dagegen über das christliche Fabelwesen, das uns doch näher liegt als die Götter der Inder, Perser, Griechen und Kal-

mücken, hat er nicht Herr werden können und läßt es, wie wir sehen, fortregieren in der überschwenglichen Welt, von der keine Wissenschaft uns unterrichtet, ob sie Ost oder West liegt.

Professor Müller von Oxford, der hervorragende Sprachforscher, der die Götter ins Exil schickt, zeigt sich uns als ein warmer Anbeter der letzten und einen Gottheit, die nicht mit der Natur identisch ist, sondern im überschwenglich hohen Jenseits das überschwenglich tiefe Diesseits am Schnürchen lenkt. Solche Halbheit ist gewissermaßen eine Professorenseuche. Daran leidet der Professor Virchow in Berlin, der die Ergebnisse des Darwinismus von der Volksschule fernhalten will; ferner sein Kollege Du-Bois-Reymond, der „die Grenzen des naturwissenschaftlichen Erkennens" zwischen Marksteine setzen möchte, damit nur ja eine Reservation himmlischer Länderei für die proletarischen Indianer übrig bleibe; daran leidet der Jenaer Professor Ernst Häckel, der seinen Natur-Gott beileibe nicht „destruktiv" gegen die Religion richten möchte; daran leidet der Jürgen Bona Meyer in Bonn, der Nägeli in München, — was sollen wir sie alle aufzählen! Der Name „professorale Halbheitsseuche" ist genug. Artur Schopenhauer hat den Gegenstand schon vor mehr als vierzig Jahren vorgesehen und behandelt.

Solche verneinende Kritik kann uns jedoch nicht abhalten, die anderweitigen positiven Leistungen dieser Herren gebührend anzuerkennen und sie zum Aufbau unserer radikalen monistisch-kommunistischen Weltanschauung zu gebrauchen. Im Gegenteil. Ihre Übereinstimmung in der Halbheit und Furcht vor den Konsequenzen der eigenen Lehre nebst ihrer spaßigen Divergenz, wonach der eine einen zollbreiten, der andere einen fingerlangen, der dritte einen armlangen religiösen Schwanz ausstreckt, erleichtert uns wunderbar die kommunistische Aufgabe, diese gelehrten Pfaffen der Staatsmacht in den Augen des ernstlich arbeitenden Volkes zu diskreditieren.

Wir lieben allerdings, „das Strahlende zu schwärzen"; aber nicht, weil es strahlt, sondern weil und sofern es Tombak ist. Die Leistungen, auch die der Universitätsprofessoren, wollen wir anerkennen; zugleich jedoch uns derselben bedienen, um den Genossen begreiflich zu machen, wie die Entwicklung an einem Punkte angekommen, wo es ähnlich zugeht wie bei der Entwicklung eines Fruchthalms: es bildet sich ein Knoten, um das Ganze zu stützen. Was dort der Knoten, ist in der modernen Entwicklung der Gesellschaft die Kluft zwischen der Arbeiter- und der Ausbeuterklasse. Wir verkennen nicht, daß die Professoren Aucharbeiter sind; aber auch zugleich Auchstützen der

Schnappsäcklerwirtschaft, die mit einem Fuße hüben, mit dem anderen drüben stehen und sich für alle Fälle salvieren möchten. Ob das mit oder ohne Bewußtsein geschieht, kümmert uns blutwenig. Gerade ihr rückständiges Bewußtsein ist es, was den sonst höchst verdienstlichen Männern so spottschlecht ansteht und das wir ohne jede persönliche Rücksichtnahme kennzeichnen müssen. Wir haben nicht nur der Professoren Inkonsequenz zu desinfizieren, sondern an dieser Heuchelseuche die Wissenschaftlichkeit des konsequenten Kommunismus zu erhärten.

Unter Begleitung des Bewußtseins, daß uns der Sprachforscher Müller wohl hilft, die Vielgötterei zu demaskieren, wir aber demnach zur Verständlichmachung der Gotteseinheit über den Professor hinausgehen müssen, fahren wir fort zu zitieren.

„Wir befinden uns auf der geschichtlichen Bühne, wo sich viele Akte vor uns abgespielt haben, und wir demnach berufen sind, unsere eigene Rolle zu spielen. Um diese zu kennen, müssen wir uns mit dem Charakter der Rolle vertraut machen, die wir fortzusetzen haben. Natürlicherweise schauen wir auch auf die Szene zurück, über welche der Vorhang gefallen, denn wir glauben, daß es ein Gedanke ist, der das ganze Drama der Menschheit durchdringt. Und hier tritt dann die Weltgeschichte vor uns und reicht uns den Faden, welcher die Gegenwart mit der Vergangenheit verknüpft."

Das ist sehr gut gesagt, wenn nur nicht der schlechte Hintergedanke vorhanden wäre, daß der Faden, der die gesamte Menschenhistorie verknüpft, aus der einen physischen Welt in eine andere metaphysische hinausreichte und dort einem phantastischen Gedankenwesen zum Leitfaden diente.

„In welcher Sprache sie immer geschrieben sei, jede Linie, jedes Wort ist willkommen, das die Spuren aus den Kindheitstagen der Menschheit an sich trägt. . . . Viele Dinge sind uns noch unerklärlich, und die Hieroglyphensprache des Altertums berichtet uns kaum die Hälfte der unbewußten Intentionen ihres Geistes. Dennoch bricht das Bild des Menschen, in welchem Klima er sein mag, immer heller und heller als ein edles und reines hervor aus dem ersten Anfang: sogar seine Irrtümer lernen wir verstehen — sogar seine Träume lernen wir übersetzen. Soweit wir die Fußspuren der Menschheit verfolgen können, bis zur untersten Stufe der Geschichte, sehen wir, daß die göttliche Gabe eines gesunden und nüchternen Intellektes von Anfang an ihr angehörte; und die Idee einer Menschheit, die langsam aus den Tiefen tierischer Brutalität aufgetaucht sei, kann nimmermehr aufrechterhalten werden. Die ersten Werke der Kunst, vom menschlichen Geiste ausgearbeitet — älter als irgendein literarisches Dokument und allem Geflüster der Tradition vorausgegangen — die menschliche Sprache bildet eine ununterbrochene Kette von der ersten Dämmerung bis in

die sonnenhellen Tage unserer Zeit. Diese Sprache mit ihrer wunderbaren Struktur gibt Zeugnis wider jene zudringlichen Ansprüche."

Wir sehen daraus: der gelehrte Professor, der uns erklären wird, wie die Fabelgötter entstanden sind, ist kein Darwinist. Die Menschheit ist ihm nicht aus der Tierheit hervorgewachsen; die Sprache bezeugt es. Die Sprache ist ihm ein Wunderinstrument, ist das Instrument eines Wunderwesens, des menschlichen Geistes. Alle Sprachen und auch der Menschengeist sind mit einem Faden verbundent aber dieser Faden darf nicht bis in die tierische oder gar anorganische Natur fortgeleitet werden; es soll und muß über die Natur hinaus in die Unnatur oder Metaphysik hineinreichen.

Diese gelehrte Hartnäckigkeit, welche zwischen der Tierklasse und Menschenklasse nicht nur eine wissenschaftliche Klassifikation, sondern einen ewigen überschwenglichen Klassenunterschied erhalten will, stammt aus dem alten sozialen oder vielmehr antisozialen Klassengeist, der von Anfang an den oberen Zehntausend den Kopf verdreht hat. Diese hatten allezeit die Sucht, ihr Privilegium zu verewigen und es auf etwas „Höheres", etwas Metaphysisches zu stützen. Und auch diejenigen unter unseren Professoren, die von ihrem Spezialfach schon auf den darwinistischen Übergang zwischen Tier und Mensch gestoßen worden, sind immer noch von ihrem sozusagen angeerbten Klassengeiste veranlaßt, etwas in der Natur zu suchen, was auf eine übernatürliche Klasse hinweist. Ist es nicht die Sprache, dann sind es „die Grenzen unseres Erkenntnisvermögens", oder die letzten Gründe aller Dinge, oder irgend etwas, das über die Wissenschaft hinaus in den Mystizismus hineinführt.

Wir Sozialisten werden uns von der herrschaftlichen Gelehrsamkeit nicht irreführen lassen, sondern, wo jene mit der Kritik stecken bleiben, fortfahren müssen, die letzten Gründe aufzulösen, bis der Klassengeist schachmatt gestellt und die „ewige" Klassenherrschaf, ihrem Ende entgegengeführt ist.

Die Sprachforscher haben den Sprachverlauf in mehrere Perioden eingeteilt; unter anderen auch in eine „mythologische Periode"; das ist die Periode, wo die Fabelgötter entstanden sind. Sie nennen sie den schwerverständlichen Sprachzeitraum. Müller meint:

„Wir können uns eine ziemlich klare Idee vom Ursprung der Sprache bilden, von der graduellen Formierung der Grammatik und der unvermeidlichen Zersplitterung der Dialekte und Sprachverschiedenheiten. Auch lassen sich die ersten Bildungen politischer Gesellschaften, die Etablierung der Sitten und Gesetze und die ersten Anfänge der Religion und Poesie erklärlich finden. Doch zwischen diesen Perioden befindet

sich eine unüberbrückte Kluft, über welche keine Philosophie hinüberzuführen scheint. Leute wie die Griechen, die uns Homer vorführt, fortgeschritten in verfeinerten Künsten, bekannt mit den Verfeinerungen und Annehmlichkeiten des Lebens, wie wir sie in den Palästen des Menelaus und Alkinoos finden, nebst öffentlichen Versammlungen und elegant ausgearbeiteten Reden, mit der reifen Weisheit eines Nestor oder der Schlauheit eines Odysseus, konnten doch unmittelbar keine Vorfahren gehabt haben, deren Hauptamüsement in der Erfindung absurder Göttergeschichten bestand. Obgleich spätere Dichter einigen dieser Fabeln einen gewissen Reiz und Schönheit verliehen und uns verleiten, dieselben als dichterische Erfindungen zu schätzen, ist es doch unmöglich, sich die Tatsache zu verbergen, daß die meisten dieser alten Mythen ihrem wörtlichen Inhalt nach abgeschmackt und widersinnig sind. Von wem wurden diese Histörchen erfunden? — Geschichten, die ihrer Form und ihrem Charakter nach dieselben sind, ob wir sie in Indien, Persien, Griechenland, in slawischen Ländern oder in Deutschland finden. Hat es eine Periode vorübergehenden Irrsinns gegeben, welche der Menschengeist passieren mußte, und war diese Verrücktheit dieselbe im Süden Indiens sowohl als im Norden Islands? Der Glaube ist unmöglich, daß auch in der Kindheit des Gedankens ein Volk, welches Männer wie Thales, Herakleitos und Pythagoras hervorbrachte, kaum wenige Jahrhunderte früher aus eitlen Schwätzern zusammengesetzt gewesen sei. Auch wenn wir nur den Teil der Mythologie betrachten, der sich auf Religion bezieht, oder denjenigen, dessen Fabeln sich auf die höchsten Probleme der Philosophie beziehen, auf die Erschaffung des Menschen und sein Verhältnis zu Gott, finden wir, daß sogar dieser kleine Teil, bei dem man wenigstens einige nüchterne Gedanken oder reine und erhabene Bilder voraussetzen dürfte, solcher Dichter wie Homer oder der jonischen Philosophen unwürdig sind. Sogar der Schweinehirt Eumaeos spricht doch mit gesundem Menschenverstande von der Gottheit, wenn er zu Odysseus sagt; ‚Esse, und freue dich des Gegebenen, denn Gott gibt uns das eine und entzieht uns das andere nach seinem Wohlgefallen; er ist allmächtig.‘ Das war die Sprache des Volkes zu Homers Zeit, und die ist einfach und erhaben gegenüber den sinnlosen Göttergeschichten älterer Zeit, wo Deukalion und Pyrrha Steine hinter sich werfen, die zu Menschen werden.“

Die wüsten Konzeptionen sind es, die uns der Sprachforscher vernünftig erklären will. Es scheint ihm gotteslästerlich, davon, wie die Ausleger des Christentums, zu sagen: es seien korrumpierte und mißverstandene Überbleibsel einer ursprünglichen göttlichen Offenbarung. Diese „Fabelgeschichten“, sagt Müller, „sind von Menschen in einer gewissen sprachgeschichtlichen Periode gemacht worden“. Darüber also weiß der sprachgelehrte Professor sehr nüchtern zu denken, und wir werden noch sehr Wissenschaftliches darüber von ihm hören. Wenn er jedoch den „wüsten Konzeptionen“ gegenüber einen Ausspruch des Herakleitos, anführt, der gesagt hat: „Menschen

sind sterbliche Götter und Götter unsterbliche Menschen", so gerät er über solche Weisheit fast aus dem Häuschen. Er findet darin einen „tiefen" Lichtstrahl, eine heidnische Annäherung und Vorahnung der christlichen Wahrheit. Auch wir bewundern den alten Herakleitos, jedoch aus einem Grunde, der über den Grund des Professors weit hinausgeht: Wo die Götter zu unsterblichen Menschen klipp und klar gemacht werden, wird auch schon der unsterbliche Eine, „der Ewige" vermenschlicht und die menschliche Unsterblichkeit der nüchternen Erkenntnis als ein Phantastikum nahegelegt.

Das Verdienst der vergleichenden Mythologie der neueren Sprachforschung besteht darin, uns trotz ihrem rückständigeren Wissen und Wollen halbwegs zu dieser Gedankenentwicklung hinzuleiten. Folgen wir also ihren Fußstapfen.

Nachdem uns gesagt wurde, daß die fabelhaften und sinnlosen Göttergeschichten vom sinnigen Menschen gemacht und die nähere Erklärung dieses Widerspruches noch einen Moment zurückgestellt wird, widmet sich Müller kurz vorübergehend der Aufgabe, mit einigen Sätzen zu erklären, wie und warum diese barbarischen Fabeln jahrhundertelang so festsitzen, daß selbst ein Sokrates sie hinnimmt als eine Pflicht des Glaubens.

„Das menschliche Gemüt trägt eine angeborene Verehrung für die Vergangenheit in sich, und die religiöse Frömmigkeit des Menschen fließt aus derselben natürlichen Quelle, woraus die Familienanhänglichkeit des Kindes entspringt. Obgleich die Überlieferungen der Vergangenheit sonderbar, wild, zuweilen unmoralisch und unmöglich erscheinen, werden sie doch von jeder Generation akzeptiert und erträglich zurechtgestutzt, sogar so, daß man denselben eine wahre und tiefe Meinung unterlegt. Viele Eingeborenen Indiens, obgleich in europäischen Wissenschaften geschult und mit den Prinzipien einer reinen und natürlichen Gotteswissenschaft getränkt, beugen sich in Anbetung vor den Bildern Wischnus und Siwas. Sie wissen, daß diese Bilder nur Steine sind; sie bekennen, daß ihre Gefühle wider diese Götzen und was man ihre heilige Schrift nennt revoltieren, dennoch gibt es ehrliche Brahmanen, die behaupten, daß diese Geschichten eine tiefere Bedeutung einhüllen — Geheimnisse, welche ein forschendes und andächtiges Gemüt hoffen darf zu ergründen. Sogar wo die christlichen Missionare gewirkt und die Reinheit des christlichen Glaubens das Herz des Eingeborenen erobert und die wüsten Abgeschmacktheiten der Puranas ihm unerträglich gemacht hat, sitzt doch der Glaube seiner Kindheit ihm noch im Gemüte und bricht zuweilen in unbewachten Ausdrücken hervor. . . ."

„Nein, die Erhaltung der Fabeln und Götternamen durch lange Reihen von Generationen, obschon seltsam und wunderlich, ist weniger schwierig zu begreifen. Die Vergangenheit hat ihren Reiz und die Überlieferung hat einen mächtigen Freund an der Sprache. Wir

sprechen noch immer vom Aufstehen und Schlafengehen der Sonne, von Regenbogen und Donnerkeilen, weil diese Ausdrücke sprachlich sanktioniert sind. Wir sprechen davon, obgleich wir den Glauben daran verloren haben. Die Frage ist, wie es ursprünglich gekommen, daß der Mensch zu solchen Phantastereien verleitet wurde — wie solche Sprache, solche Ausdrücke entstehen konnten?“

Darauf antwortet dann die vergleichende Sprachforschung mit einem ungemein reichen Beweismaterial, welches klärlich dartut, wie im Verlauf der Kultur die Namen bleibender sind als die inhaltliche Bedeutung der Namen und Wörter. Der Sinn verändert sich gänzlich, während der Laut noch immer derselbe ist. Zum Beispiel Bruder und Schwester heißt im Sanskrit „brathar“ und „savassar“, jedoch bedeuteten von diesen Wörtern — nach Müller — das erstere den Gehilfen oder Assistenten, namentlich beim Tragen, das letztere eine erfreuliche Trösterin. „Duhitar“, das Stammwort für Tochter, bedeutete bei der arischen Urnation das Mädchen, das die Kuh melkt. Daß die Melkerin zur Tochter geworden ist, bezeugt nun, daß die Arier ein Nomadenleben geführt und ihre Töchter Melkerinnen waren. Mag dieser Schluß auch in seiner Vereinzelung in etwa gewagt erscheinen, im Zusammenhang mit unzähligen anderen Beispielen wird die Tatsache des Nomadenlebens unserer Stammeltern evident.

Wir wollen und können uns hier nicht in die vergleichende Sprachwissenschaft vertiefen. Wir wollen nur an der Hand unseres Gewährsmannes mit leichten Umrissen die unverkennbare Tatsache zeichnen, wie alle Kultursprachen der Gegenwart sowohl als des klassischen Altertums Schwestern des längst zur toten Sprache gewordenen Sanskrit sind, die nach dem einhelligen Urteil aller Fachleute einer unbekannten indogermanischen Muttersprache entstammen. Diese Muttersprache bezeugt durch Hunderte von Namen, welche die Töchter von ihr erbten, daß sie von einem Volke gesprochen wurde, das eine ansehnliche Kulturhöhe erreicht hatte.

„In unseren Händen befinden sich die Überbleibsel jener entfernten Zeit; wir gebrauchen dieselben Wörter, welche von den Vätern der arischen Rasse gebraucht worden sind, nur in etwas variiert durch dialektische Einflüsse. Ja, wir sind denselben in Gedanken und Ausdrücken so nah, wie Franzosen und Italiener dem alten römischen Volke. Wenn noch ein weiterer Beleg nötig wäre in betreff der Wirklichkeit jener Periode, die der Auswanderung und Zerstreuung des arischen Stammes vorausgegangen, dürfen wir uns nur auf die arischen Zahlwörter berufen. Da ist das Dezimalsystem, einer der wunderbarsten Erfolge des menschlichen Geistes! Stellen wir uns vor, es erginge die Aufforderung, neue Namen für eins, zwei, drei zu erfinden,

so wird uns ein Gefühl der Schwierigkeit überschleichen. Welche Aufgabe, solche Ausdrücke zu fixieren! Neue Worte für materielle Objekte lassen sich schon leicht finden, weil sie Eigenschaften besitzen, die sich bildlich umschreiben lassen. Man könnte die See als ‚Salzwasser' titulieren, den Regen als ‚Wasser vom Himmel', die Flüsse als ‚Töchter der Erde'. Zahlwörter jedoch sind von Natur derart abstrakt und leer, daß es unseren Erfindungsgeist aufs äußerste anstrengen würde, irgend einen geeigneten Namen dafür zu entdecken."

Und es mußte ein geeigneter Name sein, um Sprachgebrauch werden zu können.

Endlich nähern wir uns der Entstehung der Götter. Die indogermanische Muttersprache lebte in der mythologischen Sprachperiode. Wenn dieselbe auch eins, zwei, drei und noch viel weiter zählen konnte, also einen Anfang im abstrakten Denken gemacht und einen gesunden Menschenverstand besaß, der es nicht zuließ, sinnlose Götterfabeln zu dichten, so war diese Ursprache doch durchaus poetisch. Ehe die Völker Prosa sprechen lernten, waren sie schon Dichter. Die Sonne hieß die Erwärmerin, die Befruchtende, die Strahlende; sie begann und vollendete nicht ihren Kreislauf, sondern die Wärmerin stand morgens auf und legte sich abends zu Bett. Die Zeit war ein altes Weib und die Stunden ihre tanzenden Töchter — jeder Name ein sinniger poetischer Vergleich. Daher hat noch jedes Substantiv sein besonderes Geschlecht, ist männlich oder weiblich; die sächlichen oder Neutra gehören einer späteren Sprachperiode an.

„In der mythologischen Periode waren die Wörter gewichtig und unfügsam; sie sagten mehr, als sie sollten. Wir können deshalb diese Sprache nur verstehen, indem wir ihr Wachstum belauschen.

Wo wir davon sprechen, daß auf die Dämmerung der Sonnenaufgang folgt, war den alten Poeten die Dämmerung eine flüchtige Schöne, die vor der warmen Umarmung verdunstete."

Auch der mit der Sache wenig vertraute Leser wird sich schon aus diesen dürftigen Beispielen eine Vorstellung machen, welches unermeßliche Feld hier vorliegt, um dem Ursprung alter Fabeln auf die Fährte zu kommen. Die sinnigen poetischen Bezeichnungen verloren durch den Lauf der Zeit im Gedächtnis der Menschen ihren realen Boden und verwandelten sich in artige oder geschmacklose Legenden, der Inhalt trennte sich vom Buchstaben oder Laut, welcher dann zu einem gewöhnlichen terminus technicus herabsank.

„Die reiche Einbildungskraft, die lebhafte Auffassung, die geistige Befähigung und schnell tätige Phantasie der griechischen Nation lassen leicht verstehen, daß nach der Trennung der Arier keine Sprache reicher, keine Mythologie mannigfaltiger war als die griechische. Die Schöpfung

eines jeden Wortes war ursprünglich ein Gedicht, das eine kühne Metapher oder eine glänzende Auffassung verkörperte. Worte wurden mit wunderbarer Leichtigkeit geschaffen und mit jener Nachlässigkeit wieder vergessen, welche das Bewußtsein unerschöpflicher Fähigkeit dem Genie verleiht. Es ist bekannt, wie schnell Sokrates den Eros in einen geflügelten Gott verwandelte, und Homer ist noch schneller mit etymologischen Wortableitungen bei der Hand. Letztere sind uns sehr dienlich, insofern sie beweisen, daß die eigentliche Bedeutung der Götternamen zu Homers Zeit bereits vollkommen vergessen war."

Das also ist die Entstehung der Göttergeschichten: „Ursprünglich ein bloßes Wort, wahrscheinlich eines der vielen, die nur eine lokale Zirkulation haben, verliert es seinen Wert, sobald es in weitere Entfernung gerät, wird ungebräuchlich fürs tägliche Leben, zur falschen Münze in den Händen der Masse — doch nicht weggeworfen, sondern bewahrt als Seltsamkeit und Verzierung und schließlich entziffert vom Altertumsforscher nach Verlauf von Jahrtausenden."

Über den Glauben der „Ungläubigen".*)

Der geehrten Versammlung zunächst meinen Dank, daß sie mir gestatten will, über den Glauben zu sprechen. Wenn ich nun den werten Anwesenden auch als Kanzelredner in etwas bekannt bin, so ist vorab doch mitzuteilen, daß ich meine Sermones nicht einfach aus dem Ärmel schütte, sondern vorher reiflich besinne, überlege und aufschreibe. Das Memorieren aber und Deklamieren würde an den Pastor und Schauspieler erinnern, und bitte ich deshalb um Erlaubnis, meine Sache nach dem Manuskript vortragen zu dürfen.

Zum Text wählte ich mir das christliche Wort: „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich."

Obgleich nun für dies Wort sich viel Schönes und Gutes sagen läßt, obgleich viel Wahrheit darin ist, so enthält es doch auch einen Widerspruch, also viel Unwahrheit.

Wir, die wir hier versammelt sind, das darf ich von den Anwesenden voraussetzen, wir sind wohl für Christus, aber zugleich auch gegen ihn, und wir sind nicht nur gegen, sondern auch für den Gottesmenschen. Wenn wir mit seinem „Beten und Fasten" nicht einverstanden sind, so soll doch sein hinterlassenes Wort: „Liebet euch untereinander" von niemand höher geehrt werden wie von uns. Ich darf wohl überzeugt sein, den werten Versammelten aus dem Herzen zu sprechen, wenn ich behaupte: Wir, Gesinnungsgenossen, sind alle für und wider Christus zugleich.

Jedoch ist das nicht der Kern von dem, sondern nur ein Beispiel für das, wovon wir heute abend handeln wollen. Es soll daran uns klar werden, daß die neuzeitlich oft gehörte Frage: Ob wir denn noch Christen oder gar Unchristen sind — oder vielmehr die noch generellere Frage: Ob wir Religion haben — ein Wortspiel ist, eine

*) Ein Vortrag, gehalten vor Solinger Glaubensgenossen am 4. Januar 1880. D. H.

Frage, welche wir mit der größten Wahrhaftigkeit zugleich bejahen und verneinen können.

Aber sind wir denn nun gar Sophisten geworden? Bekanntlich gab es bei den Griechen sophistische Wortkünstler, die sich ein Geschäft daraus machten, alles pro und kontra zu beweisen, gleichsam als wenn es keine Wahrheit gebe.

Nein, werte Anwesende, auf Wortklauberei stützt sich unsere Sache nicht! Damit aber dem Gegner die Mißdeutung der Sprache, die man zur Verwirrung der Köpfe so gerne anwendet, gründlich verleidet werde, lassen wir uns angelegen sein, die Zweideutigkeit der Worte aufzudecken, diesmal namentlich die religiöse Zweideutigkeit.

Nichts ist bekannter wie die gemeine Redensart, daß die Religion so alt sei wie das Menschengeschlecht und so unvergänglich. Aber ebenso bekannt ist, daß die alten Ägypter einen riesigen Stier, die Israeliten ein goldenes Kalb angebetet haben, und der König David um die Bundeslade getanzt hat, das heißt, es ist bekannt, daß die Religion so veränderlich ist wie die Wolkenzacken.

Allerdings haben alle Völker und alle Zeiten, wenn man das Wort in weitester Bedeutung faßt, Religion. Alle erkennen ein höchstes Wesen, und bin ich überzeugt, wenn wir uns die Sache recht besehen, werden auch wir so etwas anerkennen. Nur mit dem Unterschiede, daß unser höchstes Wesen ganz anders aussieht wie das, was dem Moses im feurigen Dornbusch erschien. Und wenn es auch nicht einerlei ist, ob man Baal den wahren Götzen oder Jehova den wahren Gott verehrt, so sind doch Götzendienst und Gottesdienst insofern einerlei, als beides dem unbestrittensten Sprachgebrauch nach religiöser Kultus ist.

Quintessenz der Sache ist der Glaube an ein „höheres Wesen". Alle Religionen und Konfessionen stimmen in dem Gefühl überein, daß das Menschenkind verhältnismäßig nur eine untergeordnete Kreatur ist, daß, wie hochmütig es auch über alle Kreaturen wegsehen mag, es dennoch des demütigen Bewußtseins sich nicht entschlagen kann, Mächten, Kräften und Schickungen unterworfen zu sein, unter denen es sich wie ein winziges Würmchen auf und ab krümmt.

Das Gefühl der Ohnmacht und die Anerkennung von „etwas Höherem" sind unzertrennlich ineinander verschlungen.

Kein verständiger Mensch hat bestritten, daß über unseren Köpfen Entfernungen sind, die wir nicht ausmessen, die mit ihrer Unermeßlichkeit die Erdenwürmer in den Staub drücken; Sonnen kreisen, die wir nicht regieren; Gesetze walten, die kein Zauberer beschwören, keine

Frivolität wegleugnen kann. Es ist nicht zu widerstreiten, daß allerlei Ungemach und Schicksal, Wind und Wetter, Krankheit und Widerwärtigkeit über unseren Häuptern schweben, uns Gewalt antun und uns klar machen, daß wir nicht die Regenten sind, sondern regiert werden.

Das Bewußtsein, einem höheren Regiment untertan zu sein, teilen wir mit der Religion aller Völker und Zeiten, wir teilen es mit dem Götzendienst und mit dem Gottesdienst. Das Grundelement und Wesen, worin aller Glaube lebt und webt, erkennen wir demütiglich. Nur ist unsere Art, unsere Form ein wenig verschieden. Wir machen aus dem „Höheren" kein Abbild von unserem werten Selbst, wir erkennen in ihm keine mit Verstand, mit Wissen und Willen ausgerüstete Person, keinen Vater Zeus, der sich in Erdentöchter verliebt, noch einen grauen Alten, angetan mit unendlichem Rock, auch keinen reinen Geist; aber ein Höheres erkennen wir deutlich und klar. Wenn solche demütige Erkenntnis Religion ist, dann haben wir allerdings, ich behaupte es mit Wärme, eine warme Religion.

Wir anerkennen ein Naturregiment, welches nicht duldet, daß die Gewässer bergan laufen, welches den Steinen vorschreibt, daß sie auf der Erde bleiben und nicht in die Welträume fallen. Da wird der Wechsel von Tag und Nacht, von Sommer und Winter, von Regen und Sonnenschein gesetzmäßig regiert. Wir anerkennen das Gesetz, welches über Moses und die Propheten geht — das Naturgesetz. Wir unterwerfen uns demütig seinem Willen, aber wir wissen auch, daß sein Wille kein Wille, kein hin und her ratender ist, sondern unverbrüchliche Notwendigkeit.

Jawohl, verehrte Anwesende, wir erkennen ein Regiment über uns und haben insofern Religion, nur soll man nicht verlangen, daß uns dabei die Augen wässern und das Herz wackelt.

Nicht so, als sollte mit diesen Worten alle Begeisterung verhöhnt werden. Bei Anschauung des Erhabenen, des Schönen, Guten und Zweckmäßigen mögen unsere Augen sich feuchten und unsere Herzen höher schlagen. Weil aber die Vorfahren und Nachbarn vor lauter Gewässer in den Augen und Gewackel ums Herz, vor lauter Begeisterung in einen Nebel geraten sind, wo ihnen Hören und Sehen vergeht und der Verstand aufhört, weil sie im Übermaß des erbaulichen Gefühls starr werden und zum rechten Handeln unfähig, darum kommt manchem der Hohn auf die Lippen und der Spott über die Zunge.

Das höhere Wesen, das sich im Zusammenhang aller Welt=

dinge offenbart und in einer staunenswerten Entwicklung begriffen ist, wo Steine, Pflanzen, Tiere und Menschen, Sonnen, Monde und Erden nur vorübergehende Momente sind — das kann und soll unser Gemüt erheben; aber solche Erhebung darf nicht so weit gehen, daß sie in eine kindische Ekstase und Furcht umschlägt, welche vor jeder Annäherung zurückschreckt und das Unerforschte und Unbegriffene als monströse Unerforschlichkeit und Unbegreiflichkeit betrachtet.

Nein, unser Kultus ist eben die unbegrenzte Erforschung jenes unendlichen Wesens, worin wir und alles Sein in ganz nüchternem Sinne leben und weben. Der wahre Kultus ist die Kultur der Wissenschaft. Die wirkliche Natur ist die göttliche Natur. Die Erforschung ihres Zusammenhangs ist das Objekt, dem wir mit Begeisterung dienen und Opfer bringen wollen.

Wenn also das Opfern zur Religion gehört, so opfern wir mit; aber keine blutigen Sühn- und Brandopfer und weder unsere Söhne und Töchter noch unseren Verstand. Die wahren Opfer bestehen in den vielen Mühen, welche die Natur der Dinge uns abzwingt, indem wir theoretisch ihren Schlichen nachspüren, das heißt ihren Zusammenhang ergründen, und praktisch mit rüstiger Arbeit die rohen Gaben, die Rohprodukte in Kulturprodukte verwandeln. Es sind das viele schwere Opfer, welche die ringende Menschheit der höheren Macht darbringt.

Ob solcher Opferdienst religiös ist, das hängt vom Namen ab, den man der Sache gibt. Was da besonders zur Erhellung dient, ist die klare Erkenntnis dessen, was Namen zu bedeuten haben. Die Sprachgelehrten sind längst darüber einig, daß ein eigentümliches Geheimnis in der Bedeutung und Anwendung von Namen steckt. Wir können einer Person oder einem Ding einen beliebigen Namen geben und sind doch auch wieder gezwungen, es so zu nennen, wie es eigentlich heißt. Der deutsche Bauer in Paris wundert sich, daß die Franzosen für Brot pain sagen, und meint, es heiße nicht nur Brot, es sei auch wirklich Brot. So sind wir gezwungen, das Religion zu nennen, was wirklich Religion ist, und nichts anderes.

Aber weiter. Jede Person und jede Sache hat nicht nur einen eigenen Namen, sondern auch noch einen Familiennamen, der gemeinschaftlich allen zukommt, die von einem Stamme sind. Der Christian, der Karl und Heinrich Pfeiffendeckel sind alle Pfeiffendeckels; Brezel, Kuchen und Torten haben einen gemeinschaftlichen Familiennamen, man nennt sie „Gebäck". Daraus ist zu sehen, daß

wir sprachlich berechtigt sind, das Allermannigfaltigste mit einem gemeinschaftlichen Namen zu nennen. 1 Grad, 10 Grad, 20 Grad usw. unter Null, nennt sich alles „Kälte“; ja, wenn das Thermometer schon über den Nullpunkt gestiegen, bei 1, 2 und 5 Grad Wärme dürfen wir es noch immer „kalt“ finden. Es ist dann nicht mehr kalt, und doch nennen wir's so; solche Redeweise ist unexakt, aber nun warum? Darum — weil die Gelehrten den Punkt scharf bestimmt haben, wo es kalt und wo es warm genannt werden soll. Wo das Eis schmilzt, da fängt — das haben sie festgesetzt — die Wärme an. Würde man statt Eis Butter zum Maßstab genommen haben, dann wäre das kalt, was jetzt warm ist. Also kurz: die Namen der Dinge sind noch nicht alle in scharfe Grenzen gebracht, und namentlich ist der Gebrauch des Wortes Religion ein sehr schwankender.

Aber handelt es sich denn nur um den Namen? Kann man nicht auch Religion haben ohne den Namen? Ist nicht der Name gleichgültig, wenn man nur die Sache hat? Nein, verehrte Anwesende, Sache und Name dürfen wir nicht trennen, oder wir geraten in eine unlösliche Konfusion. Was Gold heißt, das ist auch wirklich Gold, und dem, was wirklich Blech ist, dem gehört auch der Name Blech. Da ist nichts zu trennen. Jawohl, man kann einem Ding den verkehrten Namen geben, aber da wird man unverständlich und spricht kauderwelsch. Das wollen wir nicht tun. Was Religion heißt, soll Religion bleiben; sie soll mit dem Namen anfangen und aufhören.

Wem nun das sprachliche Geheimnis der Namengeberei dunkel ist, der wird es kaum verstehen, daß die Dinge mit ihrem Namen anfangen und aufhören sollen. Man denkt wohl, alles muß einen Anfang haben, und das Kind kommt doch vor dem Namen auf die Welt. Aber diese Geschichte vom Anfang ist nicht so einfach, wie sie aussieht. Der Christian Pfeiffendeckel hat nicht angefangen an dem Tage und zu der Stunde, wo ihn seine Mutter geboren, denn er war schon neun Monate vorher bei ihr, und noch ehe er zu Muttern kam, war er auch schon beim Vater, und der Ursprung geht durch die Groß- und Urgroßeltern zurück bis auf Adam und Eva. Das Anfangsuchen ist eine mißliche Sache, weil alle Dinge zusammenhängen und mit ihren Anfängen ineinander verschlungen sind. Und wie mit dem Christian Pfeiffendeckel, so geht es mit allen Dingen der Welt: sie haben keinen Anfang, sondern nur einen Zusammenhang.

Der Weltzusammenhang ist das Alpha und ist das Omega, er

ist der Ursprung aller Dinge, das Erste, das Letzte und Höchste; der Weltzusammenhang ist das „göttliche“ Wesen, an dem sich die Wissenschaft erbaut.

Um in den Weltzusammenhang Verstand und Klarheit zu bringen, wird er vom Menschen eingeteilt und die Einteilungen mit Namen fixiert. Die Dinge der Welt sind solche namhafte Einteilungen. Die ungebildete Volkssprache handelt dabei unbewußt und geht mit dem Gebrauch der Worte mehr oder minder lose um. Da weiß man nie exakt, was zum Beispiel eine „Pferdekraft“ ist. Erst die Wissenschaft hat die Sache scharf definiert, hat den Namen an eine perfekte Stelle gesetzt. Da aber das nun dem religiösen Namen noch nicht passiert ist, da keine Akademie und keine Autorität die Grenzen der Religion endgültig festsetzte, argumentiere ich nun folgendermaßen: Wenn man die Anbetung der Götzen und Götter der Heiden, des Jehova der Juden und der Gottheit Christi mit dem einen Wort Religion bezeichnen darf, so ist doch nicht abzusehen, warum unsere andächtige und demütige Bewunderung des Wahren, Guten und Schönen des Weltzusammenhanges, unsere Verehrung der erhabenen Natur diesen ehrbaren Titel nicht führen dürfte. Wir finden die volle Berechtigung dazu in der Tatsache, daß wir in der Hauptsache mit den sogenannten Religiösen vollständig übereinstimmen, indem wir ein übermächtiges Wesen anerkennen und ihm opferfreudig dienen. Da ist es doch nur die sekundäre Form, welche unseren Kulturkampf von anderen Kulturkämpfen unterscheidet.

Es ist nicht zu verkennen, daß das Menschengeschlecht, obgleich es sich als den Herrn der Schöpfung betrachten mag, doch nur ein winziges und durchaus abhängiges Tröpfchen ist im Meere des Daseins. Es ist nicht zu verkennen, daß der einzelne Mensch nur im Zusammenhang mit der Familie, mit der Gemeinde, mit dem Staate, mit der Gesellschaft ein menschenwürdiges Leben führen kann. Solche Erkenntnis ist die Quintessenz aller Religion und Sittlichkeit. Wer kann uns dieselben absprechen? Und wenn es Menschen gibt, die von sich sagen: wir haben keine Religion, so kann das nur heißen, daß sie ihrer religiösen Eigenart einen aparten Namen geben wollen. Da aber nun unser Staat und die öffentliche Meinung nach „Religion“ verlangen, scheint es mir für uns opportun, diesmal den Namen beizubehalten, und glaube ich die Berechtigung dazu bereits dargetan zu haben.

Ferner: Alle notorischen Glaubenshelden ziehen die Moral, die Verhaltungsregeln des menschlichen Lebens in das religiöse Gebiet.

Allem Kultus hängt ein Gesetzbuch an für das gesellschaftliche Betragen der Menschen untereinander. Unser Kultus ist damit vollständig einverstanden. Wenn uns der Zusammenhang der Dinge erbaut, und wir überall nach der Art und Weise forschen, wie sie zusammenhängen, so bildet der Zusammenhang der Menschen untereinander einen wesentlichen Teil. Wenn Brüderlichkeit ein religiöses Erfordernis ist, dann wieder sind wir unserem Glauben gemäß die brüderlichsten, indem wir dafür streiten, daß die Menschen eine wahre Genossenschaft bilden sollen, wo Friede und Freiheit, Eintracht, Liebe und Gerechtigkeit und Wahrheit das Regiment führen, Herrschaft aber, Hochmut, Ausbeutung, Krieg, Neid und Tücke, Fraß und Völlerei dem Bösen zugeteilt werden.

Max Duncker, der berühmte Geschichtschreiber des Altertums, erzählt, daß bei den alten Griechen das Urteil der Menschen die Stelle des Gewissens vertrat: „Die homerischen Helden gedenken stets des Urteils der Menschen über ihre Handlungen und werden von anderen daran erinnert, wenn sie ihre raschen Affekte hinreißen wollen.“ Auch wir erkennen in der Gesellschaft das lebendige Gewissen. Um der Gesellschaft willen muß uns Pflicht und Recht, Tugend und Sitte eine heilige Gewissensangelegenheit sein. Wahrhaftig, wenn die, die „Wein trinken und Wasser predigen“, Gewissen haben, haben wir zehnmal davon.

Also entspricht der verständige Unglaube allen wesentlichen Anforderungen des Glaubens, so daß ich nun dreist behaupten darf: wir, verehrte Anwesende, streiten nicht nur wider, sondern auch für Religion.

„Verkappte Theologie."*)

Unsere Weltanschauung, oder wenn man will, meine Weltanschauung ist ein apartes Exemplar. Sie ist nicht jüdisch und nicht griechisch, nicht buddhistisch, nicht christlich, nicht idealistisch und nicht „materialistisch". Letztere Eigenschaft bezeichne ich mit Gänsefüßchen, weil, wenn ich meiner Sache einen Namen geben sollte, was wohl unvermeidlich, sie doch sich wiederum Materialismus nennen würde. Aber, wie gesagt, sie ist ein apartes Exemplar.

Unsere verhält sich gegensätzlich zu allen anderen Weltanschauungen, verhält sich dazu wie Kraut und Unkraut sich zueinander verhalten. Damit will ich erstlich meiner sehr selbstbewußten Überzeugung Ausdruck geben, welche im Bewußtsein, die Wahrheit zu kultivieren, sich dem Kraut vergleicht und dem Unkraut stolz gegenüberstellt. Zweitens aber paßt der Vergleich ganz vorzüglich, weil konstatiert werden soll, daß, ob auch unsere Weltanschauung stolz auftritt, sie doch keiner Anmaßung und Überhebung sich schuldig macht. Ich bitte deshalb den Leser speziell zu erwägen, wie Kraut und Unkraut, trotz ihres Unterschiedes, einer gemeinschaftlichen Gattung angehören, so daß der Forscher den nahrhaftesten Kohl kaum interessanter findet als den gemeinsten Wegerich. — Unsere Weltanschauung, obschon ein apartes Exemplar, kann und will nichts weiter sein als ein bescheidenes, wenn auch hoch kultiviertes Pflänzchen im großen Welt-Pflanzenreich.

Was wir Weltanschauung nennen, nannte sich zu Sokrates' Zeiten Weltweisheit oder Philosophie. Gegen letztere hegen mehrere meiner besten und nächsten Freunde arge Abneigung und geben ihr auch wohl den schimpflichen Namen „verkappte Theologie". Aber wenn diese auch behaupten, die Philosophen seien Schelme oder

*) Erschienen in der „Neuen Zeit", Stuttgart, 1884.

Narren, so werden sie doch zugeben müssen, daß auch unter den Politikern sich dergleichen finden. Und doch sind meine Freunde gezwungen, durch Umgang mit diesem Pech sich zu besudeln.

So glaube ich denn für meine philosophische Liebhaberei mindestens denselben Rang in Anspruch nehmen zu dürfen, welcher andererseits für Politik in Anspruch genommen wird. Zu einem Disput, ob philosophischer oder politischer Forschung der Vorrang gebührt, will ich keine Veranlassung geben, möchte nur betonen, daß Philosophie und Politik zusammengehören. Diese behandelt den besonderen Staats-, jene den allgemeinen Weltbegriff.

Wenn vorhin unsere neue, sozusagen noch in der Geburt stehende Weltanschauung zu der alten längst dagewesenen in denselben Gegensatz gestellt wurde wie Kraut und Unkraut, so soll damit gesagt sein — mit Verlaub für die Wiederholung — daß unsere gottlose Weltansicht zur verkappten und unverkappten Theologie sich sehr gegensätzlich verhält und dennoch alle Ansichten als Exemplare einer Gattung, alle Verkehrtheiten als Stufen oder Teile oder Modi (Formen) der allgemeinen Wahrheit und der wahren Weltanschauung betrachtet.

Der denkende Leser wird fragen: wie reimt sich das? Wie kann man seine Ansicht wahr nennen und zugleich mit den korruptesten und vertracktesten Ideen längst vergangener Jahrhunderte in ein und dieselbe Gemeinschaft bringen? Daraufhin erinnere ich wieder an das Unkraut, das zum Kraut gehört; oder an die Nacht, die dem zwölfstündigen Tage gegenübersteht und doch einen Teil des vierundzwanzigstündigen ausmacht; oder an die der Natur gegenübergesetzte Kunst, die dennoch natürlich ist und zur Natur gehört; oder an den Götzendienst, der, auch in seiner schlimmsten Form, immer noch mit dem Gottesdienst in eine Kategorie zählt und „daran Teil hat", wie Platon sagen würde.

Die alten Mythen der Völker über Anfang und Ende der Welt, über Ursprung und Bestimmung des Menschengeschlechts sind, wenn auch phantastische Erklärungen, doch immerhin solche, denen der Trieb nach Erklärung und Aufklärung, nach Begriff und Anschauung der Wahrheit zugrunde liegt. In diesem Sinne ist es gemeint, daß unsere neue Weltanschauung, trotzdem sie ein apartes Exemplar ist, mit allen alten Weltansichten einen gemeinsamen Körper bildet, eine Tatsache, die denjenigen zur besonderen Beachtung empfohlen sei, die von der Theologie derart angewidert sind, daß sie auf Zusammenfassung aller Dinge und Wissenschaften unter einem allerhöchsten Gesichtspunkt ganz und gar verzichten wollen.

Ich erlaube mir, unsere Weltanschauung zu definieren als Zusammenhang aller Dinge unter dem Gesichtspunkt des Allerhöchsten. Das letztere ist demnach auch das gemeinsame Objekt sowohl der unverkappten und verkappt-theologischen als auch unserer antitheologischen Weltanschauung. Damit uns näher zu befassen, dünkt mir eine leidige Notwendigkeit, um die Wahrheit materialistisch zur Darstellung bringen zu können.

Daß ich es gleich sage: die Wahrheit oder vielmehr unser Begriff davon oder unsere Erkenntnis derselben ist die Quintessenz unserer Weltanschauung. Auch die Theologen, die Philosophen und Naturforscher suchen nach ihr. So spüren wir denn mit aller Welt auf derselben Fährte. Was unsere Weltanschauung auszeichnet, ist das Bewußtsein, das Suchen besser zu verstehen und einen größeren Teil des gesuchten „göttlich"-profanen Objekts aufgespürt zu haben. Allerdings soll dies Bewußtsein sich erst noch erproben, und zwar dadurch, daß es vermag Propaganda zu machen. Aber auch in dem Punkte der Proselytenmacherei ist unsere Weltanschauung, wie Erfahrung lehrt, auf dem besten Wege.

Alles was wir von der Wahrheit wissen, ist von den sogenannten exakten Wissenschaften geoffenbart, die sich auf Erfahrung stützen. Fassen wir deren verschiedene Fächer unter den Generalnamen „Wissenschaft", so ist davon klar, daß dieselbe lange in Kinderschuhen steckte, bevor sie groß wurde. Auch hat sie nicht an einem bestimmten Datum angefangen, sondern ist allmählich aus sehr unwissenschaftlichen theologischen und philosophischen Phantastereien entsprossen. Mit diesem Hinweis wollen wir darlegen, daß der Weg zur Wahrheit, wie der bekannte Himmelsweg, schmal und holperig ist. So wird denn der geneigte Leser die Wahrheit selbst und den holperigen Weg ihrer Erkenntnis auseinanderhalten. Unsere Erkenntnis ist sehr beschränkt, aber ihr Objekt, die Wahrheit, die wir nur im allgemeinen kennen, jedoch nie auskennen, ist unbeschränkt und das Allerhöchste.

Die Fetischdiener, die Theologen und Philosophen suchten die Wahrheit und fanden nur Stücke davon, die Naturforscher suchen stückweise und treiben unwillkürlich dem Ganzen, nämlich der Erkenntnis zu, daß alle Welt zusammenhängt. Unsere Weltanschauung sieht die Welt gleichsam als „lieben Herrgott" an, als das einzige, ewige, unendliche, allervollkommenste Wesen, welches nichts neben, über oder außer sich, sondern alles in sich hat. Die Naturwissenschaften, sofern es Detailwissenschaften sind, geben noch keine Welt-

anschauung. Zu letzterer bedarf es der Erkenntnis, daß alle Dinge zusammenhängen, nur relative Dinge sind, d. h. Teile oder Erscheinungen des Absoluten, des Ganzen, der einen ungeteilten Welt, welche alles andere als Attribut (Eigenschaft) anhängen hat, welche auch, mit anderen Worten, „die Wahrheit und das Leben“ ist.

Was die Theologen alles Wahrheit genannt haben, ist soweit abgetan, daß es kaum noch einer Kritik bedarf. Dagegen beherrscht die aristotelische Ansicht von der Wahrheit noch immer die verworrenen Köpfe. Da wird sie definiert als „Übereinstimmung unserer Gedanken mit der Wirklichkeit“. Unterdessen steckt wenig Sinn mehr in dieser hergeleierten Rede. Wie das Porträt des Malers soll auch der Gedanke mit seinem Objekt übereinstimmen. Aber ist denn nicht jedes Bild mehr oder weniger ein Konterfei seines Objekts? Und andererseits, auch wenn zwei sich gleichen wie ein Tropfen Wasser dem anderen, gleichen sie sich doch nur mehr oder minder. Absolut Gleiches ist nicht, und mehr oder minder gleicht sich alles. Wer hätte jemals ein Bild gesehen, das mit seinem Vorwurf vollkommen stimmte? In der Tat: die hergebrachte Definition der Wahrheit ist unhaltbar.

Alle bisherige Philosophie machte den Fehler, die Wahrheit im Geiste, mit und in dem von der Welt getrennten Intellekt (Geist, Bewußtsein) zu suchen. Diese Philosophie hat eine verkehrte Anschauung von der Wahrheit und vom Geiste; sie schaut beide als rein geistige, mystische, von der Leiblichkeit getrennte Wesen an, während Wahrheit und Intellekt von der Welt wahrhaftig nicht getrennt sind, sondern unverbrüchlich damit zusammenhängen. Die Philosophen waren Fetischdiener, sofern sie die Wahrheit in einem aparten Weltstück suchten, während unsere Anschauung sie im Weltzusammenhang findet. Wir suchen den höchsten Gesichtspunkt, „den lieben Herrgott“, nicht zu Jerusalem, nicht in Jericho, aber wohl in der Wahrheit, doch diese nicht nur geistig, sondern auch leiblich. Wir finden sie als Weltall, welches die wahre Substanz ist und Geist und Bein als Attribute anhängen hat.

Wenn ich vorhin die Quintessenz unserer Weltanschauung dahin zusammenfaßte, daß sie einen besseren, höheren, exakteren, wahrhaftigeren Begriff von der Generalwahrheit hat, muß ich jetzt zufügen, wie dieser exakte Wahrheitsbegriff nur durch einen exakteren Begriff des menschlichen Geistes gewonnen wurde. Vernunft, Geist, Bewußtsein sind verschiedene Namen für dieselbe Sache. Es ist eine der Sprachforschung bekannte Tatsache, daß das Volk für seine Lieb-

lingsthemata einen Wortreichtum entfaltet, dessen sich die Wissenschaft alsdann bedient, um damit verschiedene Teile desselben Objekts zu spezialisieren. So hat sich die Philosophie gar viel damit beschäftigt, Verstand, Vernunft, Bewußtsein, Geist, Intellekt, Wille, Gemüt usw. als verschiedene Namen verschiedener Teile einer Sache zu plazieren, welche die Sprache mit dem Generalnamen „Seele" bezeichnet. Sie hat sich dann noch weiter konzentriert und die Seele einem besonderen Lehrfach, der Psychologie, zur Erforschung überlassen, während sie ihre Anstrengungen auf das Bewußtsein im engeren Sinne, auf das Denken und Wissen beschränkte.

Unsere Weltanschauung ist zusammengesetzt aus der leiblichen Welt und unserer geistigen Anschauung davon. Diesen Unterschied hat man längst unbestimmt erkannt, aber spät und noch jetzt kaum exakt begriffen. Daß wie Spitz und Mops in die gemeinschaftliche Hundegattung, so auch das Materielle und unsere geistige Anschauung desselben in eine gemeinschaftliche Kategorie, in die Kategorie der universalen monistischen Wirklichkeit gehören, daß unser Menschengeist ein leibhaftiges Stück der Welt, der weltlichen Wirklichkeit ist — dieser offenbare Gemeinplatz enthält und bedeutet eine neue Weltanschauung. Dieselbe ist allerdings nicht so überschwenglich neu, daß sie ohne Zusammenhang wäre mit der alten, aber neu genug, um den Professoren der Philosophie angst und bange um einen verjährten Krimskrams zu machen.

Der Teil der Weltwahrheit, der sich Menschengeist nennt, ist nicht nur ein wunderbares Geheimnis — wunderbare Geheimnisse, das heißt u n e r s c h ö p f l i c h e Q u e l l e n v o n K e n n t n i s s e n oder Beobachtungen sind auch die anderen, die materiellen Teile — sondern die Geheimniskrämer machen ein mysteriöses Wundertier aus der geistigen Naturkraft, sie wollen sie und ihre Funktion und Produkte, das Denken und die Gedanken nicht als weltlichen Teil und die Welt oder den Kosmos nicht als Generalwahrheit, als das Allerhöchste anerkennen. Die alte charakterisiert durch ihren Gegensatz unsere neue Weltanschauung. Jene macht aus der Wahrheit ein geistiges Wischi-Waschi und aus dem Geist ein phantastisches Unikum. Unsere Ansicht dagegen sieht sich und alles, was leiblich empfunden wird — und dazu gehört auch der Geist — als Teil der allgemeinen kosmischen Weltwahrheit, die alles umfaßt, was da ist, war und sein wird.

Virchow, Du-Bois-Reymond und die ganze Reichsakademie; Windhorst, der Schorlemer und die ganze Klerisei — ob die einen

den Menschen vom Affen abstammen oder die anderen ihn aus Lehm machen und ihm Lebenslicht einblasen lassen — beide Parteien wollen doch den Geist nicht als einen gemeinen und gemeinverständlichen Weltteil angesehen haben. Deshalb spricht Du-Bois-Reymond über die „Grenze der Erkenntnis". Das Weltganze wollen sie nicht als allerhöchste Weltwahrheit anerkennen. Und wenn dennoch solche Weltanschauung ihnen endlich nahe kommt, dann will Virchow sie aus der Schule und vom Publikum fernhalten, will, daß die hohen Herrschaften sie heimlich einstecken.

Die Staatsprofessoren in Berlin, Paris, London und New York können den Universalbegriff, den Begriff des Universums nicht fassen. Sie gebrauchen wohl das Wort „Universum", aber daß das nun auch das ganze Dasein, das Absolute bedeutet, will ihnen nicht einleuchten: ebenfalls nicht, daß ein höheres Dasein wie das uns erfahrungsmäßig bekannte dem Verstande ebenso undenkbar ist wie höheres Wasser. Ihrem Geschmack nach muß das Universum nicht universal sein, sondern es muß eine leibliche oder geistige „höhere" Wahrheit über, neben oder außer sich haben.

Bislang heißt es, der Geist offenbare die Welt der Wahrheit und die wahre Welt. Richtig! und doch wird erst umgekehrt ein Schuh daraus. Die Wahrheit, sowohl die leibliche wie die geistige, offenbart sich selbst mittels des Intellekts. Nicht der von der leiblichen Wirklichkeit getrennte Intellekt, sondern der Kosmos, in welchem der Intellekt mitten in steckt, läßt uns die Natur und ihren Geist erkennen. Wahrheit und Vernunft gehören zusammen, bilden ein Ganzes, welches vernünftige Wahrheit und wahre Vernunft ist.

Unsere Weltanschauung, welche die Wahrheit nicht in einem höheren oder niederen Geiste, sondern in der unendlichen Leiblichkeit anschaut, ist, sofern sie neu ist, eine neue Erkenntnistheorie.

Unsere Weltanschauung beruht auf dem Bewußtsein, daß wir Kenntnis vom allerhöchsten Gesichtspunkt, vom Universum haben. Obgleich dasselbe unauskenntlich, eine Quelle unerschöpflicher Kenntnisse und die leibhaftige Unendlichkeit ist, so ist doch auch der menschliche Intellekt, dies Stück des Universums, ein Universalstück, eine unerschöpfliche, unbegrenzte Fähigkeit, die kein Ende ihrer Versenkung in das Universum hat, keine Grenze in sich und keine außer sich.

Diese Lobrede auf die menschliche Erkenntnisfähigkeit oder Vernunft gilt von allen Dingen, von allen Teilen der Welt. Auch das Kleinste ist durch seinen Zusammenhang mit dem Universum eine unerschöpfliche Summe erkennbarer Qualitäten. Soll ich da noch

an die Ewigkeit des Stoffs und an die Erhaltung der Kraft erinnern?

Was im besonderen den Geist zu einem Spezialobjekt unserer Abhandlung macht, ist der Zauber, in den ihn Unwissenheit und Wundersucht eingewickelt. Der Geist ist ein Anhängsel des Menschen, aber der Mensch wieder ein Anhängsel der Welt, weshalb unser Intellekt nur in erster Instanz Menschengeist, jedoch in letzter Instanz Weltgeist ist. Statt dessen macht man ihn zu einem außerweltlichen Wunderhorn, zu einem Weisheitssäckchen, worin Wissenschaften a priori (von vornherein) stecken sollen. Allerdings hat auch das Bewußtsein einen angeborenen Inhalt, so ungefähr wie der Mann einen angeborenen Bart, der ihm jedoch erst mit der Entwicklung wächst. Das Bewußtsein vom Sein, vom allgemeinen Weltzusammenhang, ist angeboren. Intellekt heißt mit anderem Wort unsere Fähigkeit, die leibliche und geistige, alle bekannten und unbekannten Welten als Exemplare einer Gattung, als eine Welt zu kennen. Dem Intellekt ist die Fähigkeit von Natur eigen, alle Welt als eine Wahrheit zu fassen und in Abteilungen zu trennen.

Die klare Unterscheidung zwischen dem absoluten Universum und seinen relativen Teilen, welch letztere man auch „Erscheinungen" nennt, eine Unterscheidung, die sehr einfach scheint, bedarf großer Vorurteilslosigkeit. Es bedarf eines eingehenden Studiums der Geschichte der Philosophie, um einzusehen, wie schwer es ist, der Welteinteilung eine klare wissenschaftliche Form zu geben. Diese ganze philosophische Geschichte ist ihrem Kern nach nur ein Ringen nach logischer Weltanschauung. Es hat dazu der wissenschaftlichen Erfahrung, der Erfolge in den besonderen Wissenschaften bedurft. Vor allem war es das allerhöchste, allmächtige, allervollkommenste Wesen und der Menschengeist, das Organ der Erkenntnis, welche viel Kopfzerbrechen machten. Man wußte nicht, ob man diese beiden unter die Natur subsumieren oder gen Himmel auffahren lassen sollte, ob man sie in oder über der Welt oder gar unter die Phantasterei plazieren sollte. Ich denke, unsere Weltanschauung hat ihnen vor der Hand einen richtigen und auch wohl dauernden Platz angewiesen. Das Universum ist das Allerhöchste, die Gattung aller Gattungen und die Wahrheit und das Leben und der Menschengeist ist ein Stück davon.

Es mag trivial scheinen, als besondere Weltanschauung darzustellen, was jeder auf den ersten Blick erkennt, nämlich, daß das Universum alles, und jedes andere, mit Einschluß des Intellekts, nur ein Stückchen davon ist. Jedoch hat die herrschende Weltanschauung

mit ihrer Lehre, irgendwo außer der Welt oder inwendig im Menschenkopf müsse ein Mysterium stecken, das absolut anderer Art sei wie die gemeinen Dinge, so die Köpfe verdreht, daß wenige Blätter einer Zeitschrift gar nicht genügen, um in begründeter Weise darzutun, wie alle Arten der Welt in einer einzigen absoluten Welt „aufgehoben“ sind.

Sofern die Natur das höchste Wesen und die Gattung aller Gattungen ist, alle anderen Gattungen und Wesen aber nur Akzidenzen oder Naturexemplare sind, ist unsere Philosophie über diesen Sachverhalt „verkappte Theologie“, die man aber auch ebenso triftig „logischer Atheismus“ nennen darf.

Vierter Teil.

Briefe über Sozialismus an eine Jugendfreundin.

Von Dr. Lange.*)

Erster Brief.

Liebe Freundin!

Wir sind in demselben Dorfe zur Schule gegangen und haben auch die Vergnügungen der späteren Jugendzeit miteinander verlebt. Dann bin ich in die Politik geraten, und Du bist im bürgerlichen Leben in Kreise gekommen, welche der politischen Richtung, der ich lebenslänglich gefolgt bin, mehr oder minder feindlich gegenüberstehen. Nachdem wir so beide sechzig Jahre alt geworden, wendet sich die liebe Jugendfreundin an mich mit der Frage: „Was denn doch die Sozialisten eigentlich wollen?"

Das will ich Dir sagen; aber nicht so eins, zwei, drei, wie Du vielleicht denkst, daß ich es könnte. Ich weiß, Du hast eine freie Weltanschauung; Du hast Dich in der Literatur, namentlich in der schönen Literatur, recht wacker umgesehen, besitzest eine seltene Belesenheit und solltest insofern wohl geeignet sein, in der Frage: was denn doch die Sozialisten eigentlich wollen, meine Schülerin zu werden.

Es ist in der Tat nichts weniger als das erforderlich. Wenn ich Dir über das, was Du diesmal von mir wissen willst, reinen Wein einschenken soll, mußt Du sozusagen von neuem in die Schule gehen. Nur auf Umwegen vermag ich Deinem eindringlichen Geiste zu genügen. Und selbst das ist noch zu viel gesagt. Der Sozialismus ist eine so große Sache, daß ich brieflich nichts weiter vermag als nur, Dir ein vages, entferntes Bild davon zu entwerfen.

*) Ein Pseudonym J. D.s. Diese Briefe sind erschienen Ende 1887 in der „Fackel", dem Sonntagsblatt der „Chicagoer Arbeiterzeitung". Sie sind gerichtet an Frau Witwe Mina Werner, geborene Kaufmann, welche in den Privatbriefen auf Seite 24 erwähnt wird. D. H.

Nachdem ich so den Sozialismus groß gemacht, muß ich meine liebe Freundin doch gleich auch warnen, sich keine übermäßige Vorstellung von der Größe des Sozialismus zu machen. Denkst Du zu leicht von der Sache, würde es an Geduld fehlen, die unvermeidliche Enttäuschung zu ertragen und lernbegierig zu bleiben. Denkst Du Dir den Sozialismus zu groß und mächtig und schwer, vergeht Dir der Mut, um in unseren fortgeschritteneren Jahren Deine Kräfte daran zu setzen. Deshalb will ich Dir denn gleich mit wenigen Worten sagen, daß der Sozialismus nicht größer und nicht kleiner ist als irgend ein anderes Ding, die bekanntlich alle Stücke der Unendlichkeit, also auch unendliche Stücke sind. Ich betrachte den Sozialismus, wie man nach spinozistischer Anweisung alle Dinge betrachten soll: sub specie aeternitatis. (Unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit. D. H.)

Du mußt mir, liebes Frauchen, nicht übelnehmen, wenn ich Dich zu den unwissenden Leuten zähle. Gehörtest Du zu den Wissenden, brauchte ich Dich nicht zu instruieren, und würdest Du Dich nicht an mich um Belehrung gewandt haben.

Indessen, damit Du von mir nicht denkst, ich sei ein eitler Narr und halte mich für wissend und andere für unwissend, muß ich Dir kurz auseinandersetzen, daß sich alles Wissen und Nichtwissen um Spezialitäten dreht. In Sachen des Sozialismus nenne ich Dich und Deine Umgebung unwissend. Wenn meine Vorstellung von Euch treffend ist, dann glaubt Ihr an große und kleine Dinge, an solche, die man eins, zwei, drei verstehen kann, und auch an solche, für die ein ganzes Leben nicht ausreicht zur Erkenntnis. Um diesen irrigen Glauben an die Zwieschlacht zu bekämpfen, bestehe ich hier darauf, daß das Kleinste unendlich ist. Selbst für eine so kleine Sache, wie es irgend ein Handwerk ist, gilt das klassische Wort: das Leben ist kurz und die Kunst ist lang. Auch ein Handwerker lernt niemals aus.

Warum spreche ich nun so philosophisch mit Dir, warum irre ich so weit von meinem Thema ab, um Dir begreiflich zu machen, daß Du im Irrtum bist, wenn Du erwartest, daß ich Dir mit ein paar Worten sagen könne, was die Sozialisten wollen? Die Sache ist zu groß dazu, und doch ist sie nicht größer als die Schusterei oder irgend eine andere Sache.

Die gang und gäbe und doch so bornierte Ansicht, daß man zur Erlernung der Schusterei wenigstens einige Jahre bedürfe, dagegen der Sozialismus so einfältig sei, daß man darüber ohne weitere Lehrzeit urteilen dürfe — diese Ansicht zu bekämpfen, gehört ganz entschieden zu meinem Thema.

Ich muß damit anfangen, Dich zu überzeugen, daß Du über die Sache, die ich Dich erkennen lehren will, durchaus im Irrtum bist, wenn Du glaubst, was die Leute Deiner Umgebung, die begüterte Welt, die sich die „gebildete“ nennt, davon glaubt. Ohne irgendwelche Lehr- und Wanderjahre im Sozialismus durchgemacht zu haben, fällt diese Welt mit ihrem Urteil darüber her wie der Esel über das Lauteschlagen. Das Flötenspiel regnet keinem Musiker in den Kopf und der Sozialismus keinem „gebildeten“ Menschen.

Zur sozialistischen Lehre gehört gleich von vornherein die Frage: Was ist Bildung? Gibt es eine allgemeine Bildung? Nein. Nicht in dem Sinne, wie die Welt, die sich die gebildete nennt, es gern glauben und anderen weismachen möchte. Auch die Bildung muß sich zunächst um Spezialitäten drehen. Was ist allgemeine Bildung? Antwort: ein oberflächliches Wissen, ein seichtes Abschöpfen der Sahne von aller Milch der Wissenschaft. Wissenschaftliche Kenntnisse sind nur möglich in der Fachbildung. Und nur wenn man sich den Sozialismus sozusagen zum Fach macht, kann man ein begründeteres Urteil darüber haben.

Aber besitzen denn, wirst Du fragen, alle die Arbeiter, die sich Sozialisten nennen, solche sozialistischen Fachkenntnisse? — Wenn auch nicht, so stützen sie doch in diesem Punkte ihre Kenntnisse auf die fachmännischen Kenntnisse anderer; so wie auch die „Gebildeten“ ihr Urteil über die Größe der Erde, oder ihre Kenntnisse des Sonnenlaufs, der Spektralanalyse, oder was sie sonst wissen, auf die Wissenschaft der Fachleute stützen.

Verarge es mir nicht, liebe Freundin, daß ich von Dir denke, Du seist von dem Menschenkreise, worin Du lebst, auch mehr oder minder angesteckt von dessen Denkweise. Und diese Kanaille, die so versessen ist auf die konventionelle Lüge, belügt Dich und sich selbst mit Dunstmacherei. Die Klasse der Best-erbenden oder Bestbegüterten und Wohlbeleibten zieht dicke Röcke an, um sich noch mehr aufzublähen und zu spreizen, als sie schon gespreizt ist, und macht Anspruch darauf, allgemeine Bildung, Bildung überhaupt, Bildung ins Blaue hinein, Bildung par excellence zu besitzen, während sie gar nichts Gründliches, nichts Sachmäßiges versteht als das „Geschäftchen machen“.

Der Sozialismus, den ich Dir in diesen Briefen so zu schildern gedenke, daß Du ihn lieb gewinnst und selbst zur Sozialistin wirst, ist ein Feind der Kapitalisten; jedoch kein Feind der einzelnen Menschen, die in dieser Haut stecken, sondern nur der Unarten, welche der Besitz von Kapitalien, wenn auch wider Willen der Besitzer, ge-

wohnheitsmäßig mitbringt. Nicht zu leugnen: sie sind die Prominenten. Das ist auch nicht lasterhaft. „Alles, was da ist, liebt sich, und liebt sich mit Recht," sagt Feuerbach, „und will sich erhalten." Aber eine Prominenz, die sich ewig erhalten, ewig dicker sein will als andere Leute, ewig hervorragen will und doch nichts weiß und nichts kann als ihre Säcke füllen, — das ist eine abscheuliche Prominenz.

Doch ich fange das Räsonieren zu früh an. Du stehst noch zu sehr auf jener Seite. Du findest sicher manchen liebenswürdigen Menschen unter ihnen und auch manchen, der etwas versteht und weiß und in manchen Teilen recht gebildet ist. Wenn sie ihre Ansprüche nun dabei belassen wollten und sich die Selbsterkenntnis anschafften, daß der Anspruch auf allgemeine Bildung eine Arroganz ist, dann ließen sich die Völker dieser Art auch belehren, dann könnte man ihnen auch mitteilen, was die Sozialisten eigentlich wollen. So aber, wie sie ist, ist die Geschäftswelt im allgemeinen vernagelt in betreff der Frage, die Du mir gestellt hast.

Zweiter Brief.

Liebe Freundin!

Vom Sozialismus wird Dir bereits so viel ruchbar geworden sein, daß er das Privateigentum in Gemeineigentum verwandelt wissen will. Man drückt dies auch wohl so aus: die Sozialisten wollen das Privateigentum in Staatseigentum verwandeln. Das Wort „Staatseigentum" gibt jedoch zu Mißverständnissen Veranlassung. In den bestehenden Staaten, in Monarchien sowohl als Republiken, ist Staatseigentum vielfach vorhanden: Eigentum an Eisenbahnen und Eigentum an öffentlichen Ländereien. Die deutschen Eisenbahnen sind jetzt meist Staatseigentum. Unser amerikanischer Staat besitzt ein großes Areal öffentlicher Ländereien. Das sozialistische Gemeineigentum unterscheidet sich von jenem darin, daß es von der Volksmasse besessen und benutzt wird, während das Staatseigentum nur von einer gewissen Sippschaft genossen wird, welche Herrschaft im Staate ausübt. Es wird wohl versucht, diese letztere Tatsache den Sozialisten streitig zu machen mit der Behauptung, in den modernen Staaten, besonders in den Republiken, herrsche „das gleiche Recht für alle". Demgegenüber behaupten wir Sozialisten: dies Recht sei nur ein papiernes, und faktisch herrsche der Besitz, das Privateigentum, das Kapital. Solche Behauptung läßt sich nur begründen durch Einsicht in den Zusammenhang der politischen Öko-

nomie, deren Benennung als Nationalökonomie eine schlecht gewählte ist, weil diese eben international betrieben wird.

So viel nur vorläufig, um Dich wissen zu lassen, daß das, wenn Du willst, projektierte sozialistische Gemeineigentum Dir von mir erst näher charakterisiert werden kann, nachdem Du über die politische Ökonomie unterrichtet bist. Ich schätze Dich einsichtsvoll genug, um ohne weiteres erkennen zu können, daß faktisch in allen Staaten, sowohl in Amerika wie in Europa die Volksmasse beherrscht wird. Ob dies auf vernünftigen oder unvernünftigen Gründen beruht, lassen wir einstweilen beiseite. Ich stütze mich nur auf das Faktum, daß es in diesen Staaten für diejenige Bevölkerung, welche für Lohn arbeitet, sehr einerlei ist, ob die Eisenbahnen Telegraphen, Domänen usw. Staats- oder Privateigentum sind.

Ich gebe zu, daß auch der ärmste Mann in etwas daran mitbetroffen wird, ob die staatlichen Einrichtungen so oder so beschaffen sind. Wenn ich sage, daß das für ihn „einerlei“ sei, so ist dies Wort nur relativ und nicht absolut gemeint. Verhältnismäßig hat von Staats wegen der arme Mann „nix tu seggen“; er ist, wenn auch keine absolute, doch eine verhältnismäßige Null. Deshalb magst Du oft davon hören, daß die Sozialisten den Staat abschaffen wollen; das heißt, sie wollen die ungebührliche Herrschaft einer Klasse über die andere, der Besitzenden über die Besitzlosen aufheben; wollen deshalb auch nichts vom kapitalistischen Staatseigentum wissen, sondern das soziale Gemeineigentum an die Stelle des Privateigentums setzen.

Damit es Dir klar werde, was die Sozialisten vorhaben, die das Privateigentum in Gemeineigentum verwandeln wollen, muß ich die Mißverständnisse behandeln, mit welchen der Sozialismus traktiert wird, um ihn zu diskreditieren. Sowohl Verstand als Nichtverstand der Sache läßt sich einzig und allein mit Worten darstellen, und so kommt es denn, daß das Gefecht als ein Wortgefecht erscheint.

Wenn sich nun die verschiedenen Fraktionen der Sozialisten untereinander streiten, darf wohl eine Fraktion zur anderen sagen: es ist nicht der Mühe wert, um Worte zu streiten. Jedoch in dem großen Kampfe zwischen Sozialismus und Kapitalismus sind Worte gleichsam Symbole für belangreiche Tatsachen, wo der Wortkampf das Vorspiel eines eigentlichen leiblichen Kampfes ist, der nicht von schlechten Eltern. Einstweilen ist dieser Kampf ein geistiger, und nur von seiner geistigen Seite will ich ihn meiner Freundin darstellen. Vor der Wortklauberei will ich mich hüten; aber die Frage, was dieses oder jenes Wort zu bedeuten habe, kann ich nicht zurückweisen.

Nun hängt jedoch die Sprache, nach der gemeinschaftlichen Lehre aller Sprachforscher, unauflöslich mit dem Verstande, mit der Logik, mit dem menschlichen Geiste zusammen. Mit verständigen Worten will ich Dir den Sozialismus als ein geistreiches Gebiet aufdecken, als eine neue Provinz der von menschlicher Vernunft eroberten Wahrheit und Freiheit. Daraus folgt denn ganz unwiderleglich, daß ich nicht von meinem Thema abschweife, wenn ich dabei in die Philosophie gerate.

Du hast wahrscheinlich an anderen und an Dir selbst bemerkt, daß, wo man von einer neuen Partei und deren Bestrebungen hört, zunächst gefragt wird: Ist das, was die Leute wollen, recht oder unrecht, verständig oder unverständig? Um das zu entscheiden, müssen wohl diese philosophischen Probleme, nämlich wie Recht und Verstand beschaffen sind, vorher abgehandelt und bekannt sein. Indessen bitte ich, die Frage, ob die Bestrebungen der Sozialisten recht oder unrecht, verständig oder unverständig seien, einstweilen noch zurückzusetzen, um Dir die andere Frage nach dem Faktum dessen, was sie wollen, zuerst zu beantworten.

Die sozialistische Verwandlung des Privateigentums in Gemeineigentum läßt sich auch wohl so ausdrücken: die Sozialisten wollen das Verhältnis, namentlich das ökonomische Verhältnis, zwischen den Individuen und der menschlichen Gattung intimer gestalten. Wie der Staat eine Regelung der Verhältnisse zwischen den einzelnen Staatsbürgern und der Staatsgesamtheit ist, so besteht auch eine allgemeine menschliche Gesellschaft, welche jedoch ungeregelt, nicht mit Bewußtsein konstituiert, sondern instinktiv aus der Natur der Dinge erwachsen ist. Daß aber eine allgemeine menschliche Gesellschaft vorhanden, wozu die Individuen in einem gewissen Rapport stehen, geht aus verschiedenen Tatsachen hervor: namentlich aus der internationalen geschlechtlichen Vermischung und Fortpflanzung. Das Blut der Nationen und Rassen fließt durcheinander und um so mehr und rascher, als die Kultur fortschreitet. Zugleich findet zwischen den Individuen der Menschheit auch ein allgemeiner Austausch der Arbeitsprodukte statt, welches wiederum ein tatsächliches Kennzeichen ihres sozialen Zusammenhanges abgibt.

Der Sozialismus oder vielmehr seine Lehre, seine Theorie ist Gesellschaftswissenschaft, die Wissenschaft von der geselligen Natur des Menschen. Diese Natur äußert sich vornehmlich, wie gesagt, in der Arbeit, in der internationalen politischen Ökonomie.

Die Menschen arbeiten gesellig, wenn auch ohne Wissen und

Willen. Die Natur treibt sie hinter dem Rücken ihres Bewußtseins eine ökonomische Gesellschaft zu bilden. Weil man dieser Gesellschaftsbildung den gewissermaßen sonderbaren Namen „Teilung der Arbeit" gegeben hat, und zwar Teilung der Arbeit zwischen den Individuen und Nationen, darum muß ich Dich darauf aufmerksam machen, daß jede Teilarbeit das Stück eines Ganzen ist. Die Arbeit muß ihrer Natur nach ungeteilt sein, um geteilt werden zu können. Da zeigt also schon der Ausdruck von der Teilung der Arbeit auf eine arbeitende internationale menschliche Gesellschaft hin.

Ich habe meiner werten Freundin erklärt: die Sozialisten wollen das gesellschaftliche Arbeitsverhältnis zwischen den Individuen und der menschlichen Gattung verbessern und intimer gestalten. Das Verhältnis zwischen den einzelnen Individuen und der gemeinschaftlichen Gattung nicht nur in betreff des Menschen, sondern ganz abstrakt betrachtet, ist ein allgemeines wissenschaftliches Verhältnis. Das heißt: alle Wissenschaften handeln von diesem Verhältnis. Die Zoologen teilen die Tierindividuen ihren betreffenden Gattungen zu. Die Botaniker gruppieren die Pflanzen, die Chemiker die Stoffe und die Physiker die Kräfte nach Gattungen und Arten. Alle Wissenschaften haben mit diesem Verhältnis zu tun, und so man dieses Verhältnis ganz im allgemeinen oder abstrakt behandelt, gerät man in die Generalwissenschaft, Wissenschaftslehre, Erkenntnistheorie oder auch Philosophie genannt.

Da habe ich Dir also die Verwandtschaft der Philosophie mit dem Sozialismus geschildert, eine Tatsache, die ich bitte, nicht aus den Augen zu verlieren.

Dritter Brief.

Liebe Freundin!

In den vorhergehenden Briefen habe ich die Beantwortung Deiner Frage, was die Sozialisten eigentlich wollen, dahin definiert: sie wollen das Verhältnis der Individuen zu ihrer Gattung intimer gestalten. Solche kurze Erklärungen jedoch haben an sich wenig zu bedeuten, wenn nicht die genauere Spezifikation, die längere Auseinandersetzung folgt.

Man könnte auch füglich die sozialistische Tendenz mit anderen Worten dahin ausdrücken: sie will die allgemeine menschliche Brüderschaft stärken. Dabei ist dann charakteristisch, daß die sozialistische Brüderlichkeit nicht, wie die christliche, bei der sentimentalen Phrase

stehen bleibt; sie soll nicht bloß eine moralische sein, sie soll eine physische Brüderlichkeit werden.

Das Wort der Brüderlichkeit ist bis dato zuviel mißbraucht worden, als daß es geschickt wäre, den Sinn der sozialistischen Bestrebungen korrekt auszudrücken. Da jedoch der Sozialismus es mit der großen Volksmasse zu tun hat, die für das Gefühlsleben besonders empfänglich, so scheint mir doch auch wieder der gewählte Ausdruck nicht unpassend, sofern es mir gelingt, Dir nachfolgend die praktische Ausführbarkeit unserer Bestrebungen näher zu charakterisieren.

Die sozialistische Brüderschaft ist weniger eine moralische als eine ökonomische. Die sozialen Brüder wollen gemeinschaftlich arbeiten, und ist die Arbeit, die körperliche Arbeit, der Angelpunkt, um den sich der Sozialismus dreht.

Die körperliche Arbeit ist eine große Sache, wovon viel zu lehren und zu lernen ist. Sie wird noch sehr mißverstanden. Das nächste, was ich Dir davon begreiflich machen muß, ist ihre soziale Natur. Die nicht sozialistisch geschulte Welt denkt sich die körperliche Arbeit als eine private Angelegenheit, als eine rein individuelle Sache, was durchaus nicht der Fall ist. Kein menschliches Individuum kann ohne den intimen Zusammenhang mit seiner Gattung „arbeiten". Die menschliche Arbeit unterscheidet sich von der tierischen dadurch, daß sie mit Werkzeugen arbeitet. Als a tool making animal (ein Werkzeuge produzierendes Tier. D. H.) hat schon Benjamin Franklin den Menschen im einzelnen charakterisiert. Eine Arbeit ohne Werkzeuge wäre keine Arbeit; ein Scharren und Kratzen vielleicht; aber dergleichen „Arbeit" nennen, hieße unsere Rede konfus machen. Man spricht wohl von der Arbeit der Bienen usw., doch ist dergleichen eine mehr poetische Anwendung des Wortes, wie sie für eine prosaische Epistel ungehörig wäre. So könnte man sagen, daß Wind und Wasser eine Arbeit verrichten, indem sie Mühlwerke treiben. Allerdings arbeiten sie; aber wenn wir so fortfahren, dann arbeitet zuletzt alles; denn bekanntlich ist die ganze Natur pure Bewegung, wo alles in Arbeit ist. Dann arbeitet also das Blut in den Adern, und die Sterne arbeiten am Firmament. Ich bitte dich deshalb, aufmerksam festzuhalten, daß, wo ich im Sinne der Sozialisten von Arbeit spreche, menschliche Arbeit gemeint ist.

Auch möchte ich Deine ganze Aufmerksamkeit wiederum zuerst auf eine Eigentümlichkeit lenken, welche ich soeben an dem Begriff der Arbeit zur Darstellung gebracht habe, nämlich: daß man einen

Begriff sehr eng beschränken und auch unermeßlich, bis ins Blaue hinein ausdehnen kann. Wir werden mit dieser Begriffseigenschaft öfters zu tun haben. Sie ist es hauptsächlich, welche viel Disput, viel Hin- und Herreden, viel Krieg und Zank veranlaßt, der sich dann schließlich als Wortgezänk herausstellt. Die Unwissenheit von der Zusammenziehungs- und Dehnungsfähigkeit der Begriffe hat ungeheuer viel Streit in die Wissenschaft und in das Leben gebracht; darum muß ich Dich darüber etwas instruieren.

Zum Beispiel zanken die Sprachforscher heute noch darüber, wo die Sprache entspringt, wo sie herkommt und anfängt. Der berühmte Steinthal in Berlin rühmt es als eine Großtat Herders, daß er gesagt: die Sprache entspringt in der Menschheit. Das klingt ja nun erhaben genug, aber guck nur die Sache genauer an, so findest Du aus, wie auch nichts weiter als das Gefühl der Erhabenheit und Erbaulichkeit dahinter steckt. Man hatte die Sprache so lange als ein göttliches Geschenk ausgegeben, daß Herder einen Fortschritt vollführte, als er kühn unter die Sprachforscher trat und ihnen das Wort zurief: die Sprache ist menschlich. — Gut, doch besonders erbaulich ist das nicht.

Was kann uns abhalten, abgesehen von den gelehrigen Papageien, dem ganzen Tierreich eine Sprache beizulegen. Wenn der Hund bellt, spricht er: „Es ist jemand da", und: „Mir ist lustig zu Mut", sagt der Hengst, wenn er wiehert. Die Poeten lassen den Wind „sprechen", wenn er in den Blättern säuselt, und den Donner das herannahende Gewitter laut verkünden. Gewiß ist das nur Poesie, aber Poesie ist auch Wahrheit und beweist, daß alle Dinge ähnlich sind und man zufolge dieser Ähnlichkeit die Begriffe dehnen und verengen darf, bis sie schließlich durch wissenschaftlichen Gebrauch genau definiert und begrenzt werden. In der Sprachwissenschaft ist das bisher mit dem Sprachbegriff noch nicht geschehen; wenn auch alle Sprachforscher darüber instinktiv geeinigt sind, daß die menschliche Sprache ihr eigentliches Objekt ist, so streiten sie doch wegen Mangels an Begriffswissenschaft sofort, wenn nur die Frage auftaucht, ob oder ob nicht das Gegröle eines Urmenschen „Sprache" genannt werden dürfe. Der Begriff der Sprache war bisher etwas Unbestimmtes, ebenso der Begriff „Arbeit", und auch noch viele andere Begriffe sind dehnungsfähig bis ins Blaue, bis ins Unendliche.

Wie man unmöglich lesen lernen kann, ohne das Abc zu lernen, so kann man nicht mit seinem Begriffsvermögen in den Sozialismus eindringen, ohne sich etwas mit der Begriffswissenschaft abzugeben.

Der Begriff äußert sich in Namen und Worten, und so wir uns in diesen Schlingen nicht verfangen wollen, haben wir aufmerksam zu lernen, was bisher davon bekannt geworden.

Vielleicht hätte es genügt, wenn ich Dir erklärte, daß ich als Sozialist nicht von der Naturarbeit, sondern speziell und ausschließlich von menschlicher Arbeit reden wolle. Aber im Sozialismus ist noch von vielen, vielen anderen Dingen die Rede außer der menschlichen Arbeit, und damit ich deshalb mit Dir nicht jeden Augenblick in spezielle Mißverständnisse gerate, muß ich wohl etwas im allgemeinen von den Errungenschaften erzählen, welche die Wissenschaft der Dialektik über den Gebrauch der Rede, der Worte und Sätze zutage gefördert hat.

Wenn ich nicht irre, habe ich Dir schon davon gesprochen, daß Sozialismus soviel wie „Gesellschaftswissenschaft" bedeutet. Indes erschöpft dieser letztere Namen das Wesen des Sozialismus ganz und gar nicht. Der Sozialismus ist nicht nur ein Wissen, sondern auch ein Handeln; er ist Theorie und Praxis zugleich. Jedoch setzt menschliches Handeln Wissen voraus. Es ist die schöne Eigenschaft des Menschen, daß er mit klarem, wohl auseinandergesetztem Bewußtsein handelt. Von diesem Bewußtsein, speziell vom sozialistischen, habe ich in diesen Briefen mit Dir zu verhandeln, und mache ich es mir zur Aufgabe, Dir dasselbe, das sozialistische Wissen von der menschlichen Gesellschaft, als ein klares und wahres vorzuführen. Um nun dies Vorhaben in gelungener Weise auszuführen, muß ich um Entschuldigung bitten, wenn ich Dich in einem Kreise herumführe, der von der Klarheit und Wahrheit in allgemeinster Form, im weitesten Sinne des Wortes handelt. Um Dir meine spezielle Gesellschaftswissenschaft als Wahrheit zu demonstrieren, muß ich wenigstens noch ein ganzes Briefchen daran wenden, um Dir von der „Wahrheit überhaupt" das kundzutun, was neuzeitlich davon entdeckt worden ist.

Ich kann mir lebhaft denken, meine liebe Freundin, daß Du bei diesen Worten neugierig wirst. „Was!" — wirst Du ausrufen — „in der Neuzeit sind Entdeckungen über die Wahrheit gemacht worden, über eine Sache, für welche alle Welt interessiert ist, und ich weiß nichts davon! Ich bin doch bewandert und belesen in der neuesten Literatur und habe von dem, was Du da erzählst, bisher nichts gehört!"

Dieser Ausruf zwingt mir ein Lächeln ab. Du weißt doch, daß die Wahrheit von jeher, so wie sie geliebt wurde, ebenso auch verhaßt war. Namentlich die Wahrheit überhaupt, die unbeschränkte

Wahrheit, welche alle besonderen Wahrheiten einschließt. Ehe ich noch meinen heutigen Brief schließe, muß ich darauf aufmerksam machen, daß die Wahrheit eine Gattung ist für alle individuellen Wahrheiten, geradeso, wie die Menschheit eine Gattung ist für alle menschlichen Individuen.

Diese Wahrheit nun, die alle Sorten und Arten, alle Spezialitäten einschließt, stört mit neuen Entdeckungen die Menschenwelt im alten Geleise. Und einer solchen Störung ist nicht jeder „grün". Mancher haßt es, von der Wahrheit aufgerüttelt zu werden, und so wendet er ihr den Rücken und geht seiner Praxis nach.

Und so hat es auch die neuere Literatur gemacht. Sie ist der Wahrheit nicht „grün"; sie spielt wohl gern mit ihren Flittern, um zu prunken. Aber wo vom Ernst der Wahrheit, wo vom wahren Ernst die Rede ist, wie im Sozialismus, da wendet die leichte und seichte Welt ihr den Rücken. Die konventionelle Lüge hat überhandgenommen.

Vierter Brief.

Ich habe davon gesprochen, daß die Arbeit gleichsam die Angel ist, um welche sich die sozialistische Lehre dreht. Du glaubst nicht, wie die vielfach verachtete Arbeit ein so reicher Born ist, aus dem unendlich viel Wissen zu schöpfen, ein unendlicher Gegenstand für den Lehrer und den Schüler.

Zunächst habe ich Dir noch manches davon zu erzählen, wie sich der menschliche Geist zur Arbeit verhält. Geistige Arbeit und körperliche Arbeit sind die zwei großen Gebiete, in welche ihr Reich zerfällt, sobald es zu näherer Einteilung gelangt. An diesem Punkte hebe ich denn für meine Freundin hervor, wie der menschliche Geist, sobald er an eine Sache herangeht, gleich mit der Einteilung bei der Hand ist. Nicht nur für die menschliche Arbeit ist es charakteristisch, daß sie sich zerlegt in körperliche und geistige; es ist auch für den menschlichen Geist charakteristisch, daß er immer zunächst, wo er etwas kennen lernen will, ans Zerlegen, ans Einteilen geht.

Der Menschengeist, wertes Frauchen, ist ein interessanter Patron, den ich Dir genauer vorstellen muß, und den ich Dich bitte, Dir genauer anzusehen, um das gründlich verstehen zu können, was der Sozialismus von der menschlichen Arbeit versteht. Zuerst mache ich Dich darauf aufmerksam, daß der Begriff, den wir vom Geiste haben, ähnlich beschaffen ist wie der Begriff der Arbeit, von dem ich Dir bereits zeigte, daß man ihn bis in die Puppen ausdehnen und auch

enger und enger beschränken kann. Soweit wir einen Begriff haben von der Arbeit und einen Begriff vom Geiste, haben wir zwei Begriffe, also zwei Dinge von einer Klasse, und ist es natürlich, daß die miteinander verwandt sind. Wie wir von der Arbeit gesehen haben, daß, wenn man sie über die ganze Welt ausdehnt, zuletzt alles sich in Arbeit auflöst, so geht es auch dem Geiste. Die Affen sind sehr kluge Tiere, sie haben Geist; daß der Hund ein geistig veranlagter treuer Genosse des Menschen ist, ist weltbekannt. Die obersten Tiere haben Geist; ob die untersten, die Würmer usw., auch Geist haben, ist wohl etwas fraglich, aber zuletzt werden wir doch wohl zugestehen müssen, daß die Sache nur ganz allmählich verläuft und wohl gar kein Ende nimmt, so daß es Phantasten gibt, die nicht nur dem Champagner, den Blumen und den Sternen, sondern platterdings allem, was da lebt und webt, Geist zusprechen. Die Dichter beseelen alles, und die Philosophen haben es auch schon mehrfach getan, und so ganz abgeschmackt ist es nicht, wenn man sich der einheitlichen Natur aller Dinge erinnert.

Daraus magst Du gleich erkennen, was die Sozialisten von der Behauptung des Pastors halten, der dem Menschen allein eine vernünftige Seele oder einen verständigen Geist zuspricht und den tierischen Geist mit dem Namen „Instinkt" genannt wissen will. Wir, die Sozialisten, sind nicht nur mit der Ansicht, nein, wir sind mit der Wissenschaft ausgerüstet, daß Vernunft und Verstand, Seele und Geist, Mensch und Tier und alle Dinge der Welt sich nicht so schroff und haarscharf unterscheiden, wie der Pastor möchte, sondern daß alle Unterschiede der ganzen Welt ohne Sprünge und Klüfte, so ganz allmählich und sachte ineinanderfließen.

Auch die geistige und die körperliche Arbeit gehören in den Fluß der Dinge, sie fließen ineinander und stehen nicht bewegungslos nebeneinander. Sie fließen derart ineinander, daß es gar keine menschliche Arbeit gibt, die nicht geistig und körperlich zugleich wäre.

Wenn ich also in meinen vorhergegangenen Briefen den Sozialismus eine Lehre genannt habe, welche das Verhältnis der Gattung zu den Individuen zum Gegenstand hat, oder wenn ich erklärte, er sei eine Theorie, welche praktisch bezwecke, die menschliche Brüderlichkeit zu stärken, oder wenn ich jetzt behaupte, daß die Arbeit die Angel sei, um welche die sozialistische Lehre sich drehe, so wirst du mir nicht vorwerfen dürfen, ich mache Dich konfus mit meiner vielfältigen Auslegung. Der Gegenstand, die sozialistische Lehre, ist ein Vielfältiges, ein Mannigfaltiges, wie sollte da die Definition anders ausfallen als mannigfaltig. Es ist ja nicht mein Bestreben und

nicht meine Aufgabe, Dir mit kurzen, präzisen Worten den Sozialismus zu definieren, ähnlich wie der Mathematiker festsetzt, was ein Punkt, was eine Linie, was ein Kreis ist; sondern ich habe Dir eine Lehre zu beschreiben, welche in den Herzen und Köpfen ihrer Anhänger Religion und Philosophie, Ökonomie und politische Gesellschaftswissenschaft, welche noch viel mehr, welche für uns Sozialisten die Wahrheit und das Leben ist.

Wenn Du diese universelle Natur der sozialistischen Lehre ins Auge faßt, wirst Du entschuldigen, daß ich in diesen Briefen nicht an einem bestimmten Punkte anfange und systematisch fortschreite. Das müßte ein Werk werden, das meine Kräfte überschreitet und für die Briefform zu umfangreich wäre.

Ich kann und will über die wesentlichsten Punkte sozusagen nur feuilletonistisch herstreichen und mehr Dich für die Sache anregen, als methodisch belehren.

Ich habe soeben den Sozialismus die „Wahrheit und das Leben" genannt.

Dieses Wort erinnert mich an den Schluß meines dritten Briefes, wo ich versprach, Dir von der Wahrheit kundzutun, was neuzeitlich entdeckt worden.

Am Grabe der kürzlich hier in Chicago ermordeten Anarchisten sagte Captain Black: „Was ist Wahrheit? Vor achtzehnhundert Jahren erklärte der Nazarener: ‚Ich bin die Wahrheit!' Kein Mensch kennt die Wahrheit, bis sie zur Idee seines Lebens geworden ist. Diese Männer sind ihrer Überzeugung treu geblieben bis zum letzten Augenblick."

Mit diesen Worten hat der Grabredner sagen wollen, daß die Wahrheit eine geheimnisvolle innere Macht ist, welche die Überzeugung genialer Menschen beherrscht. Für so etwas Ähnliches, für ein Geheimnisvolles ist sie wohl immer betrachtet worden. Meist für ein religiöses, auch wohl für ein mysteriöses philosophisches Wesen. Bekannt ist, daß der sogenannte Weiseste der Menschen, Sokrates, ebenfalls ein Blutzeuge der Wahrheit, glaubte, einen Dämon in der Brust zu haben, der ihn lehrte, was Wahrheit ist und nicht ist. Oder laß mich an das Wort Lessings erinnern: „Herr Gott, gib uns nur das Streben nach Wahrheit, die Wahrheit selbst ist für dich allein."

Ich berufe mich auf diese Vorgänger und Vorgänge, um Dir zu zeigen, wie bisher die Wahrheit mit einem mysteriösen Glorienschein umgeben war. Die neuen Entdeckungen, die in betreff der

gloriosen Wahrheit gemacht worden, treten mit der verjährten Anschauung in einen markanten Kontrast.

Die Wissenschaft entkleidet die Dinge ihres Glorienscheines. Auch die Wahrheit hat sich das müssen gefallen lassen. Von der Begriffswissenschaft, von der Philosophie, die sich mit der Natur des menschlichen Geistes und seiner Produkte, den Begriffen, wesentlich befaßt, ist entdeckt worden, daß das Wort „Wahrheit" nur ein tönender Ausdruck für einen Allgemeinbegriff ist, der uns durch seine Unbestimmtheit gewissermaßen neckt und die Völker in der Vergangenheit, ja auch die Weisen der Weisesten erschrecklich geneckt hat.

Der Begriff der Wahrheit ist um kein Gran mysteriöser wie jeder andere Begriff.

Die Erforschung des Begriffswesens hat überhaupt der Wissenschaft viel zu schaffen gemacht, namentlich aber solche weite, umfassende Allgemeinbegriffe wie Wahrheit, Freiheit und Recht. Die klare und deutliche Zerlegung dieser Begriffe ist zum durchgreifenden Verständnis der sozialistischen Theorie durchaus erforderlich. Ein praktischer Sozialist kann man ohnedem schon sein, aber der theoretische Sozialismus, der sehr praktisch ist, erfordert die Bekanntschaft mit den Resultaten der Begriffswissenschaft.

Wie der Baum ein Allgemeinbegriff ist für die verschiedenen Baumspezialitäten, für Eichbäume, Birnbäume, Olivenbäume usw., so ist auch die „Wahrheit" ein so ausgedehnter Allgemeinbegriff, daß er sogar die ganze Welt umfaßt.

Die neuere Begriffswissenschaft hat entdeckt, daß die Wahrheit kein Dämon ist, wie Sokrates geglaubt, auch nicht in der Religion und nicht in der Philosophie, sondern in der natürlichen Welt, in der Weltnatur zu suchen ist. Diese Weltnatur ist die einzige, alleinige universale Natur; sie ist die Wahrheit, und es gibt keine außer ihr noch neben ihr. Diese natürliche Wahrheit ist Gott der Herr, von dem Lessing sagt, daß ihm „die Wahrheit selbst" und dem Menschen nur das Streben danach gehöre.

An diesem Lessingschen Satz, denke ich, kann ich meiner lieben Freundin die ganze Sachlage klärlich demonstrieren. Der Mensch strebt nach Wahrheit; das heißt auf gut deutsch: Der Mensch will und kann sich mit dem Ausbau der Wissenschaft ein gutes und getreues Bild von der Wahrheit machen. Die „Wahrheit selbst" aber, die universale Natur, geht nicht im Bilde auf. Das wissenschaftliche Bild, das wir uns von der natürlichen Wahrheit oder von der wahren Natur überhaupt machen können, kann nichts und will nichts anderes

als ihr ähnlich sein, mehr oder minder ähnlich. Auch die Barbaren machen sich ein Bild von der Natur; es ist ihr minder ähnlich als das kultivierte Bild, das sich fortschreitend verbessert, aber niemals konform sein wird. Auch das beste Bild bleibt Bild und erreicht niemals die Sache. So erreicht auch der Mensch niemals die Wahrheit, die substantielle Weltnatur, wovon er mit seinem Geiste nur ein Teil ist.

Diese Sachlage von der Wahrheit und ihrem Verhältnis zum menschlichen Geist begriffen zu haben, ist eine Neuigkeit, ein neuzeitliches Produkt der philosophischen Wissenschaft, welches dem Sozialismus zur Grundlage dient und seinen Feinden nicht in den Kopf will, weil sie ihren interessierten Humbug mit der Wahrheit und überhaupt mit Allgemeinbegriffen, mit der Freiheit, mit der Gerechtigkeit und auch mit der Arbeit treiben.

Fünfter Brief.

Im vorhergegangenen Briefe habe ich von neuen Entdeckungen gesprochen, welche betreffs der Wahrheit gemacht worden. Nun will ich über dieses Thema noch einen schneidigen Punkt hervorheben und dann den Gegenstand fallen lassen, in Erinnerung daran, daß die soziale Frage oder die Frage nach dem Sozialismus das Hauptthema dieser Briefe sein soll, und die Frage nach der Wahrheit nur nebenbei läuft. Betreffs letzterer besteht der schneidige Punkt, den ich dem Nachdenken meiner werten Freundin angelegentlichst empfehle, in der Tatsache, daß jede neue Entdeckung, welche auf irgend einem Gebiete gemacht wird, eine wahre Entdeckung und also eine Entdeckung am Körper der Wahrheit ist. Daraus folgt denn, daß die Wahrheit ein universaler Körper ist, nicht beschränkt auf das geistige Gebiet, sondern weltumfassend.

Wenn dieser Schluß etwas zu kurz ist, um korrekt zu erscheinen, so diene Dir folgendes noch zur Erläuterung. Eine Entdeckung, meinetwegen im Halse eines Patienten, ist, da sie nur mit Hilfe des ärztlichen Geistes gemacht werden kann, körperlich und geistig zugleich, und sofern die Entdeckung wahr ist, ist ein Stückchen von der Wahrheit entdeckt, und die Unterscheidung zwischen körperlich und geistig wird dabei zu einer sinnlosen Tüftelei.

Vom Sozialismus habe ich erklärt, daß er eine Lehre von der Arbeit sei, eine Lehre, wie die Menschen brüderlich arbeiten

sollen, und ferner gesagt, daß man die Arbeit einteilt in körperliche und geistige. Doch wird gerade mit dieser Einteilung so viel Unfug getrieben, daß ich nötig hätte, darüber noch recht vieles zu sagen.

In aller bisherigen Gesellschaft hat es Aristokraten gegeben, die sich vornehmlich mit geistiger Arbeit beschäftigten. Das war wohl so übel nicht; wenn nur die Sache unter ihnen nicht so ausgeartet wäre. Sie haben die geistige Arbeit zu etwas Extravagantem, Überschwenglichem gemacht, und — gleichviel ob bewußt oder unbewußt — in sehr eigennütziger Weise: sie stützen darauf überschwengliche Ansprüche auf die Produkte der körperlichen Arbeit anderer. Die Aristokraten der verschiedenen Gesellschaftsformationen, der antiken Welt sowohl als des Mittelalters und der Neuzeit bevorzugen die geistige Arbeit unendlich, um die körperliche Arbeit der Volksmassen endlos auszubeuten und klein zu machen.

Ich kann deshalb gar nicht umhin, in meinen Briefen über den Sozialismus den Gegensatz zwischen Geist und Körper etwas näher zu besprechen. Ein gebildeter Sozialist muß über dieses Thema klaren Wein einzuschenken wissen, und da ich Dich besonders noch als eine Liebhaberin aller geistigen Arbeit kenne, wird es Dir nicht langweilig sein, wenn ich etwas näher auf die Beschaffenheit derselben eingehe.

Man hat Dich in der Schule gelehrt, daß der liebe Gott ein Geist ist, ein vollkommener, der die Welt erschaffen. So hat man von vornherein den Geist zur Voraussetzung der körperlichen Welt gemacht, und das Vollkommene zur Voraussetzung des Unvollkommenen. Das war eine ausgemachte Verkehrtheit. Man darf das jetzt sagen, weil die Welt doch endlich angefangen hat, über die Göttergeschichten erhaben zu sein.

Der Geist, der die Welt aus nichts gemacht, hat sie im Kopf gehabt, bevor sie vorhanden war. Diese Anschauung ist eine verrückte; nicht gerade in dem Sinne, daß derjenige ein eigentlicher Narr sein müsse, der davon ausgeht, aber doch verrückt insoweit, als dadurch die Natur der Dinge auf den Kopf gestellt wird. Das Beispiel, das der liebe Gott uns da vorgemacht hat, ist kein Beispiel geistiger Arbeit und gibt davon einen verkehrten, verrückten, verderblichen Begriff. Die Arbeit, welche der natürliche Menschengeist besorgt, geht umgekehrt vonstatten. Da ist das Körperliche das Erste und Ursprüngliche, das Original, und im Kopf oder Geist entstehen nur Bilder körperlicher Dinge, der Geist produziert Bilder der Welt; aber die Welt ist doch kein Produkt des Geistes. Wie

verrückt, so denken zu können! Die äußere Welt, die veränderliche, sinnliche, körperliche ist das Original, das Ewige und Erste, die Wahrheit und das Leben. Sich davon Bilder machen, anfangs unbeholfene und im Fortgang der Kultur immer bessere, geläutertere, trefflichere — das ist das Wesen und der Inhalt unserer geistigen Arbeit.

Es ist zwar eine unbestreitbare Tatsache, daß der menschliche Kopf Projekte faßt, die er demnach zu verwirklichen strebt. Es scheint also doch, als wenn die Geschichte von dem großen Geiste, der die körperliche Welt aus Gedanken erschaffen, etwas für sich hätte. Das jedoch ist purer Schein. Ein Gedankenprojekt verwirklichen, ist noch lange kein göttliches „Schaffen". Wir können nämlich nur das Vorhandene modeln oder umgestalten, aber nichts erschaffen im alten überschwenglichen Sinne des Wortes. Und die Gedanken, die menschlichen Schöpfungen vorhergehen, sind immer nur Bilder des körperlich Vorhandenen. Der Maler kann dem Pferde ein Ochsenhorn oder dem weiblichen Oberkörper einen Fischschwanz anhängen, er kann modeln; aber eine neue, niemals gesehene Gestalt erfinden, das kann er nicht. Allen geistigen Konzeptionen liegt ein körperliches Original zugrunde.

Ich bitte festzuhalten: Die Aufgabe des Menschengeistes besteht nicht darin, die Wahrheit zu suchen, sondern ein möglichst treffliches Bildnis der Wahrheit zu gewinnen.

Der Spruch „Gott ist ein Geist" ist eine Vergötzung des Geistes, welchen der Mensch im Kopfe hat, und gibt uns eine ganz verkehrte Vorstellung von diesem Trabanten. In der Tat ist der Geist ein Trabant, der sich um die Sonne des Körperlichen schwingt, und ist geradezu das Produkt dieser Sonne oder ihr Ausfluß. Umgekehrt das Körperliche zu einem Produkt des Geistes, den Geist zum Primus machen, ist das Verkehrte der religiösen und philosophischen Idealisten und eine unheilvolle Verkehrtheit in gegenwärtiger Zeit.

Unsere Zeit ist eine geschichtliche, auch in dem Sinne, daß der Menschengeist neuzeitlich den geschichtlichen Verlauf der Dinge in den Vordergrund stellt. Dieser Geist betätigt sich lebhaft im Sozialismus, und er weiß und kennt sich als ein bescheidenes Produkt materieller Weltereignisse. Dieser neue sozialistische Geist ist derselbe, der auch in der Wissenschaft lebt, wo er nirgends mehr so übermütig ist, sich für den Schöpfer der Welt auszugeben, sondern herzlich befriedigt ist, wenn er auch nur annähernd ein treffliches Bildchen von ihr und ihren Dingen sich zu machen weiß.

Der alte göttliche Geist, der das Paradies schuf und zugesehen, wie Adam und Eva entarteten und deren Nachkommen immer mehr entarteten, bis das heutige Volkselend daraus entstand, ist ein abgöttischer Geist, der dem Sozialismus gar nicht entspricht. Der Sozialist „denkt", und denkt umgekehrt; er stellt das Paradies nicht an den Anfang, sondern an das Ende der Weltentwicklung, und will auf dies endliche Paradies losmarschieren, ohne zu verkennen, daß dasselbe ein Ideal ist, den Idealen aber, wenn sie verwirklicht werden, immer etwas von der Wirklichkeit des Bösen und Mangelhaften ankleben muß.

Kurzum, liebe Freundin, das möchte ich Dir vom Sozialisten recht warm ans Herz legen, daß er nicht unvernünftig denkt, Unvernünftiges wird ihm nur untergeschoben von denjenigen, welche in der Kritik der Vernunft weit zurück sind und nicht wissen, was die Wissenschaft ihrer Tage über das Wesen der Vernunft, des Verstandes, der Intelligenz oder des Geistes zutage gefördert hat.

Ich sagte Dir: um den übertriebenen Ansprüchen gebührend entgegenzutreten, welche die „geistige Arbeit" der Aristokraten an die materiellen Güter stellt, die das Volk produziert, will das Verständnis von Geist und Körper gründlich erwogen sein.

Es ist ja das ganze Streben dieser Briefe, Dich mit dem Geiste des Sozialismus, mit dem sozialistischen Geiste bekannt zu machen; und der kann doch nur ein Teil sein von dem allgemeinen Menschengeiste, der in jedem Kopfe sein Zelt aufgeschlagen hat. Wir kommen hier auf einen Punkt zurück, von dem ich ausgegangen, auf das Verhältnis zwischen den Individuen und ihrer Gattung. Dieses Verhältnis, soweit es die Menschen betrifft, intimer zu gestalten, habe ich als Tendenz des Sozialismus erklärt. Hier steht demnach die Frage auf der Tagesordnung: Wie denkt der Sozialist, daß sich die einzelnen und persönlichen Geister zum allgemeinen Geist der Menschheit verhalten? Hat die Menschheit nur einen gemeinschaftlichen Geist, oder heißt es: soviel Köpfe, soviel Sinne?

Ich zweifle nicht daran, daß Du mit einem Blicke übersiehst, welche große, ausgedehnte praktische und theoretische Wichtigkeit in dieser Frage oder vielmehr in ihrer triftigen Beantwortung enthalten ist.

Vom geschichtlichen Geiste des Sozialismus habe ich gesprochen; so laß mich denn als Sozialist diesen Geist betätigen, indem ich Dir etwas Geschichtliches von obiger Frage berichte.

Da die Menschen aus dem Tierreich und nicht aus dem Paradies hervorgegangen, so konnte auch der Intellekt ursprünglich nicht

anders als tierisch sein. Darwin hat die Annahme, daß Affen unsere Vorfahren waren, zu einer begründeten Vorstellung erhoben. Indessen ist die ungeschulte Menge sehr geneigt, diese begründete Vorstellung zu korumpieren und zu verballhornen. Man hat gleichsam eine Sucht, die Vielheit der Menschen aus einem einzelnen Paar abzuleiten. Adam zeugte Seth, Seth zeugte Enos, Enos zeugte Kenan, und so geht die Genesis weiter, bis auf David und Christus. Diese Art ist gedankenlos und paßt gar nicht für eine kultivierte Denkweise. Das Viele aus dem Einzelnen ableiten, ist naturwidrig; das hat nur der liebe Gott getan. Er fabrizierte aus dem ersten Menschen zwei und gab ihnen den Rat, sie sollten in dieser Weise fortfahren. Mag das gottgefällig gewesen sein. Aber daß ich nun erklären muß, wie die Natur umgekehrt verfährt und nicht aus dem Einen viel, sondern aus dem Vielen eins macht, und daß eine solche Erklärung den Köpfen der Gegenwart noch schwer zu fassen ist — das ist den göttlichen Histörchen geschuldet, welche uns die unkultivierte Vergangenheit überliefert hat.

Da die Entwicklung des Menschengeistes, welche schließlich den sozialistischen Geist erzeugt hat, noch einigen Raum einnimmt, so bitte zu entschuldigen, wenn ich hier abbreche, um im nächsten Briefe mein Thema weiterzuspinnen.

Sechster Brief.

Ich war in meinem letzten Brief daran, Dir begreiflich zu machen, wie verkehrt der Menschen Sinn ist, die das Viele aus dem Einen entstehen lassen. Das Individuum geht aus der Gattung hervor. Der umgekehrte Weg ist zwar biblisch, aber höchst abenteuerlich. Zwei erzeugen einen, aber einer für sich allein hinterläßt keine Nachkommenschaft.

Darwin lehrt wohl, daß der Affe ein Vorfahr des Menschen gewesen; aber nicht, daß der Mensch ein direktes Erzeugnis des Affen sei, nicht, daß ein Affenpaar einen Menschen oder gar ein Paar geboren habe. Auf einem solchen verballhornten Gedanken können nur kindische Denker verfallen. Ein geübter Denker behält das Allmähliche, die Übergänge, den Fluß der Dinge im Sinn, auf den schon der alte Herakleitos hingewiesen hat.

Es hat also vieler Generationen bedurft, ehe der Mensch körperlich und geistig das geworden, was man heute einen richtigen Menschen nennt. Mit dem Körper ist der Geist aus den Affen in

die mittlerweile ausgestorbenen Menschenaffen, dann in die Menschen geraten, die noch keine Menschen im heutigen Sinne waren, und ist so allmählich erst menschlich geworden; und wenn wir die Blicke darauf richten, was er noch werden wird, so ist der gegenwärtige Menschengeist kaum erst human. Die Zukunft bringt die Humanität.

Damit wollte ich Dich darauf hingewiesen haben, wie die Begriffe „Mensch“ oder „Geist“, entsprechend der Natur aller Begriffe, recht schwankende, variable, flüssige Begriffe sind. Die Originale dieser Begriffe, die wirklichen lebendigen Menschen und Geister sind ebenfalls variabel, im steten Werden, in unaufhörlicher Veränderung begriffen. Darum ist auch nichts anderes zu erwarten, als daß das Gedankenbild dieser Originale, also unsere Begriffe davon, flüssig, dehnbar, variabel sind.

Die geistige Arbeit, mit der wir hier zu tun haben, ist keine vom Körper losgelöste Sache. Man kann nicht geistig arbeiten, ohne daß der Körper mithelfen muß, und man kann auch nichts Körperliches schaffen, ohne den Geist als Gehilfen zu gebrauchen. Nicht nur die Professoren, alle Menschen haben Geist. „Alle Menschen gleich geboren, sind ein adelig Geschlecht“ — was nicht ausschließt, daß es hin und wieder auch wüste Tiere unter ihnen gibt.

Den allgemeinen demokratischen Adel der Menschheit, „die Gleichheit alles dessen, was ein Menschenantlitz trägt“, wenigstens die soziale Gleichheit, besitzt unser Geschlecht nicht von Geburt. Sie will erworben sein. Die in der Tierheit geborene Menschheit erzieht sich mittels einzelner hin und wieder hervorragender Individuen und schreitet so auf individuellem Wege voran, körperlich und geistig zumal.

Das wichtigste Bildungsmittel des menschlichen Geistes sind die körperlichen Bedürfnisse; sie drängen ihn zur Arbeit, zur Arbeit mit dem Werkzeug, und an der Beschaffenheit dieser Werkzeuge ist zunächst die Intelligenz zu erkennen und der Standpunkt, zu dem sie sich aufgeschwungen. Wie das Individuum in der Betätigung sich selbst erzieht und im Laufe der Jahre geschickter wird und noch dazu von anderen lernt und andere belehrt, so steigern sich auch Kunst und Wissenschaft von Geschlecht zu Geschlecht.

Jetzt muß ich aber meine Freundin bitten, nicht dem gang und gäben Beispiel zu folgen und bei „Kunst“ und „Wissenschaft“ gleich an die höchsten und vollkommensten Exemplare dieser Dinge zu denken. Auch der Wilde, der sich ein Loch in einen Stein bohrt, um eine Axt daraus zu fertigen, übt „Kunst und Wissenschaft“.

Ja ja! Kunst und Wissenschaft in diesem weiten Sinne ge-

nommen, sind die heimatlichen Gefilde des menschlichen Geistes, wo er seine Erziehung bewerkstelligt und seine Fortschritte dokumentiert. Aber diese Gefilde sind ursprünglich nicht wie heute abgemessen und mit Hecken umschlossene Gärten, sondern offene, unverschlossene, unabgegrenzte Felder, die sich in das ganze Leben hinein verlieren.

Die Abgrenzung von Kunst und Wissenschaft in ein besonderes Feld, das in sich selber wiederum in viele besondere Felder geteilt, ist eine wenn auch schon alte Neuerung, deren chinesischen Kastenzopf man vergessen muß, um Kunst und Wissenschaft in ihrer Ursprünglichkeit und Generalgestalt zu erkennen. Jedes Handwerk ist eine Kunst und Wissenschaft, und daß man letztere zu einem besonderen Handwerk erkoren, von dem man in seiner Besonderheit ein so groß Geschrei macht, als wären „Kunst und Wissenschaft" in den modernen abgeschlossenen Gärten über alles Handwerk erhaben, ist eben kein intelligentes Zeichen unserer Zeit.

Damit wir den Faden nicht verlieren, laß mich erinnern, wie mein Thema von der verbrüderten Arbeit des Sozialismus mich dahin führt, den geistigen Teil der Arbeit, die Arbeit des Menschengeistes in ein helles Licht setzen zu wollen.

Dieser Geist bewerkstelligt seine Erziehung an der körperlichen Arbeit, und zwar zu dem Zweck, diese Arbeit produktiv zu machen. Der geistreiche Mensch denkt während der Arbeit daran, wie er mit weniger Mühe und in verkürzter Zeit ein reiches materielles Produkt zutage fördern kann. Das ist der Kerngedanke für jeden Fortschritt der Intelligenz.

Der aus der tierischen Geistlosigkeit hervorgewachsene Geist, der ein Geist der Arbeit ist, wird endlich sich seiner selbst bewußt.

Selbstbewußtsein, Geist, Intelligenz, Verstand und Vernunft sind nur mannigfaltige Namen für dieselbe Sache — wenn Du erlaubst, daß ich eine so hochgeehrte Persönlichkeit, wie es der Menschengeist ist, eine „Sache" nennen darf.

Der Geist kommt zum Bewußtsein seiner selbst, heißt weiter nichts, als das Selbstbewußtsein ist so mächtig geworden, daß es anfängt, seine eigene Natur zu erforschen. Diese Spezialforschung beginnt mit den ältesten Philosophen der Griechen. In der Philosophie, so wie wir Deutsche das Wort heute verstehen, macht der Geist seine eigene Person zu einer Spezialität der Forschung. Das ist denn wohl die reinste geistige Arbeit, die es gibt; und selbst diese, wenn man sie einer genauen Beachtung unterwirft, findet sich so verquickt mit dem Körperlichen und der Erforschung des Körperlichen,

daß es schwer zu begreifen wird, wie die Menschen dazu gekommen, dem Geiste eine so übertriebene Hochschätzung zu widmen.

Wie der Weingeist dem körperlichen, gegorenen Traubensaft anhaftet und nicht etwas davon Geschiedenes ist, so haftet auch der Menschengeist dem lebendigen Menschen an. Der Weingeist kann dem Weine verfliegen, dann hört aber der Wein auf, Wein zu sein und wird Essig. So verfliegt auch wohl der Menschengeist, dann hört aber auch der Körper auf, Menschenkörper zu sein und wird zum stinkenden Madensack.

Das möchte ich Dir bei dieser Gelegenheit etwas nachdrücklich zu Gemüt führen, daß es nämlich eine zwar allgemeine, aber sehr zerfahrene, zerstückelte und verbohrte Ansicht ist, zu glauben, jede menschliche Person habe einen Geist. Wenn Du eine zusammenhängende, verständliche und geistreiche Ansicht vom Geiste haben willst, so empfehle ich Dir die Vorstellung, daß alle persönlichen Geister nur geistige Formationen des allgemeinen Menschengeistes sind. Es ist der allgemeine Menschengeist, der sich in den Persönlichkeiten manifestiert. Nicht jede Person hat ihren Geist, sondern alle vergangenen, gegenwärtigen und künftigen Personen haben einen fortschreitenden Geist, von dem in jeder Person ein Stücklein waltet. Die Begründung dieser Ansicht findet sich in der Geschichte des Menschengeschlechts, wo die Geister vornehmer und hervorragender Persönlichkeiten sich alle nur als Organe des einen allgemeinen, sich entwickelnden Menschengeistes erweisen. Die menschliche Gattung steht in einem viel intimeren Zusammenhang als alle anderen Gattungen. Sich dieses intimen Zusammenhanges bewußt zu werden, ist die Sache des sozialistischen Geistes.

Über diesen sozialistischen Geist Dich zu unterrichten, ist der eigentliche Inhalt meiner Briefe. Dieser Geist wohnt nicht im Kopf eines Individuums, sondern er ist der generelle Menschengeist, der sich im Verlauf der Kultur herangebildet und auch noch ein unermeßliches Bildungsterrain vor sich liegen hat, das zu bewältigen er endlos fortstrebt. Du darfst nicht denken, daß ich mir anmaße, diesen Geist zu besitzen und ihn Dir mitteilen zu wollen. Nein, ich halte viel darauf, zu wissen, daß wir individuell nur ein entferntes Bild von dem generellen Geist besitzen können.

Der zum sozialistischen Geist erwachsene Menschengeist ist eine leibliche Tatsache. Nicht alle Leiblichkeiten sind mit Händen greifbar. Die Wolken kann man nicht mit den Händen fassen, noch weniger das Licht, den Trompetenton, die Wärme oder den Blumenduft.

Es gibt verschiedene Arten von Leiblichkeit: sichtbare, hörbare, greifbare, fühlbare usw., aber alle sind natürliche Erscheinungen. Auch der Geist ist eine Naturerscheinung, nichts mehr, nichts weniger. Das erkannt zu haben, ist schon ein Stück geistiger Erkenntnis, das uns über den bösen Widerspruch der Idealisten und Materialisten hinaushebt.

Den Idealisten ist der Geist das Primäre und die materiellen Dinge das Sekundäre. Die Materialisten, umgekehrt, weisen dem Faßbaren die erste Stelle an, benennen es als Substanz und das Geistige als Akzidenz oder Anhängsel. Der Sozialismus gibt sich wohl das Beiwort „materialistisch", doch verhält er sich kritisch zu beiden Parteien. Der Sozialismus hat sich die Resultate der philosophischen Forschung angeeignet. Er hat sich belehren lassen, daß die Auffassung des Gehirns als das vornehmste substantielle Ding und des Gedankens als dessen Eigenschaft oder bloße Funktion kein verständliches, kein treffliches Bild von der eigentümlichen Beschaffenheit dieser Gehirnfunktion zu geben vermag. Jener veraltete Materialismus, der mit dem anatomischen Messer das Gehirn zerschnitten und solcherart den menschlichen Geist zu entdecken glaubte, befand sich auf dem Holzwege. Wenn die Schrift auch eine Funktion der Hand ist, so ist doch in der anatomischen Zerlegung der Knochen und Muskeln der menschlichen Hand nichts von der Bedeutung, nichts vom Wesen und Verständnis der Schrift zu entdecken.

Von diesem beschränkten Materialismus ist die sozialistische Theorie weit entfernt. Sie erkennt den Menschengeist wohl als einen Faktor an, der einer besonderen Forschung wert ist, und gibt der Philosophie Kredit für das, was sie in diesem Punkte geleistet hat. Die neuesten Begründer des Sozialismus, namentlich Marx, betrachten das Verhältnis zwischen dem Körperlichen und Geistigen ähnlich wie das zwischen Natur und Kunst. Obgleich man das Künstliche dem Natürlichen entgegensetzt, ist doch auch das Künstlichste noch immer natürlich. In diesem Sinne ist der Geist, obgleich der Materie entgegengesetzt, doch auch selbst etwas Materielles, wenn nicht tastbar, so doch fühlbar. Unser Denkvermögen ist dem inneren Gefühl fühlbar. Ob nun inneres oder äußeres Gefühl, materielles oder geistiges Gefühl, alles ist natürliche Erscheinung.

Siebenter Brief.

Es muß Dir wohl sonderbar vorkommen, daß ich am Schluß meines letzten Briefes mich bemüßigt gefunden zur Erklärung, der

Menschengeist sei eine Naturerscheinung. Solche Versicherung, wirst Du sagen, sei unerheblich, weil heutzutage kaum jemand daran zweifelt. Dennoch halte ich die Betonung der Natürlichkeit des Geistes für angemessen, erstlich, weil er so lange ein vermeintliches Gespenst gewesen und verhimmelt worden, dann auch, weil diejenigen, die an seiner Natürlichkeit nicht zweifeln, doch vielfach nicht zu dem klaren und bestimmten Bewußtsein sich erheben, daß eben wegen dieser Natürlichkeit der Menschengeist auch in derselben Art und Weise zu erforschen ist wie jedes andere, ob hölzerne oder steinerne, Naturobjekt.

Ich will Dir die Forschungen darstellen, welche speziell vom sozialistischen Geist ausgehen. Dieser Geist ist jedoch ein Zweig, eine Besonderheit oder Spezies des allgemeinen Menschengeistes, ist aus demselben hervorgewachsen und verläuft und geht in denselben über. Der Sozialismus ist keine Erfindung eines einzelnen Kopfes, sondern ein geschichtliches Gewächs. Er gründet seine Lehre auf die Beiträge, welche die besten Köpfe aller Zeiten dem Schatze menschlicher Erkenntnis geliefert haben.

Unter diesen Beiträgen nimmt das, was über unseren Intellekt zutage gefördert ist, eine hervorragende Stellung ein. Die großen Philosophen, deren Namen einen so bedeutenden Klang haben, waren alle Naturforscher, die sich den Menschengeist, oder wollen wir sagen die „Kritik der Vernunft" als Spezialobjekt vorgesetzt hatten. Jeder von ihnen hat diesen Gegenstand um eine Kleinigkeit erhellt, und so hat ihn einer vom anderen aufgenommen, immer heller und heller gemacht, bis nun schließlich das so ziemlich erhellte Objekt den Sozialisten in die Hände gefallen. Die Bemühung der spekulativen Philosophie war eine geistige Arbeit, welche uns die Methode und Beschaffenheit dieser Arbeit erhellt hat, so daß wir jetzt wissen, was geistige und was körperliche Arbeit ist, wie diese Arbeitsarten zusammenhängen und ineinanderfließen, und uns von den Aristokraten kein X mehr für ein U machen lassen.

Als die alten Griechen anfingen, die geistige Arbeit zu erforschen, war ihnen ihr eigentliches Objekt sowohl als auch ihre Bemühung darum noch dunkel; es arbeitete ein geheimer Drang in ihnen, von dem sie selbst kaum noch wußten, was er bezwecke. Daher kommen die verschiedenen Namen, die sie ihren Bestrebungen gaben. Der eine suchte die Lebens- oder gar Weltweisheit, der andere das Wahre, Schöne und Gute, der Dritte das Wesen der Dinge usw.

Eine merkwürdige Episode aus der ersten Zeit, wo man die Forschung nach der Beschaffenheit der geistigen Arbeit unter allerlei

Vorwänden angefangen hatte, ist die Zeit der Sophisten, welche dem Sokrates und dem Plato so viel Anregung gegeben. Die Sophisten faßten die geistige Arbeit als eine Kunst auf, und zwar als die Kunst, alles zu verteidigen, alles als wahr, schön und gut darzustellen. Man hatte sich vor ihnen schon so viel vergeblich um den Begriff der Wahrheit bemüht, daß die Sophisten den Glauben daran verloren hatten. Aber sie glaubten an ihre Kunst; ihre Kunst, das Gute schlecht und das Schlechte gut zu machen, hielten sie für eine wahre Kunst. Ich zweifle nicht, daß meine Freundin so pfiffig ist, zu erkennen, daß, wer an eine wahre Kunst glaubt, den Glauben an die Wahrheit noch nicht ganz verloren hat.

Ich bitte, erinnere Dich, liebe Mina, daß ich in den vorhergegangenen Briefen Dir klar zu machen suchte, wie von der geistigen Arbeit neuzeitlich entdeckt wurde, daß sie nicht vermag, die Wahrheit selbst, sondern nur das Bildnis davon zu schaffen. Zu dieser schließlichen Kenntnis, wie sich also der Menschengeist zur Wahrheit verhält, wie er mit seiner Arbeit vorgehen muß, um etwas Positives zu leisten — haben die Sophisten das Ihrige beigetragen. Sie leugneten, daß man mit dialektischer Disputierkunst à la Sokrates und Plato die Wahrheit schaffe oder finde, und hatten in einem Sinne recht, der ihnen allerdings noch nicht klar war, den wir heute aber gänzlich aufgeklärt finden, nämlich daß das Forschen, Suchen und Disputieren nicht das Wahre, Gute und Schöne selbst ermittelt, als vielmehr eine menschliche Erkenntnis, das heißt ein Bild desselben. Die Erkenntnis einer Sache ist sicherlich verschieden von der Sache, welche erkannt wird. Beides miteinander verwechseln, wie bisher so vielfach geschehen, führt zu einer überschwenglichen Glorifizierung der geistigen Arbeit, die sie nicht verdient.

Und wenn nun weiter die Sophisten eine Kunst darin fanden, das Wahre falsch und das Falsche wahr, das Gute schlecht und das Schlechte gut zu machen, so waren sie auch dabei auf einem richtigen Wege. Es ist und war das nicht nur eine betrübte, fatale, nein, es ist zugleich auch eine wahre, schöne und gute Kunst.

Das muß ich Dir wohl etwas näher erklären. Die schlechte Ansicht wirst Du doch von uns Sozialisten nicht haben, daß wir nicht an Wahrheit und Tugend glauben. Mit der letzten Faser unseres Herzens halten wir daran. Den sophistischen Gedanken: „Wahrheit und Tugend ist nicht“ verwerfen wir gänzlich; wie Sokrates und Plato ihn verworfen haben. Aber dem sophistischen Zusatz: „Wahrheit und Tugend sind Schein“ vermögen wir eine wertvolle Über-

setzung zu geben mit den Worten: Wahrheit und Tugend sind wie alle anderen Dinge des Universums Erscheinungen, natürliche Erscheinungen.

Jetzt wäre es wohl an mir, Dir den Unterschied zwischen Schein und Erscheinung etwas genauer zu erklären. „Schein" ist ein Wort von wegwerfendem Beigeschmack; die „Erscheinung" aber hat davon nichts anhängen. Wie der Naturforscher eine Laus mit demselben Interesse seiner Beobachtung unterwirft wie einen Paradiesvogel, so soll auch der Philosoph, der Wahrheit und Tugend untersucht, nicht erbaulich, sondern mit wissenschaftlichem Gleichmut an sein Objekt herantreten, ganz wie der Forscher dies mit jeder anderen Naturerscheinung tut. Der allerwinzigste, scheinbarste „Schein" gehört wie die größte Erhabenheit in dieselbe Kategorie der natürlichen Erscheinung.

Die Wahrheit ist nichts als ein Allgemeinbegriff für die unendliche Zahl der wahren Erscheinungen; sie setzt sich daraus zusammen. Jetzt möchte ich Deine Aufmerksamkeit nochmals darauf richten, wie alle natürlichen Erscheinungen flüchtig und flüssig, wechselbar, lebendig, in ewiger Veränderung begriffen sind. Wie den Wolken, so geht es den Felsen: mehr oder minder ist absolut alles im ewigen Stoffwechsel begriffen. Auch Wahrheit und Tugend. Sie leben in Raum und Zeit und widerstehen nicht der geschichtlichen Bewegung. Das Wahre, das Schöne und Gute — alles wechselt. Was in dieser Zeit und unter diesen Umständen noch so gut und wahr und schön, ist unter anderen Verhältnissen zu Kappus (Kohl. D. H.) geworden.

Die Natur bleibt, aber ihr Inhalt, das was natürlich ist, verändert sich. So auch die Wahrheit, die Schönheit und die Tugend.

Die Sophisten glaubten weder an das eine noch an das andere; sie glaubten an nichts als ihre Kunst, das Gute schlecht und das Schlechte gut machen zu können. Sokrates und seine Schule traten ihnen entgegen mit dem Glauben an die Ideale. Sokrates und Plato ehrten die Wahrheit; aber sie haben sie zu arg, sie haben sie übertrieben geehrt; sie haben die Wahrheit und Tugend verhimmelt, ähnlich wie das nachfolgende Christentum. Das führte wohl zur Erbauung, aber zu keiner Erkenntnis.

Laß mich jetzt das Vorhergehende resümieren. Wir haben die geistige Arbeit betrachtet und gefunden, daß die Aristokraten keine Ursache haben, etwas überschwenglich Erhabenes aus ihr zu machen. Sie ist kein Wesen an und für sich, kein exzeptionelles, sondern eine

Naturerscheinung, wie auch die körperliche Arbeit. Beide Arbeiten gehören zusammen und fließen ineinander. Die geistige Arbeit ist nicht von der erhabenen Natur, daß sie allein es ist, welche die Wahrheit liefert; die Produkte der körperlichen Arbeit sind ebenfalls wahre Produkte, insoweit wahrhafter noch als die geistigen, als die allernotwendigsten Produkte sehr materiell sind. Die körperlichen Produkte, diejenigen, welche wir essen und trinken, womit wir uns kleiden und unsere Wohnungen bauen, sind nicht hintenan zu setzen.

Kunst und Wissenschaft sind schöne Dinge, folgen aber im Zeitlauf nicht vorauf, sondern kommen hinterher.

In den sokratisch-platonisch-christlichen Fußstapfen, die mit Erbauung hinter der Wahrheit hergehen, hat die Welt bis heute gewandelt und wandelt größtenteils noch darin. Es geschieht das mit einer totalen Verkennung des menschlichen Geistes sowohl als seiner Arbeit und der Wahrheit und Tugend, die gesucht werden.

Wohl ist in der Zwischenzeit manch klarer Kopf aufgetreten und hat die mit solcher Erbauung daherschreitende Prozession auf ihre Irrtümer hingewiesen.

Da ist zuerst der Wissenschafts-Reformator Bacon of Verulam, der nach einer Nacht, die fast zweitausend Jahre gedauert, mit dem hellen, lauten Weckruf hervortrat: die Wahrheit in keiner Hexerei, auch nicht klausnerisch in den Eingeweiden des Geistes, sondern mit Augen, Ohren und Händen in der materiellen Welt zu suchen und darin zu experimentieren, bis sie gefunden.

Ich wünsche es meiner Freundin nahezulegen, daß das Problem, wie der Menschengeist arbeiten muß, um gute Resultate zu erzielen, mit dem anderen Problem, wie denn doch die Wahrheit eigentlich beschaffen ist, innig zusammenhängt. Seit Francis Bacon hat die Menschheit sowohl mit dem Geiste als mit dem Körper wacker gearbeitet. Die bewunderte Industrie der Neuzeit legt Zeugnis dafür ab; aber auch dafür, daß wenn bei dem Aberglauben, der betreffs der Natur unserer geistigen Arbeit geherrscht hat, so viel schon errungen werden konnte, wie großartig dann erst der Erfolg sein muß, wenn die geistige und körperliche Arbeit mit dem klaren sozialistischen Bewußtsein ihrer notwendigen Verbrüderung in Bewegung gesetzt wird.

Da ich mit diesen Briefen nicht nur meine Freundin, sondern auch andere über den Sozialismus belehren möchte, so erlaubst Du mir die Annahme, du seist in dem allgemeinen Aberglauben oder Vorurteil befangen, daß die Dinge dieser Welt jedes ein Ding für sich seien. Das ist ein böser Irrtum, eine Unwissenheit, von der

jeder gebildete Mensch wohl schon eine Ahnung, aber keine durchgreifende Kenntnis hat. Alle Dinge gehören zusammen und sind im Vergehen, und das Vergehen ist zugleich ein Werden. Was die alten Griechen als das Nonplusultra alles Unsinns betrachteten, ist für die Wissenschaft beinahe zur täglichen Erfahrung geworden, nämlich daß „aus allem alles werden kann“. Wörtlich genommen ist der Satz allerdings auch heute noch unsinnig genug; aber die Unhaltbarkeit aller besonderen Stabilität ist in der wissenschaftlichen Welt bereits an die Stelle der antiquierten Bewunderung des speziellen Ewigen und Unvergänglichen getreten.

Dieser Tage las ich in einer medizinischen Zeitschrift, daß ein Kautschukröhrchen, welches ein Arzt seinem Patienten in den Kehlkopf gesteckt und verbunden hatte, nach einiger Zeit, bei Lösung des Verbandes, an den Enden mit dem lebendigen Fleisch des Kehlkopfes verwachsen und zu lebendigem Fleisch geworden war. Demnach macht die Natur nicht nur aus Fischen Vögel, aus Affen Menschen, sondern verwandelt auch den Kautschuk in lebendiges, wachsendes, gedeihliches Fleisch.

Auf dieses Exempel darfst Du keinen Wert legen, um so viel mehr aber auf die allgemeine, wissenschaftlich gewonnene Anschauung, daß das Sein der Dinge kein Sein an und für sich, sondern ein beständiger Austausch und Wechsel ist. Die Tische, Stühle und Bänke sind nicht nur das, was sie sind, sondern in einer, wenn auch noch so winzigen, fortwährenden Veränderung begriffen.

Achter Brief.

Liebe Freundin!

In dem Vorhergegangenen habe ich Dir schon manches vom sozialistischen Geist erzählt. Daß ich damit Deine Neugierde nicht befriedigt, Deine Fragen nicht beantwortet, Dein Bedürfnis nach einem genügenden Verständnis nicht gesättigt habe, ist mir schon bewußt, ohne daß Du es erst sagst.

Ich weiß sehr wohl, daß ich das gerade Gegenteil von alledem getan. Statt Deine Neugierde zu befriedigen, habe ich sie hoffentlich erst rege gemacht. Statt Deine Frage: „Was wollen denn die Sozialisten doch eigentlich?“ zu beantworten, habe ich Dir ein Dutzend neuer Fragen auf die Zunge gelockt; anstatt Dein schönes Bedürfnis nach Verstand und Begriff zu sättigen, bist Du voraussichtlich erst recht hungrig danach geworden.

Einen Trost dafür solltest Du in der Betrachtung suchen, daß es der menschlichen Gattung gerade so ergeht wie Deiner Individualität. Je mehr jene wissenschaftlich fortschreitet, um so mehr geht es ihr wie Sokrates, dem Weisen: je mehr er lernte, je mehr gewann er Einsicht davon, daß er nichts wußte. Je mehr die Menschheit fortschreitet, um so klarer sieht sie in das progressive Feld der Unermeßlichkeit. Warum sollte es bei Dir und mir anders sein? Die Einsicht, daß der Spaß kein Ende hat, daß er immer größer wird, kann uns doch die Lust daran nicht verderben.

Ich sollte glauben, aus den bisherigen sieben Briefen könntest Du manches vom sozialistischen Geiste lernen, was Dir vorher unbekannt war, oder woran Du wenig gedacht hast. Daß es Dir schwer wird, diese Neuigkeiten mit dem, was Du früher und anderweitig gelernt, so zu reimen, daß es nicht nur als etwas von mir Vorgetragenes, sondern auch als etwas Richtiges, Treffliches, Wahres erscheine, ist mir wohl verständlich.

Das Beste, was eine Schülerin oder ein Schüler des Sozialismus zu lernen hat, ist der Zweifel an den landläufigen, hergebrachten Vorstellungen, namentlich an dem, was wahr, gut und schön, vernünftig und recht genannt wird. Das, sollte ich glauben, müssen meine Darstellungen bei Dir schon vermocht haben, daß sie infolge ihrer Evidenz manche Deiner bisherigen Vorstellungen erschüttert hätten. Wenn ich darin recht bin, wenn ich einen gewissen Durst in Dir nach Verständnis dieser Materien habe wecken können, wirst Du auch meine Versicherung glauben, daß ein fortgesetztes Studium ein Trinken ist, das nicht sowohl den Durst löscht, als ihn vergrößert und dennoch fortgesetzt einen sehr hohen Genuß zu gewähren vermag.

Der sozialistische Geist also, mit dem wir es zu tun haben, ist derselbe Geist, der in der alten griechischen Philosophie lebte, als sie nach dem Wahren, Schönen und Guten forschte. Indessen hat aber dieser Geist, der den Sozialisten durch die Vermittlung ihrer Vorfahren von Geschlecht zu Geschlecht überkommen ist, ein Bedeutendes an mannigfaltiger Erfahrung gewonnen. Speziell auch über das Wahre, Gute und Schöne ist der neuere Geist bedeutend aufgeklärter als der alte.

Ich habe Dir in dieser Korrespondenz schon mehreres von der Wahrheit erzählt; jetzt laß mich auch noch zusetzen, daß das Gute und Schöne im Wahren enthalten ist, genau so, wie Kohl und Rüben im Gartengewächs. Wie das Gartengewächs eine Summe der ver-

schiedenen Gewächse, so ist auch die Wahrheit eine endlose Summe von Dingen mannigfaltiger Natur; und das Gute und Schöne gehören mit zu diesen mannigfaltigen Dingen, die in der Wahrheit aufgehoben sind. Das Gute und Schöne sind wahr; wer die Wahrheit kennt, kennt alles, auch das Gute und Schöne. Die Sittlichkeit oder Ethik spricht vom Guten, die Ästhetik vom Schönen; aber beide sind nur untergeordnete Disziplinen der Wahrheitslehre.

Ich sagte soeben: wer die Wahrheit kennt, kennt alles. Doch ich muß zusetzen: die Wahrheit ist nicht auszukennen. Das unerschöpfliche Universum ist die leibhaftige Wahrheit, und alles, was darin enthalten, ist erkennbar, aber unmöglich so zu kennen, daß dem Geiste nichts mehr zu erforschen übrig bleibt.

Die Leibhaftigkeit oder, wenn Du willst, Körperlichkeit des Wahren und also auch des Schönen und Guten muß ich lebhaft hervorheben, weil das der Punkt ist, der die sozialistische Lehre oder den sozialistischen Geist farbig kennzeichnet.

Es war Marx, ein eminenter Philosoph aus der Hegelschen Schule, der es zuerst klar und deutlich ausgesprochen, wie das Rechte, das Wahre, Vernünftige, Schöne und Gute, mit einem Wort, der Geist, der in der menschlichen Gesellschaft waltet, kein Sendling von einer anderen Welt sei, sondern aus der Materie, aus dem materiellen Getriebe des Erwerbslebens geboren und beständig modelliert wird.

Daß der kluge Menschengeist aus dem stummen und dummen Geiste der Fische, der Amphibien, Vögel und zuletzt aus dem Affengeist hervorgewachsen, versteht jeder Darwinianer. Und jeder Marxianer versteht, daß der Geist der Rechtsgelehrten, der Politiker und Staatsmänner und auch der Geist der salbungsvollen Pastore aus dem Erwerbsleben der Völker hervorgeht.

Man hat die Tiere aus der göttlichen Klugheit entstehen lassen. Die göttliche Klugheit ist aber nur eine phantastisch vergrößerte menschliche Klugheit. Das ist so unzweifelhaft, wie es evident ist, daß himmlisches Wasser oder himmlisches Blech von derselben Natur ist wie das Wasser und das Blech, die sich auf Erden finden. Wenn es auf dem Monde Kaffee oder Tee gibt, dann müssen diese Getränke von derselben Art sein wie die irdischen. Ein klein wenig können sie variieren, das ist auch von der göttlichen Klugheit denkbar; aber daß dieselbe anderer Art, total anderer Natur sein soll wie die menschliche — wenn man das denkt, denkt man phantastisch; dann gehen der Klugheit die Grütze und den Worten der Sinn aus.

Ich wollte Dir deutlich machen, daß es kein gesunder Gedanke

war, aus der Klugheit oder Intelligenz die Tiere entstehen zu lassen. Dagegen ist aller Erfahrung gemäß viel mehr Sinn darin, wenn man den Gedanken umkehrt und die Intelligenz als ein Produkt der tierischen Entwicklung betrachtet. So ist auch das Erwerbsleben nicht aus dem Geiste des Rechten, Wahren, Guten, Schönen, Vernünftigen usw. hervorgegangen, sondern umgekehrt, der Geist, der in den Gesetzbüchern, in der Politik und Religion enthalten, ist eine Folge des Erwerbslebens. Die Tiere, welche ihre Bedürfnisse unmittelbar ohne Arbeit befriedigen, kennen kein Recht und keine Moral. Das menschliche Gesellschaftstier aber, das sich durch Arbeit kultivieren muß, ist genötigt, wegen dieser Arbeit Rechtsinstitutionen zu treffen, Moral- und Strafgesetze zu erlassen, Kriege zu führen, Republiken und Monarchien zu errichten usw. Alledem liegt das leibhaftige Interesse zugrunde und die idealen Flausen folgen hintennach.

Da ist nicht zu bedauern, daß es bisher so wüst und bunt gegangen hat. Es ist im Gegenteil vielmehr zu bewundern, wie sich die Wüstenei so schön aufklärt. Aus der Roheit und Gewalttätigkeit erwächst vor und nach das Ideal des Friedens und der Harmonie. Das Rechte und Wahre bilden sich heraus, nicht aus der Idee, sondern umgekehrt: rechte und wahre, vernünftige und zweckmäßige Ideen gewinnen wir durch den Entwicklungstrieb, der in der Materie von Ewigkeit her gesessen.

Dieser Geist, den ich Dir hier beschrieben, ist der gewordene sozialistische Geist. Diese Ausdrucksweise ist eine Konzession, die ich Deiner Gewohnheit mache. Ich würde lieber, statt vom sozialistischen Geiste, vom geistreichen oder intelligenten Sozialisten reden. Aber schon diese Verkehrung der Ausdrucksweise sollte Dir verständlich machen, was ich in diesem Briefe mich darzustellen bemühte, nämlich daß der Sozialist nicht am Geiste, sondern der Geist am Sozialisten hängt. Der leibhaftige Sozialist ist das Subjekt und der Geist sein Anhängsel. Man muß das so deutlich erklären, weil von dem großen Geist über den Wolken die vertrackte Denkweise herrührt, das materielle Universum sei ein geistiges Produkt; eine Folge dieser Denkweise, die vom Geistigen übermäßig erbaut ist, ist dann die weitere Verkehrtheit, die sich in der Ansicht dokumentiert, des Menschen Geist sei seine ewige Hauptsache und der Körper ein vergängliches, weniger zu beachtendes Nebending.

Neunter Brief.

Liebe Freundin!

Bisher habe ich mich bemüht, Dir einen Begriff oder ein Bild von dem Verhältnis der geistigen und körperlichen Arbeit zu machen, von ihrem unvermeidlichen Zusammenhang und ihrer unmöglichen Trennung.

Die Sache mag Dir etwas schwer werden, weil Du Dich gewöhnt hast, zu übermäßig von Widersprüchen zu denken. Du wirst sagen: ein Journalist oder Schriftsteller arbeitet geistig und ein Ziegelbäcker körperlich, und sie tun zweierlei Arbeit.

Richtig! Doch muß der Ziegelbäcker seine Gedanken bei der Sache haben, und der Schriftsteller kann nicht arbeiten, ohne daß er seinen Körper bei sich hat. Sie arbeiten beide mit Körper und Geist. Dennoch ist die Trennung der geistigen von der körperlichen Arbeit gut und wohl, wenn — diese Bedingung gehört sehr zur Sache — wenn diese Trennung von dem Bewußtsein begleitet ist, daß sie nur eine formelle, gleichsam zweitlinige Bedeutung hat. Man darf, um ein richtiges Bild von der Sache zu gewinnen, die Schriftstellerarbeit nur so weit geistig und die Ziegelbäckerarbeit nur so weit körperlich nennen, als man nebenbei weiß, wie in beiden Arbeitsarten Geist und Körper zugleich tätig sind, auch beide zugleich müde werden, nur mit dem kleinen Unterschied, daß der Ziegelbäcker mehr die Arme, der Schriftsteller aber den Kopf mehr ermüdet fühlt.

Auf die Erkenntnis, wie der Menschenkopf arbeitet, folgt notwendig die Erkenntnis von der Monstrosität eines außerordentlichen schöpferischen und regierenden Geistes, der ohne Leibhaftigkeit, ohne jede materielle Voraussetzung gearbeitet haben soll.

Daß die Beseitigung religiöser Überschwenglichkeit wohl etwas mit dem Sozialismus zu tun hat, merkst Du mehr an unseren Gegnern, die dem Volke die Religion erhalten wollen, als an den Sozialisten selbst, welche den geistigen Unverstand, der in der religiösen Erbauung zum Vorschein kommt, kaum mehr eines Wortes würdigen. Dennoch ist der Atheismus der Sozialisten ein ganz anderer, als derjenige war, den die Atheisten des vorigen Jahrhunderts verteidigten. Für sie war der Glaube eine Pfaffenlist und der Unglaube eine Klugheit heller Köpfe. Da Du nun gehört hast, daß die Sozialisten die hellen und dunkeln Köpfe als Köpfe betrachten, die nicht nur den Individuen angehören, die sie tragen, sondern der Menschheit, die einen fortschreitenden Geist besitzt, so wird Dir leicht ver-

ständlich, daß wir den religionslosen Standpunkt der Neuzeit als eine Entwicklung und nicht als eine totale Leugnung des religiösen Standpunktes betrachten.

Die körperliche Arbeit der zivilisierten Menschheit ist so produktiv geworden und kann jetzt so herrschaftlich der Natur gegenübertreten, daß die moderne Erwachung aus der religiösen Servilität, die vor jedem Naturschauspiel in Angst und Hoffnung zittert, eine notwendige Folge ist, und das Selbstgefühl des kultivierten Menschen an die Stelle der Hilflosigkeit und Zerknirschung tritt.

Es ist nicht die individuelle Klugheit, welche, einer irrigen Vorstellung gemäß, in hellen Köpfen wohnt, die die Religion zum Tempel hinauswirft, sondern die Entwicklung der menschlichen Arbeitskraft vollzieht diese Tat. Sie macht es dem Verstande klar und demonstriert ihm vor den Augen, daß seine Herrschaft über die Natur nur eine natürliche, allmählich fortschreitende und doch immer nur eine durchaus beschränkte Herrschaft sein kann. Der oberste Herrscher ist und bleibt die Natur selbst, die ihr Leben von keinem Geiste als Geschenk erhalten, sondern allen Geistern durch langsame Entwicklung das Leben möglich macht.

Der sozialistische Atheismus ist nicht frivol. Er erkennt in dem Übel der Religion einen vormaligen Hebel der Kultur, eine Unvermeidlichkeit, die, eben weil sie unvermeidlich, auch vernünftig war. Das Vernünftige, Rechte, Gute, Schöne, die Ideale der Menschheit wechseln nicht nur, sondern sie schreiten fort mit dem Fortschritt der Technik, mit der Entwicklung der sozialen Arbeitskraft.

Der Sozialist ist (— in Anbetracht seines bewußten Zusammenhangs mit dem Allerhöchsten oder Kosmos — D. H.) nicht irreligiös. Wäre ihm der Streit um die wahre Religion nicht ekelhaft geworden, so dürfte er sich als deren Vertreter aufspielen. Er vergöttert nicht den Geist, erkennt aber wohl, daß zwischen allen Teilen des Universums ein Zusammenhang besteht, welcher deutlich erkennen läßt, daß das Weltall das Wesen ist, von dem der kultivierte Menschenkopf mit seiner Gottesidee eine phantastische Vorstellung gemacht. Wenn der Sozialist seinen neuen Wein in alte Schläuche gießen wollte, dann dürfte er sich einen „Pantheisten“ nennen. Er könnte mit Recht von sich sagen: „Das Universum ist mein Gott“ und das menschliche Bewußtsein ist, wie die ganze Welt, kein Seiendes, sondern ein Werdendes und ist ein Teil des Menschen nur insofern, als der Mensch ein Teil des Universums ist.

Der unverständigen Meinung des Publikums zufolge handelt es sich bei dem Sozialismus um Projekte, wie die Zukunft zu bessern

ist. Jawohl, es handelt sich um sozialistische Projekte; aber weil wir eine ganz andere Anschauung von demjenigen gewonnen haben, der die Projekte macht, vom menschlichen Geiste, so sind auch die sozialistischen Zukunftsideen von einer ganz anderen Verfassung, als das Publikum es zu denken vermag.

Die Zukunft ist kein sozialistisches Projekt, keine „Schöpfung", weder des göttlichen noch menschlichen Geistes, sondern eine materielle Entwicklung, die der intelligente Sozialist wohl erkennen, aber gar wenig ändern kann. Der Sozialist betrachtet seinen Intellekt als ein Zubehör der übrigen Welt, nicht aber idealistisch die Welt und ihre Zukunft als ein Zubehör des Geistes.

Mit unserem Geiste können wir nur die von Ewigkeit her n o t w e n d i g erfolgende Entwicklung so etwas stimulieren; doch überheben darf sich der menschliche Intellekt nicht. Bisher hat er das getan. Er hat sogar sein phantastisches Konterfei zum Herrgott, zum Schöpfer und Lenker des Weltalls gemacht. Die Neigung, woraus diese Torheit erwachsen, sitzt dem unverständigen Publikum noch derart in den Knochen, daß es fortfährt, die Bedeutung des menschlichen Geistes monströs zu überschätzen. Es läßt nicht ab von dem Glauben, die Zukunft könne mit irgendeiner reaktionären oder auch revolutionären Projektmacherei überwältigt werden.

Um Dir also ein richtiges Bild davon zu machen, wie die Sozialisten sich die Zukunft denken, muß ich mich erst angelegentlichst damit abgeben, die Stellung des Menschengeistes in der Natur zu schildern. Das ist die Vorbedingung eines sozialistischen Verständnisses.

Nicht nur ist mein und Dein Intellekt ein Zubehör des allgemeinen Intellekts, der das Eigentum der Menschheit ist, sondern der allgemeine Menschengeist ist auch ein Zubehör des Weltalls. Es ist das Weltall, welches im Menschen zur Besinnung oder zum Bewußtsein kommt.

So unwissend wie der Pastor ist, der seine religiösen Ideen aus der Offenbarung herleitet, so unwissend ist der Jurist und der Staatsmann, die ihre juristischen und politischen Gedanken aus irgendeiner abenteuerlichen Vernunft herleiten. Die menschliche Gesellschaft basiert auf der Arbeit, welche gleichzeitig geistig und körperlich ist. Die Arbeit, obgleich von Individuen vollzogen, ist eine Angelegenheit der menschlichen Gattung, eine gesellschaftliche, soziale, eine sozialistische Angelegenheit. Die Menschen waren von jeher Sozialisten, ohne es zu wissen und zu merken. Auch was die mensch-

liche Gesellschaft für gut, recht und schön gehalten, war immer bedingt durch die vorhandenen Arbeitszustände. Darauf basierten von jeher alle Bundesladen und Gesetzestafeln. Ein Jägervolk hat andere Rechtsideen als ein Nomadenvolk.

Der wichtigste Punkt, der die Sozialisten vor allem kennzeichnet, besteht darin, daß sie die Arbeit, und zwar zunächst die Arbeit, welche die notwendigsten Lebensmittel hervorbringt, als die Basis der Gesellschaft und aller sozialen Entwicklung erkennen und auch als die Basis alles Wahren, Schönen und Guten, das sich in der menschlichen Gesellschaft geltend macht. Religion und Politik fußen auf der materiellen Arbeit, welche ihrerseits auf der Natur fußt. So denke ich nun, wirst Du einverstanden sein, wenn ich erkläre, daß die sozialistische Denkweise Hand und Fuß hat.

Ein Beispiel, wie kein geistreicher Impuls, sondern die Gestaltung der Arbeit und des Erwerbslebens das Wahre, Vernünftige, Gute und Schöne erzeugt, liegt in der Entstehung der Sklaverei. Die Zwangsarbeit des Sklaven, der im Interesse seines Herrn angehalten wird, Produkte zu erzeugen, und dafür nur den notwendigsten Lebensunterhalt genießen darf, allen Überschuß aber, den seine Arbeit erzeugt, dem Herrn und Meister überlassen muß, gehört in den Augen der heutigen Welt nicht zum Wahren, Schönen und Guten. Wenn Du Dir indessen die geschichtliche Entstehung des sklavischen Arbeitsverhältnisses vergegenwärtigst, wirst Du leicht ersehen, daß die Gestaltung der menschlichen Arbeit es gewesen ist, welche diese Zwangsarbeit vorzeiten als etwas Wahres, Gutes und Schönes hervorgebracht hat.

Als vormals die Kannibalen ihre gefangenen Feinde rösteten und verspeisten, hatte die Arbeit noch eine tierische Gestalt.

Die Werkzeuge waren derart primitiv, daß das Resultat einer Tagesarbeit kaum hinreichte, den unkultivierten Menschen am Leben zu erhalten. Damals reichte das Durchschnittsprodukt des fleißigsten Arbeiters kaum hin, dessen Leben zu fristen. Die Arbeit ergab keinen Überschuß, gestattete keine Ansammlung von Reichtum.

Das war der Grund, warum die Kriegsgefangenen geröstet und verzehrt und nicht zu Zwangsarbeitern gemacht wurden.

Als dann aber das menschliche Tier in der Gestaltung seiner Werkzeuge fortschritt, und seine Arbeit dadurch so viel produktiver wurde, daß es sich lohnte, menschlicher zu sein, weil man den Gefangenen zur Arbeit zwingen und aus dem Produkt seiner Arbeit nicht nur ernähren, sondern auch noch einen Überschuß gewinnen

konnte, da wurde diese Neugestaltung der Arbeit zum Hebel der Humanität.

Die ihrerzeit glorreiche Institution der Sklaverei war die Ursache, welche den Kannibalismus beseitigte.

Die hervorragenden Weisen des Altertums, Sokrates, Plato, Aristoteles usw., sind einstimmig in der Erkenntnis, daß die Sklavenarbeit eine Wohltat des Menschengeschlechts ist; sie erkennen sehr wohl und einträchtig, daß es ohne die Arbeit der Sklaven keine Männer geben könnte, welche die Zeit haben, dem Wahren, Guten und Schönen nachzuspüren.

Die sklavische Zwangsarbeit der einen Klasse zugunsten der anderen, die nicht arbeitet, hat ihre Form mannigfach verändert, ist aber der Hauptsache nach bis heute geblieben. Der Lohnarbeiter ist gegenwärtig noch immer gezwungen, den Ertrag der Arbeit, der sich unterdessen enorm vergrößert hat, seinem kapitalistischen Arbeitsherrn zu überlassen und sich mit dem notdürftigsten Lebensunterhalt zu befriedigen.

Zehnter Brief.

Liebe Freundin!

In meinem letzten Brief glaube ich Dir gezeigt zu haben, wie die Entwicklung der materiellen Arbeit den Geist der Humanität gefördert hat.

Die Sozialisten erwarten nun nicht vom Geist der Humanität, daß er die Arbeiter aus der Lohnsklaverei befreie, sondern sie erwarten ihre Befreiung und den Sieg der Humanität von der heute bereits hoch entwickelten und sich jeden Tag noch höher schwingenden Produktivkraft der materiellen Arbeit. Die Erlösung der darbenden Menschheit geht nicht von sozialistischen Projekten aus und auch nicht von der humanen Idee unserer Ausbeuter, sondern von der unwiderstehlichen Triebkraft, welche die Arbeit im Laufe der Jahrhunderte gewonnen hat.

Ich habe das bezüglich der Einführung der Sklaverei an einem frappanten Beispiel näher gezeigt. Es ist aber auch an jedem anderen großen Fortschritt ersichtlich, den die Menschheit in ihrem Kulturgange gemacht hat. Die Abschaffung der Zunft, der Feudalrechte, der Leibeigenschaft usw. waren nötig geworden, weil die mittelalterlichen Einrichtungen den Markt beschränkten, während die verbesserten Werkzeuge eine Produktenmasse lieferten, welche auf den beschränkten Märkten nicht vertrieben werden konnten. Die Entstehung großer Monarchien aus kleinen Fürstentümern war dem Bedürfnis der öko-

nomischen Entwicklung geschuldet. Das Entstehen und Vergehen der Ritterschaft, die Reformation, kurz die ganze politische Bewegung ist nicht Ursache, sondern die Folge der ökonomischen Fortschritte. Die Geister werden von den Körpern befreit. Allerdings wirken sie wechselseitig aufeinander; aber der gewichtigste, alles Politische erklärende Faktor ist der ökonomische.

Die menschliche Arbeitskraft besitzt den unwiderstehlichen Trieb, intelligenterweise in kürzester Zeit das Möglichste zu leisten. Dieser Trieb betreibt die Kultur und nötigt den Menschen, seinen materiellen Errungenschaften gemäß die moralische, juristische und politische Welt zu gestalten. Von der Zeit an, wo der Mensch begann menschlich zu werden, hat sich die Arbeit geteilt. Ich sage spitzfindig, hat sie sich geteilt, um damit anzudeuten, daß die Teilung der Arbeit nicht aus dem Bewußtsein entstand, nicht vorher als Projekt existiert hat, sondern aus dem der Arbeit angeborenen Triebe hervorging, in kürzester Zeit das Möglichste zu leisten. Im Großen treibt die Arbeit den Geist, dann treibt im Kleinen der Geist auch die Arbeit. Dieser Grundsatz stellt eine neue Geschichtsauffassung dar, deren Keim schon bei Hegel vorhanden, deren klare und unzweideutige Darlegung aber das Verdienst von Marx ist.

Es ist hauptsächlich diese materialistische Geschichtsauffassung und das ihr zugrunde liegende Verständnis von der Beschaffenheit des menschlichen Geistes, welche den Sozialismus zu dem gemacht haben, was er heute ist. Die früheren Sozialisten, St. Simon, Fourier, Owen, Cabet usw., waren noch Projektenmacher; sie glaubten eine bessere Gesellschaft, als die heutige ist, ausklügeln zu können. Über dieses Zeitalter sind wir hinaus. Wenn die Gegner der Sozialisten es den letzteren zum Vorwurf machen, daß sie keine detaillierten Projekte haben, wie die sozialistische Brüderlichkeit eingerichtet sein soll, so haben wir Ursache, diesen vermeintlichen Vorwurf als Verdienst und Lob uns anzurechnen. Wir sehen, daß bisheran Staat und Gesellschaft von der materiellen Entwicklung der menschlichen Arbeit und deren Werkzeugen zu den vergangenen und gegenwärtigen Institutionen sind getrieben worden, und wissen deshalb, daß die Zukunft in derselben Weise hervorgetrieben wird. Ein allgemeines Bild in großen Umrissen besitzen wir davon. Das Verlangen nun, daß dieses Bild bis in alle Einzelheiten exakt sein soll, ist ein utopistisches Verlangen. Mit dergleichen können sich jetzt mehr nur noch Phantasten beschäftigen. Bilder können und sollen nichts anderes sein als Allgemeinheiten.

Die geschilderte Auffassung der Menschengeschichte und ihrer Schöpfungen nenne ich „materialistisch“, muß aber zur Erklärung beifügen, daß von uns dies Wort in einem etwas weiteren Sinne gebraucht wird, als bisher gebräuchlich. Neue Ideen verlangen auch neue Bezeichnungen, und ist es natürlich, daß man sich dazu der Namen bedient, welche bisher vieldeutig geblieben und zu einer exakteren Ausnutzung bereit liegen. Daher kommen denn auch die vielen, aber vielfach unberechtigten Klagen über philosophisches Kauderwelsch. Alle Wissenschaft und sogar jeder einzelne Fortbäuer einer wissenschaftlichen Disziplin ist genötigt, die Terminologie zu erweitern.

Der Begriff „Materie“ ist bis dato ein konfuser Begriff; nicht weil die Materie, sondern weil der Begriff, weil das Begriffsvermögen etwas Mysteriöses geblieben ist. Im engeren Sinne versteht man unter Materie das Tastbare. Ob das Licht, das man sieht, der Ton, den man hört, die Wärme, die man fühlt, usw. Materien sind, das heißt, ob man sie mit diesem Namen nennen darf, ist fraglich und ein schwankender Gebrauch geblieben. Wir Sozialisten sind nun so kühn, alle diese Dinge, welche, genau zugesehen, Verhältnisse sind, materielle Verhältnisse zu nennen und unter diesem Worte auch alle verschiedenen Arbeitsgestaltungen zu begreifen.

Um meiner lieben Freundin deutlich zu machen, was die Sozialisten wollen, muß ich sie vor allem bitten, kritisch auf die beschränkte Denkweise herabzusehen, welche in dem Wahne lebt, die Verhältnisse und Dinge lebten außer dem universalen Zusammenhange, seien so abgegrenzt und nebeneinander gestellt wie die Orgelpfeifen. Nein, wertes Frauchen, sie fließen; es gibt überall Übergänge oder Vermittlungen; bildlich gesprochen, gibt es überall Flüssigkeiten, worin sich die Substanzen auflösen; es gibt überall Zusammenhänge, sowohl zwischen den Stoffen und Kräften als zwischen den Leibern und Geistern.

Die klare spezifizierte Überzeugung von dem intimen Zusammenhang aller Dinge ohne Ausnahme ist das Werk der Philosophie, ein Werk, das seit dem Franzosen Descartes ein, ich darf wohl sagen, ausschließlich deutsches Werk ist. Leibniz, Wolf, Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Feuerbach, Marx waren die namentlichen Arbeiter, welche die Überzeugung von dem zusammenhängenden Leben aller Dinge wissenschaftlich begründeten.

Wenn Du von den genannten Männern hörst, daß jeder seine eigene Philosophie gehabt und einer dem andern widersprochen, so rührt diese Aussage nur von der Unwissenheit einer sehr oberfläch-

lichen Beobachtung her. Das Werk der Philosophie, welche die Menschheit über die Art und Weise aufklärt, wie die Dinge untereinander und mit dem menschlichen Geiste zusammenhängen und wie dieser Geist arbeitet, ist ein zusammenhängendes Werk, das ein Meister dem andern in fortschreitendem Zustande überliefert hat. Die Dunkelheiten, welche die eminenten Köpfe in dieses Werk gebracht und hinterlassen, haben keine Bedeutung, als daß sie Zeugnis ablegen von der Schwierigkeit der Aufgabe.

Als die Menschen noch keine Menschen waren, zerfleischten sie sich untereinander wie die Bestien. Diese Kriege sogar waren eine Arbeit, und die Waffen kannst Du als Werkzeuge betrachten, die sich unterdessen so kultiviert haben, daß wir daran sind, die Kriege unmöglich werden zu sehen durch die erlangte Vollkommenheit der arbeitenden Kriegswerkzeuge.

Schon die Kriegsarbeit hat die Menschen gesellschaftlich vereinigt. Die Sozialisten aber sind auf wissenschaftlichem Wege zu der Erkenntnis gelangt, daß alle menschliche Arbeit, und im höchsten Grade die kultivierte Arbeit, gesellschaftlicher Natur ist. Das isolierte menschliche Individuum kann gar nicht „arbeiten", das könnte höchstens, wie schon gesagt, tierisch scharren und kratzen. Menschliche Arbeit bedarf Werkzeuge, und Werkzeuge bedürfen des gesellschaftlichen Zusammenhangs, der generellen und geschichtlichen Entwicklung. In der Kriegsarbeit stehen die Nationen noch bestialisch einander entgegen, aber in der humanen täglichen Arbeit sind nicht nur die Individuen einer Nation, sondern auch die Nationen untereinander vereinigt. In der täglichen Arbeit ist die „menschliche Gesellschaft" nicht nur eine Phrase, sondern eine Tatsache.

Die gesellschaftliche oder soziale Natur der Arbeit begriffen oder ins Bewußtsein gehoben zu haben, ist es, was den Sozialismus charakterisiert. Die bürgerliche Welt, worin der Sozialismus emporkeimte, arbeitet auch gesellschaftlich, lebt aber in der verkehrten Meinung, jedes Individuum könne und solle für sich arbeiten und könne so auch die Früchte seiner Arbeit genießen, ohne planmäßige Organisation der Gesellschaft.

Allerdings ist auch in der gegenwärtigen bürgerlichen Gesellschaft eine gewisse Organisation der Arbeit vorhanden, die aber von jeder Planmäßigkeit, von jeder durchdachten Ordnung weit entfernt ist.

Die Gesellschaft der Bürger zeichnet sich von der Gesellschaft des Altertums und des Mittelalters dadurch aus, daß hier das Produkt der Arbeit den ausschließlichen Charakter der Ware angenommen

hat. Der Handels- oder Schachergeist ist der herrschende Geist unserer Gesellschaft geworden.

Der Schachergeist und die Schachergesellschaft war allerdings auch schon den Völkern des Altertums bekannt. Ja, dieser Geist ist wohl so alt als die geschichtliche Zeit. Alle uns bekannten Völker, Nationen, Stämme und Horden haben „gehandelt". Jedoch ist zu bemerken, daß je weiter wir in die Anfänge der Kultur zurückgehen, um so vereinzelter und sporadischer tritt der Handelsgeist auf. Erst in allerneuester Zeit ist er weltbeherrschender Faktor geworden.

Das Altertum und das Mittelalter hatten auch noch andere Dinge und Ideale zu verfolgen als den persönlichen Reichtum und Erwerb. Heute jedoch gilt nichts mehr als Dollars und Cents. Alles, die Schönheit des Leibes und der Seele, der Kavalier und der Pfaff, alle Ehre und Tugend wird nach Moneten abgeschätzt.

In früheren Zeiten wurde das Produkt der Arbeit nur ausnahmsweise zu einer Ware. Meist produzierte die frühere Gesellschaft horden- oder familienweise für den Selbstbedarf. Nur in den wenigen Artikeln, worin eine Familie sich nicht genügte, wurde getauschhandelt.

Daß nunmehr alle Arbeitsprodukte Waren geworden, daß die Arbeit für den Selbstbedarf fast gänzlich aufgehört und alle Individuen so enge zusammenhängen, daß niemand mehr die Früchte seiner persönlichen Arbeit, sondern alle nur noch die Früchte der gesellschaftlichen Arbeit genießen, ist ein Fortschritt, den die Entwicklung der Arbeit dem Menschen angetan und worüber dem Sozialismus das erste Licht aufgegangen.

Fünfter Teil.

Goethes Lieb' und Untreu'.*)

Liebe Freundin!

Soeben habe ich die Lektüre eines Buches beendigt, das ich Dir, wenn es in der Pittsburger Bibliothek vorhanden, zu lesen empfehle: Düntzers „Goethes Leben“. Auch wenn Du das Buch früher bereits gelesen hast, glaube ich doch, daß es Dich interessieren wird, es nochmals flüchtig durchzugehen.

*) Auch dieser Brief, der aus dem Frühjahr 1888 datiert, gilt der Jugendfreundin Mina Werner. J. Dietzgen beabsichtigte mit dieser im Mai 1888 nach dem Heimatsdorf Uckerath überzusiedeln, um dort in gemeinsamem Haushalt die letzten Tage zu beschließen, als eine Herzlähmung am 15. April 1888 seinem Leben ein Ende machte. Folgende Verse J. D.s an dieselbe Freundin lagen bei diesem letzten Manuskript:

Ich kann nicht müde werden, Dir zu singen,
Weil ich nicht müde werde, Dich zu lieben.
Doch daß nicht ganz von mir Dein Heft beschrieben,
Muß ich mein Lied in knappe Formen zwingen.
Wie kann ich nun in sechzehn Zeilen bringen,
Was mehr denn vierzig Jahr im Herz getrieben
Sein kraus Geschling? Ich geb' es auf — das Lieben
Nicht — doch es skandieren und mein Reimverschlingen.

Das Lied ist aus. Die Zeit der Heimkehr winkt,
Der Herbst des Lebens ist so rasch gekommen.
Nun kommt auch bald der Abschied, wo versinkt
Die Lieb' und ihre Lust. Doch kann's nicht frommen,
Darob noch groß zu klagen und zu wimmern;
Auch spät noch lebt sich schön an schönen Tagen.
Nimm freudig hin der Sonne letztes Schimmern,
Es soll den Frohsinn Dir kein Tag versagen!

Über seine Beziehungen zu dieser Freundin schreibt J. D. am 5. Juli 1887 an seinen Bruder Philipp: „Auch Mina aus Pittsburg hat uns ihren Besuch angemeldet. Mein Verhältnis zu ihr ist immer ein rein platonisches gewesen. Sie war in der Jugend ein hübsches Mädchen und hatte ich wohl oft Lust ge-

Ein größerer Aventurier der Liebe als Goethe ist kaum denkbar. Er und Shakespeare sind unstreitig die eminentesten Dichter aller Zeiten. Was Genie anlangt, möchte ich dem Engländer den Vorzug geben; dagegen ist Goethe ihm an „Bildung", an Wissen und infolgedessen an Kraft der Beschränkung überlegen. Doch ist die Frage, wer der größte Dichter gewesen, im ganzen eine alberne, zwecklose Frage. Der größte ist hin und wieder recht klein, und die kleinsten sind hin und wieder reizend.

„Kleine Frauen, kleine Lieder —
Ei! man liebt und liebt sie wieder!"

sagt Schlegel. — Goethe war der liebevollste Patron, der gesucht werden kann; aber auch der untreuesten einer.

Um eben über das Kapitel der treuen Liebe oder lieblichen Treu' ins reine zu kommen, ist die nähere Kenntnis von Goethes Leben ein hilfreicher Stoff.

Ich bin überzeugt, wenn man dies Kapitelchen in einer Damengesellschaft zur Diskussion stellt, wird die Gesellschaft so über den armen, liebevollen Sünder herfallen, daß kaum ein gutes Haar an ihm bleibt. Frauen interessieren sich durchschnittlich stark für die Moral, obgleich sie privatim dem Sündenfalle nicht so ganz abgeneigt sind. Ist das nicht ein interessantes psychologisches Problem?

Es heißt, und auch Goethe spricht sich dahin aus, die Frauen liebten „schöner", ausschließlicher, vollständiger, hingebender und treuer als die Männer. Ich aber, und ich habe auch etwas Erfahrung in

habt, ihr näher zu kommen. Aber sie hatte nichts und ich hatte nichts — da waren also keine Aussichten zur legitimen Verbindung, und so unter der Hand — das war mir, wegen der möglichen Früchte, zu gefährlich. In Winterscheid (wo die Mina als Gehilfin im Geschäft J. D.s tätig war. D. H.) mußte ich sehr vorsichtig sein, daß keine Eifersucht entstand und der Hausfriede gewahrt wurde. So sind wir immer platonische Freunde geblieben, und es ist niemals ein zärtlich Wörtchen, noch weniger irgend eine andere leibhaftige Zärtlichkeit zwischen uns ausgetauscht worden. Sie hat sich immer und überall als ein sehr kluges, taktvolles und zurückhaltendes Mädchen benommen. Jetzt aber wäre wohl wenig Ursache mehr zu einer so großen Reserve, und mir macht wohl der Gedanke Spaß, wenn sie im August herkäme, zu versuchen, ob noch alte Frühlingsgefühle vorhanden wären. Eine Zwanzig- oder Dreißigjährige gefiele mir auch besser, doch sind mir solche Experimente zu gefährlich, während solche Liebschaft, wie ich sie da halbwegs vorhabe, ohne alle Bedenken ist."

„Ich erzähle Dir davon nur des Spaßes wegen und darfst Du gar nicht indiskret sein. Weder darf ich dem Eugen ein schlechtes Beispiel geben, noch den Töchtern die Zähne lang machen." D. H.

der Sache, behaupte, daß sich auf solche Art die Frage gar nicht entscheiden läßt. Treu und untreu sind beide Geschlechter — je nach Umständen. Die Lösung dieser Angelegenheit ist in den sozialen Verhältnissen und nicht in der Moral zu suchen. Wenn beiderseitig Reichtum vorhanden ist, sind zarte Bänder zum treuen Liebesbund hinreichend, und jedes andere Band ist ein niederträchtiger Strick. Wo kein Reichtum, sondern nur ein kleinbürgerliches Vermögen vorhanden, ist die philisteriöseste Sittsamkeit im Liebesleben unvermeidlich und heilsam; und endlich, wo Armut vorhanden, ist der Mensch eine Bestie.

Goethes erste Liebschaft ist eine Wirtshaustochter in Leipzig, Käthchen Schönhof. Sie handelt ganz recht, daß sie, nachdem sie sich mit ihm satt geküßt und dann „eine Partie" machen kann, an ihre Versorgung denkt und den grünschnäbeligen Studenten laufen läßt. Käthchen ist ein Prachtmädel und hat dem Dichter unendliche Pein gemacht, die ihm aber sehr gesund war.

Ein paar Jahre später hängt er sich an die Friederike zu Sesenheim. Da geht's umgekehrt. Dieses Rikchen" mit den blauen Augen war eine gar liebe, zarte und sentimentale Blume, welche an der Poesie der Liebe genug hatte und an ihrer Realität zugrunde ging. Der Dichterjüngling knickte das Blümchen und ließ Friederike sitzen. War das unrecht? Nein, hier ist die Frage nach Recht und Unrecht „philisteriös" im miserabelsten Sinne des Wortes. Der angehende Dichter war nicht in den Jahren und in der Lage, sich eine Frau engagieren zu können. Durfte er deshalb auch nicht lieben? Bei Gott! Wie kann der Mensch schwimmen lernen, wenn er nicht ins Wasser geht? Wie kann der Dichter Liebesgedichte schreiben, wenn er sein Herz mit Holz verpacken wollte. Es wäre für das zarte Rikchen gewiß „recht" gewesen, wenn er sie unter die Haube gebracht, mit ihr nach Frankfurt gezogen und sich dort als ehrsamer Advokat mit andermanns Rechtshändeln ein saures Brot erworben hätte; aber an seinem Volke, an der lechzenden, durstigen Menschheit hätte der künftige Dichterfürst sehr miserabel gehandelt, wenn er dem sentimentalen Zuge seines Herzens gefolgt wäre.

Goethe benutzte jeden Pulsschlag seines Herzens und Lebens bewußtermaßen als Mittel seiner dichterischen Ausbildung.

Kaum ein Jahr später folgt die Bekanntschaft mit der Verlobten Charlotte Buff, die Veranlassung zu den „Leiden des jungen Werther" wurde. Kestner, dem die Lottchen angelobt war, sagt: „Ich mußte aber doch erstaunen, wie die Liebe so gar wunderliche Geschöpfe selbst aus den stärksten und sonst für sich selbständigsten

Menschen machen kann." Kestner war des Dichters würdiger Freund und ein gar seltenes Exemplar einer wunderbaren Eifersuchtslosigkeit. Ihm schreibt Goethe die Verse:

„Wenn einst nach überstandnen Lebensmüh' und Schmerzen
Das Glück Dir Ruh- und Wonnetage gibt,
Vergiß nicht den, der — ach! von ganzem Herzen
Dich und mit Dir geliebt."

Im darauffolgenden Jahre entzünden den Dichter die schwarzen Augen der siebzehnjährigen Maximiliane Laroche. Düntzer schreibt: „Zu derselben Zeit" (das heißt einige Jahre später) „erfreute den Dichter die Kunde, Maximiliane v. Laroche werde am Anfange des nächsten Jahres den Kaufmann Brentano in Frankfurt heiraten." Dieser Brentano war Goethen nicht sympathisch, umsomehr dessen „Max". „Aber gerade zu derselben Zeit — nach Düntzer — erhob sich in seiner Seele eine leidenschaftliche Neigung zu der jungen Frau Brentano, die er ernstlich zu bekämpfen suchte, und so mied er jedes Zusammentreffen mit dieser." „Ihre Lieben hab' ich seit einiger Zeit nicht gesehen; ich hatte mein Herz verwöhnt," vertraute er der Mutter. „Nein, liebe Mama! Ich gebe dir meine Hand darauf, ich will brav sein."

Er war brav, aber die liebe Max trauerte kläglich um den braven Freund und begriff nicht, warum er sie so vernachlässigte.

In das nächst darauf folgende Jahr fällt Goethes Bekanntschaft und Verlobung mit „Lili" Schönemann. „Mit welchen Schmerzen hatte er der Liebe zu Lotten entsagt, mit welcher Gewalt hatte er sich von der jungen Brentano zurückgehalten! Und nun sollte die Liebe den eine ganze Welt im Busen fühlenden, dunkel seinem Schicksal entgegengehenden Dichter von neuem hinreißen. Diesmal war es ein in höheren Gesellschaftskreisen aufgewachsenes, reich gebildetes, aber etwas verzogenes Mädchen, dessen innige Neigung ihn beglückte, das er ganz nach sich bilden und sich so das reinste Lebensglück im vollsten Herzenseinklang schaffen zu können hoffte. Und doch scheute sein Freiheits- und Bildungsdrang vor der vollen Hingabe seiner Seele zurück."

Also mußte der liebevolle und freiheitsdurstige Dichter nochmals untreu werden. Er flüchtete nach Weimar, begegnete der Frau v. Stein und ist wieder auf eine lange Reihe von Jahren sterblich und unsterblich verliebt.

„Charlotte v. Stein hatte durch ihre reine Weiblichkeit, ihre

milde Zartheit und ihr liebevolles Gemüt leidenschaftliche Liebe in seiner Seele entzündet, deren Ausbrüche sie mit der festen Entschiedenheit ihrer Pflicht und Ehre ihm verwies und durch zeitweilige Entfernung strafte. . . . Diese leidenschaftlichen Ausbrüche erhalten durch die ähnlichen aus der Zeit seiner Wetzlarer Liebe das beste Licht. Obgleich er Lotten entsagt hatte, Kestners Recht auf diese anerkannte, gab es doch mancherlei merkwürdige Szenen, wie Kestner berichtet.

„. . . Erst zwei Tage nach Charlottens Zurückkunft, am 22., nahm diese Goethes Besuch an, der aber beim Vorlesen eines Romans, da er sich lebhaft in die Lage seines Helden versetzte, sich wieder zu leidenschaftlichem Liebesausbruch hinreißen ließ. Sie verwies ihm liebevoll sein wunderliches Benehmen, da sie nichts mehr wünsche, als das schöne Verhältnis innigsten Vertrauens zu erhalten, was unmöglich sei, wenn er ihre Pflicht als Gattin und Mutter hintenan setze und auf mehr als Schwesterliebe Anspruch wage."

Und mit dieser Schwesterliebe hat sich nun der arme Dichter von 1775 bis 1787 herumgeschlagen, wo er bekanntlich sich in Rom eine freiere Schwester engagierte.

„Mit dem alten treuen Herzen kehrte Goethe aus Italien zurück . . . eine Veränderung war darin eingetreten, daß die jetzt fast sechsundvierzig Jahre alte Frau (v. Stein) während seiner Abwesenheit gealtert hatte."

O, du Ironie: „Mit dem alten treuen Herzen!"

„Die aus seinen nicht mehr sehnsüchtig schwärmerischen Augen leuchtende frische Sinnlichkeit fiel der Freundin auf; sie fühlte, daß er ihres Trostes und Rates nicht mehr bedürfe."

„Da traf es sich, daß ein Mädchen niederen Standes, die eben ins dreiundzwanzigste Jahr getretene Christiane Sophie Vulpius, die Neigung des an der Herstellung seines Verhältnisses zu Charlotten Verzweifelnden gewann. . . . Goethe soll Christiane in sein Gartenhaus bestellt haben. Wir wissen nur, daß er Sonntags den 13. Juli, noch keine vier Wochen nach seiner Rückkehr, eine Gewissensehe mit der Glücklichen schloß."

Und damit Punktum für Charlotte und für das ihr gegebene Versprechen, „nur mit ihr und ihrem Fritz zu leben".

„Wie glücklich fand er sich dagegen in Christianens Armen! Er liebte diese mit so warmer Neigung, daß er noch zehn Jahre später in einem auf der Reise an sie geschriebenen Briefe bedauert,

nichts, wäre es auch nur einen Pantoffel, von ihr mitgenommen zu haben."

Ja doch! Er stand unter dem Pantoffel der Sinnlichkeit. Aber wer darf es dem Dichter verdenken? Welcher spiritistische Schmachtlappen kann es dem Manne verargen, daß er die saftige Liebe des Mädchens „aus niederem Stande" der werten, gebildeten und vornehmen, aber ach! so dürren Schwesterliebe Charlotte v. Steins vorzieht!

Gassenhauer.*)

Bekanntlich hat jede Saison ihre Weisen, die auf allen Straßen, Gassen und Plätzen gesungen, gepfiffen, gejohlt und geplärrt werden. Einmal sind wir in „Lindenau, da ist der Himmel blau“, ein andermal beim „kleinen Postillon mit Peitschenknall“.

Solche Gassenhauerei dehnt sich nicht nur auf das Lied aus, sondern auch die höchsten und heiligsten Bestrebungen der Menschheit werden derart platt geschlagen und verballhornt. Das nämlich ist das Böse an der Geschichte: wenn die schönen Lieder und Melodien in jedermanns Mund sind, wird die Musik und Dichtung wohl popularisiert, aber auch korrumpiert. Da hört das Schöne bald auf, schön zu sein.

„Jedermann“ ist doch wohl niemand anders wie das Volk, und so spricht denn der Sozialist hier für die Aristokratie und gegen den Demos? Wie können wir das verantworten?

Aber, lieber Leser! Du mußt auch wissen, die Sozialisten sind Dialektiker, eine Sorte Leute, mit denen man — wie von den Westfalen das Sprichwort sagt — sieben Säcke Salz muß gegessen haben, bevor man sie kennen gelernt hat. Du darfst deshalb nicht verlangen, daß wir gleich hier dich durch und durch mit unserer Anschauung bekannt machen. Es kann das nur und soll auch vor und nach geschehen. Dabei ist nicht zu verkennen, wie das Volk — und auch der Fürst Bismarck will bekanntlich zum Volk gehören — so eigentümlich in diesen Dingen ist. Wenn es fragt: was ist das oder das? — so läuft der Glaube nebenher, es könne mit ein paar Worten vollständig belehrt werden. Wenn man aber den Treppenbauer fragt: wie machst du deine Treppe? — was wird der antworten?

Wir schließen uns hier seiner mutmaßlichen Antwort an, welche drei Jahre Lehrzeit verlangt. Wenn der uns fernstehende Leser

*) Aus dem Frühjahr 1888. D. H.

nach der Beschaffenheit unserer Dialektik fragen wollte, müssen wir ihm auch den Rat geben, erst drei Jahre Lehre zu stehen. Dann mag er gescheiter werden, wie er jetzt ist. Bis dahin aber möge er sich mit der Zurechtweisung bescheiden, daß in einer so tiefgründigen Materie mit ein paar Fragen und Antworten der Schüler nicht klug werden und der Magister sich nicht ausreichend explizieren kann.

Also der volksfreundliche, demokratische Sozialist ist dialektischerweise auch ein Aristokrat; er behauptet: was jedermann singt, ist kein Gesang, und was jedermann weiß, kein Wissen. Wir streben nach etwas Besonderem, überall nach dem Höchsten. Singen aus dem ff, wie der Wachtel oder die Lucca, das heißt singen. Auch gibt es noch andere, die sich hören lassen dürfen. Was jedoch die große Masse singt, sind Gassenhauer.

Soll aber deshalb das Volk sich nicht hören lassen? Nein, das zu verlangen, sind wir nicht borniert genug. „Singe, wem Gesang gegeben"; nur wisse jedermann, daß er kein Wachtel und keine Lucca ist; und auch, daß es noch mehr Leute gibt wie diese zwei, welche singen können; und drittens, daß aller Gesang, auch der Volksgesang und die Gassenhauer nicht nur verbesserungsfähig, sondern fortwährend in steigender Entwicklung begriffen sind.

Die Entwicklung und das Bewußtsein der Entwicklung und von dem Zusammenhang alles dessen, was sich entwickelt, das ist die Hauptsache.

Wir kommen endlich wieder an den Punkt zurück, von wo wir ausgegangen. Die Wissenschaft ist heutzutage eine Modeangelegenheit, ein Gassenhauer geworden. Wir wollen nicht sagen, daß sie deshalb nicht auch ein schönes und erfreuliches Liedchen sei, aber zugleich auch eine traurige Phrase. Jedermann führt sie im Munde und nur wenige besitzen davon. Die wissenschaftlichen Wachtels und Luccas sind außerordentlich selten.

Ich denke, dem Leser, der sich das Verhältnis von Gesang, Wissenschaft und Gassenhauer etwas durch den Kopf gehen läßt, wird offenbar, daß in diesem Punkte das Publikum gar nicht klar ist, sondern viel zu lernen hat. Jedermann will Wissenschaft haben, und es soll ihm davon verabreicht werden — wir machen uns ja gleichsam ihre Verzapfung zum Geschäft. Jedermann soll aber auch wissen, daß Bescheidenheit ihm schön ansteht, auch dann, wenn er ein Wachtel oder eine Lucca ist und Gesang und Wissenschaft zu verzapfen hat. Er darf dann noch lange nicht glauben, daß er den Gesang oder die Wissenschaft überhaupt verabreichen könne, sondern

muß sich immer nur an einer bestimmten Sorte halten. Wer Tenor oder Bariton zu singen vermag, ist kein Bassist, und umgekehrt.

Wer da weiß, daß er einen Gassenhauer singt, ist gerade soviel wert und darf an seinem Liedchen den gleichen Gefallen haben wie der Theatersänger, weil das Bewußtsein dessen, was ich bin, zugleich die Anerkennung enthält, daß außer meinem Leibthema noch anderes ist, was wert ist, gewußt und anerkannt zu werden.

Der Gassenjunge, der sein Liedchen trällert, besitzt und darf einen instinktiven Stolz besitzen, der sich in Frohsinn äußert. Wenn er es mit Bewußtsein tut, vergißt er nicht, daß sein Gesang doch nur eine untergeordnete Variation des Wachtel- und Luccagesanges ist, und daß diese Variation, obgleich untergeordnet, doch dem vollendeten Gesange darin gleich ist, nur eine besondere Art des Gesanges schlechthin und der Musik überhaupt zu sein. Der selbstbewußte Mensch weiß sich, seine Kunst und sein Wissen immer nur als zugehörigen Teil des großen Ganzen.

In unserer Zeit ist die Wissenschaft ein Gassenhauer geworden, ein unbewußter, der mit der Prätension auftritt, wahre Kunst zu sein. Jedermann singt und glaubt, sein Geplärr sei Gesang. Da ist er höllisch im Irrtum. Läßt er sich aber belehren und das bescheidene Bewußtsein zuflüstern, daß sein geringes Wissen nur ein Streben ist, dann wollen wir dies als ein Teil des Allerhöchsten anerkennen und ihm zugestehen, daß auch die gelehrtesten Doktoren gegenüber dem, was die Gesamtheit bereits weiß und was die Zukunft noch zu erfahren hat, reine Nichtswisser oder Knownothings sind.

Die bürgerliche Welt hat sich in den Individualismus verrannt, demgegenüber wir den Kommunismus auch in der Wissenschaft zu predigen haben.

Das Thema ist vielleicht etwas schwer und unsere Darstellung gar knapp; wir werden es um so öfter variieren, denn die Bildung, welche der strebsame Arbeiter ersehnt, ist nicht ohne Fleiß und Gedankenanstrengung zu erringen.

Wie aus dem Schwert ein Galanteriedegen wird.*)

Im Verkehr mit den Menschen begegnen wir einer großen Zahl, die durch ihre bürgerliche Stellung halb in den Reihen des Volkes, halb in denen seiner Dränger plaziert sind, und welche, gemäß dieser faktischen Stellung, auch in ihrer Gesinnung zwischen den beiden Kriegslagern hin und her schwanken. Unsere Ideen haben den Gedankengang dieser Leute geweckt, sie interessieren sich für uns; zugleich aber hängen sie auch mit einem ansehnlichen Teil ihres Seins und Denkens, mit Vorstellungen und materiellen Interessen an der bestehenden Welt des Privateigentums. Wo sie ein vernünftiges Wort über die Lage der Dinge hören können, sind sie mit dem lebhaftesten Temperament dabei, ihre Zweifel zu diskutieren, und doch mit Vorurteilen derart verschnürt, daß sie nirgends ein Resultat finden können.

Um diesen schwankenden Rohren die Wahrheit erkenntlich zu machen, ist der letzthin von uns behandelte und von ihnen verdrehte Begriff der Bildung besonders hervorzuheben. Es mögen ja stellenweise tüchtig gebildete Leute sein, aber sie begreifen so wenig ihre eigene wie die Bildung überhaupt. Das, worin sie speziell geschult sind, was sie können und wissen, ihren Beruf, ihre Kaufmannschaft, ihre ärztliche Wissenschaft, Pädagogik oder Gesetzeskenntnis halten sie nicht dafür; sie denken weniger von dem, was sie positiv und speziell können und wissen, als von den Kinkerlitzchen, die drum und dran hängen, und welche von einem überkommenen Vorurteil als wahre Substanz aufgebläht werden. Da sind Titel und Würden, Verwandtschaft und Bekanntschaft, eine vornehme Wohnung, ein elegantes Kleid, ein gespreizter Dialekt, ein untertäniges Komplimentieren, womit sie glauben, „sich wichtig machen" und ihre A r b e i t in den Hintergrund stellen zu können.

*) Aus dem Todesjahr 1888. D. H.

Solche Verkehrtheit, welche die Nebendinge zur Hauptsache macht, tritt besonders in Zeiten geschichtlicher Übergänge hervor. Sie ist ein unverkennbares Zeichen, daß die heutige tonangebende Welt ernstlich im Niedergange begriffen.

Die alten Ritter mit Küraß und Pallasch waren in ihrer Zeit ernste, positive substantielle Kerle; sie taten mit ihrem Waffenhandwerk dem Bauer schätzbare Dienste. Als aber die Waffen zum Flitter herabsanken, die Junker mit Galanteriedegen herumflunkerten, war das ein Zeichen, wie nahe das Rittertum daran war, ausgewirtschaftet zu haben. Nicht minder wird es heute an der Galanteriebildung unserer Prinzipale offenbar, daß es mit ihrem Regiment zur Neige geht.

Der Bauer, der von seinem Ritter gegen den Raubritter geschützt wurde, mochte Ursache haben, seinen Kavalier zu grüßen; der Geselle, der von seinem Meister im Handwerk unterrichtet wurde, durfte den Prinzipal ehren; aber was für Ursache hat der moderne Lohnarbeiter, zu dem Goldfuchser heraufzublicken, der ihn unmenschlich wie eine Ware behandelt, die man kauft, so billig kauft wie möglich.

Das will das arbeitende Volk nicht länger mittun. Es fängt an, auf die Galanteriebildung zu pfeifen, weil es etwas Substantielleres an die Stelle zu setzen hat. In den Städten und Städtchen Deutschlands wird bis dato die Bildung hauptsächlich von den „Akademikern" repräsentiert. Dort wird es nun besonders sichtbar, wie vor und nach die erste Geige in andere Hände übergeht. Die großen Aufsauger des Nationalreichtums spielen sich mehr und mehr damit auf. Der Professor, der Schriftsteller, der Arzt, der Jurist, der Techniker, der Beamte empfindet es beständig lebhafter, wie sie zu bezahlten Lohnknechten der Industriellen herabsinken. Sie sträuben sich noch, aber — wollen oder nicht wollen — sie müssen ihre Ideologie aufgeben und entweder bewußte Büttel der herrschenden Macht werden oder heimliche oder offene Sozialdemokraten.

Der Zuwachs von dieser Seite ist für uns sehr wesentlich. Je mehr sie kommen, je mehr Ansehen bringen sie in unser Heerlager; denn das wollen wir uns nicht verhehlen, daß die Mehrzahl des arbeitenden Volkes heute noch gar gerne in die höheren Sphären hinauflugt und der Leithammelei noch sehr bedürftig ist, weil — nun weil der Begriff der Bildung ein sehr korrumpierter.

Wie der Pfaff den sittlichen, so verhimmelt und verballhornt der Professor den wissenschaftlichen Schatz, und leider glaubt unser

Volk beiden noch allzuviel. Allen Respekt vor den physischen, chemischen, mechanischen Gesetzen! Aber das, was der Bauer, der Schuster, der Bäcker, der Gerber und Färber weiß, ist doch auch Wissenschaft. Der Hufschmied versteht nicht dasselbe wie der Professor, aber der Bücherwurm versteht auch kein Pferd zu beschlagen — und das ist auch Wissenschaft. Ob die eine eine Elle länger ist wie die andere, wollen wir nicht spitz untersuchen, sondern nur die Eselei hervorheben, welche glauben will, daß die titulierten Menschen mehr wie in etwas einzelnem, daß sie im allgemeinen gebildet seien.

Wunderbar! Man darf in solchen Kreisen nur irgend eine, wenn auch noch so schwierige Frage aufs Tapet bringen, welche von allgemeinstem Interesse ist, so fühlt sich jeder Hans Poltrian auf Grund seiner gebildeten, ungebildeten oder eingebildeten Ansprüche berufen, ein Urteil abzugeben, wenn er sich auch vormals nie hat angelegen sein lassen, den Fall zu studieren. Daß man drei Jahre lernen muß, um ein Handwerk zu meistern, ist selbstverständlich; daß man aber auch Schulung und noch mehr Schulung wie der Handwerker haben muß, um über das Wahre und Vernünftige oder gar über die politische Ökonomie mitsprechen zu können, das kommt den „Gebildeten" gar nicht in den Sinn. Ich weiß nicht, ob sie es denken — ihr Denken überhaupt ist sehr mangelhaft — aber sie handeln so, als gäbe es Kenntnisse, die gebildeten Leuten in den Kopf geschneit sind.

Fachkenntnisse sind den Menschen herabgereicht von Geschlecht zu Geschlecht, und kein Vernünftiger wird ein Huhn braten, ohne vorher zu fragen: wie wird es gemacht? Das Kochen und Braten muß man lernen; man kann es nicht per se. Dagegen über die sozialen Probleme schwadronieren, versteht jeder Schwadroneur derart, als seien diese Kenntnisse ihm von Geburt eigen wie dem Ochsen sein ungeschlachtes Maul. Soll man das Arroganz oder Unverstand nennen? Einen, nebenbei ganz gescheiten, Schulmeister habe ich gekannt, der sich in den Kopf gesetzt hatte, den ausgeschriebenen Preis für die Erfindung einer höchst komplizierten Maschine verdienen zu können ohne die geringsten Kenntnisse der Mechanik und Physik. Nicht einen, sondern Tausende solcher Fliegenfänger finden wir unter den gebildeten Ständen in ihren Mußestunden damit beschäftigt, den Sozialismus auszudisputieren. Was sagt der Arzt, wenn ihm ein altes Weib in die Kur pfuscht! Und doch gibt es unter den Ärzten alte Weiber, welche die Philosophie und Ökonomie auf das bestimmteste auslegen, ohne sich jemals in diesen Disziplinen umgesehen zu haben.

Die Moral von der Geschichte: Alle, die ihr die sozialen Fragen diskutieren wollt, werdet Schüler und lernt erst gründlich, bevor ihr euch für Professoren aufspielt.

Es ist niemand zu verübeln, wenn er dies oder jenes nicht weiß. Keiner kann alles wissen. Aber arrogante Burschen sind es, die dreinsprechen, wo sie nichts verstehen. Doch ist die Anmaßung unserer Prinzipale auch wieder verständlich. Die Verwalter des Nationalreichtums besitzen eine althergebrachte Autorität, aus der Zeit, wo ihre Bildung kein Galanteriedegen, sondern eine wirkliche Waffe war. Die ist ihnen von der arbeitenden Klasse bereits entwunden, so daß uns die Flitterbildung nicht mehr imponieren kann.

Das Volk.*)

Jeder will das Volk auf seiner Seite haben, auch diejenigen, die sonst hoch die Nase rümpfen, wenn nur die Rede darauf kommt. Ebenso diejenigen, die die öffentliche Meinung noch so gründlich verachten, sind doch nicht gleichgültig dagegen. Es gibt viele, die sich nichts daraus machen, was die Leute sagen, und dennoch sich Gewalt antun müssen, wenn sie dem immerhin empfindlichen Gefühl der Lächerlichkeit oder gar der Verachtung widerstehen wollen. In der Tat, wirkliche Volksverächter sind nur die Tyrannen, die, von den Verhältnissen erzeugt, als Geißel auf die Menge herabgepeitscht werden; oder es sind solche Leute, die durch Elend, Verbrechen, Schande, Strafe und Armut im Charakter zerbrochen, in der Seele geknickt, ohne gesellschaftlichen Zusammenhang, wie ausgebrannte Lichter durch die Welt streifen.

Die Achtung vor dem Volke ist dem Menschen eingeboren, weil ihm die soziale Natur anhaftet, weil er ein Gesellschaftstier geworden. Wir sagen Tier und geworden, weil wir als gute Darwinianer an der Affenabstammung nicht mehr zweifeln. Wenn die Sache auch brutal klingt, ist doch die Brutalität die Voraussetzung aller Kultur. Das Unvollkommene will sich vervollkommnen, nicht umgekehrt. Wer, wie die Betbrüder, die Vollkommenheit an die Spitze und nicht an das Ende der Welt setzt, macht sich der Eulenspiegelei schuldig; er macht den lieben Gott zum Schöpfer des Teufels, ein Unverstand, wie er größer gar nicht gedacht werden kann. Wollte der Teufel sich bekehren und göttlich werden, das hätte Sinn, aber daß ein ideal vollkommener Gott Zebaot reale, höchst unvollkommene Wesen aushecken sollte, ist ein Einfall, der keinen Kopf und keinen Schwanz hat.

Die Affenabstammung schändet den Menschen nicht. Wenn aber, umgekehrt, die Orang-Utans mit Wahrheit erzählen könnten, daß sie die Abkömmlinge humaner Leute sind, dann müßte allerdings die Humanität schamrot werden.

*) Aus dem Todesjahr 1888. D. H.

Also ist der Mensch ein Gesellschaftstier, das heißt die Geselligkeit ist ein menschliches Akquisit, wovon sich Spuren schon beim Tiere finden, doch so untergeordneter Art, daß sich dort von keiner Sozietät, von keiner sozialen Institution und gewiß von keinem Sozialismus sprechen läßt.

Es ist eben eine Betätigung des dem Menschen eingeborenen sozialistischen Triebes, der ihm einen unwillkürlichen und unvermeidlichen Respekt vor dem Volk in die Seele gegraben hat. Das Individuum kann es sich nicht ausreden, es weiß gar zu gut, ob es die Nase noch so hoch trägt, daß es zu seinem Völkchen gehört, ein Teil, ein Stück, ein Partikelchen davon, und der Teil immer weniger wie das Ganze ist. Wer das nicht weiß, nicht fühlt und nicht betätigt, ist eben ein dünkelhafter Narr.

Ein Volksverächter ist gewiß eine elende Kreatur. Doch wollen wir deshalb dem Volk noch keinen Weihrauch streuen. Wir müssen ihm auch sagen, daß wir vom großen Haufen gar nicht groß denken: er ist eine wüste, faule, schmutzige, brutale Masse.

Wenn unserem Leser dieser Widerspruch zwischen Volksrespekt und Volksverachtung unvermittelt scheint, beliebe er an die Milchstraße zu denken, welche in sternenhellen Nächten sich über unseren Häuptern erhebt. Die ganze Milchstraße ist ein Sternenvolk, wovon einzelne Personen als Sterne ersten, zweiten, dritten Ranges aus der Menge hervorfunkeln. Diese glänzenden Einzelsterne sind keine Aristokraten im gemeinen Sinne, keine Aftergrößen, sondern wirklich vornehme Personen. Sie repräsentieren die großen Geister des Menschengeschlechts nach verschiedenen Abstufungen, während die Menge einen undifferenzierten Brei darstellt.

Damit aber das Bild ein treffendes werde, denke sich der Leser die vornehmen Sterne in Form von Zuckerhüten, die den hinteren breiten Teil auf die Erde hinabkehren, während die Volksmasse gleiche Zuckerhüte sind, die mit dem spitzen Teil, mit dem Kopf auf uns herabschauen. Diese verschwinden und verfließen dadurch. Wir sehen es nicht, aber in der Tat besitzt doch jede Volksperson ein ebenso breites Hinterteil wie der Vornehmste.

Die Aristokraten der Milchstraße, wie die der Erde, sind nur scheinbare, nur relative Größen. Nur von unserem beschränkten Standpunkt sind es leuchtende Aristokraten, weil sie uns ihre Breitseite zukehren. Sehen wir näher zu, so findet sich, daß der ganze Straßenbrei aus leuchtenden Größen besteht.

Unter dem Menschenvolk herrscht dasselbe Schauspiel: „Am

Baum der Menschheit drängt sich Blüt' an Blüte." Nicht nur die vornehmen Leute sind Sterne, sondern das ganze Volk, und da nun das Ganze größer ist wie der Teil, ist das Volk auch der wahre Glanz, von dem die „Genialen" ihren Lüster ableiten.

Unsere großen Männer sehen, wohl mit Recht, alle miteinander geringschätzig auf die große Masse herab. Diese ist der Plebs. Aber zugleich wissen doch alle bescheidenen Sterne ersten, zweiten und dritten Ranges, daß auch der Plebs seine Breitseite hat. Nur ein Zug fehlt noch, um die Ähnlichkeit des Bildes frappant zu machen, nämlich: die Zuckerhüte der Milchstraße liegen verhältnismäßig still, während die Menschenvölker leben und agieren. Hier unten ändert sich die Lage der Dinge merklich. Wer heute noch am Firmament prangt, sitzt morgen schon in der Patsche, und ist der Plebs, der lange schon in der Patsche gesessen, merklich dabei sich herauszuheben. Da werden „die Hohen erniedrigt und die Niedrigen erhöht werden". Die geringe Achtung, welche in der Vergangenheit das Volk mehr oder minder verdiente, schlägt in das Gegenteil um, mit der steigenden demokratischen Tendenz, die ihm die Gleichberechtigung mit dem Höchsten, wenn nicht gewonnen, so doch genähert hat und den endlichen Sieg zweifellos verheißt.

Wenn wir uns die Milchstraße dort oben und das Menschenvolk hier unten ansehen, sind wir berechtigt, die große Masse ein „gemeines Kraut" zu nennen und geringschätzig herabzusehen.

So tut denn auch jeder; nach Goethe: „Kessel schilt den Ofentopf, schwarz sind sie alle beide."

Jeder hat jemand unter sich, und das gemeine Pack schimpft auf das noch gemeinere. Lassen wir der Realität ihr Recht, aber verkennen wir auch das Ideale nicht, und kann man vom Volke gar nicht ideal genug denken.

Hoch preiset die Sterne! Aber nicht gar zu hoch. Sie haben ihren Glanz vom Volke geborgt; sind aus ihm als aus ihrer Ursache hervorgegangen und müssen mit ihrer Wirkung dahin zurückkehren. Sie lassen ihr Licht leuchten, während das Licht der Volksmasse unter dem Scheffel steht. Wer sieht nicht, daß letzteres immer stärker hervorstrahlt und berufen ist, schließlich die ganze Menschheit zu erleuchten!

Personen-Register.

Dietzgen, Joseph

Josef Dietzgens Sämtliche Schriften

Bd.: 3

Stuttgart 1920